

Predigten von  
H.H. Prof. Dr. Georg May

2004

Herausgegeben von Hartwig Groll

[www.glaubenswahrheit.org](http://www.glaubenswahrheit.org)

# Inhaltsverzeichnis

## Die Argumente der Ungläubigen

(1) Vom Segen des Christentums (25.01.2004) .....	4
(2) Menschenangst und Gottesfurcht (01.02.2004) .....	8
(3) Der Glaube, Aufgabe und Verheißung (08.02.2004) .....	11
(4) Gründe für den Unglauben (15.02.2004) .....	15
(5) Das Unglück aus dem Unglauben (22.02.2004) .....	18
(6) Die schlimmen Folgen der Gottlosigkeit (29.02.2004) .....	21
(7) Grenzen der Wissenschaft (07.03.2004) .....	24
(8) Der christliche Glaube und das Sittengesetz (14.03.2004) .....	28
(9) Was Christen auszeichnet (21.03.2004) .....	31
(10) Die Wahrheit über die Kreuzzüge (28.03.2004) .....	34
(11) Zeugen der Auferstehung – Zeugnis des Glaubens (11.04.2004) .....	37
(12) Die Auferstehung – Fundament des Glaubens (12.04.2004) .....	40
(13) Die Bedeutung der höchsten Güter (18.04.2004) .....	42
(14) Die bezeugte Wahrheit der christlichen Religion (25.04.2004) .....	45
(15) Die Unhaltbarkeit des Darwinismus (02.05.2004) .....	48
(16) Evolutions-Hypothesen (09.05.2004) .....	51
(17) Der Einspruch der gläubigen Vernunft gegen den Evolutionismus (16.05.2004) .....	54
(18) Erhöhung des Herrn, ein historisches Ereignis (20.05.2004) .....	57
(19) Die Offenbarung gegen den Evolutionismus (23.05.2004) .....	59
<i>Pfingsten – Die Kraft aus der Höhe (30.05.2004) .....</i>	<i>62</i>
<i>Pfingsten - Geist der Wahrheit (31.05.2004) .....</i>	<i>64</i>
<i>Die katholische Lehre vom dreifaltigen Gott (06.06.2004) .....</i>	<i>66</i>
<i>Das Märchen von der gemeinsamen Bibel (13.06.2004) .....</i>	<i>69</i>
<i>Die Lüge von der „gemeinsamen“ Taufe (20.06.2004) .....</i>	<i>72</i>

## Die Evangelien – das Wort Gottes

(1) Angriffe gegen die Wahrheit der Evangelien (27.06.2004) .....	75
(2) Über Einwände gegen die Glaubwürdigkeit der Evangelien (04.07.2004) .....	79
(3) Über die Bibelforschung der Modernisten (11.07.2004) .....	83
(4) Über eine unhistorisch-skeptische Theologie (18.07.2004) .....	88
(5) Über den Missbrauch der Religionsgeschichte (25.07.2004) .....	92
(6) Über die Evangelien als Tatsachenberichte (01.08.2004) .....	97
(7) Über die Zuverlässigkeit der biblischen Berichte (08.08.2004) .....	101
<i>Maria, das wahre Bild des Menschen (Mariä Himmelfahrt, 15.08.2004) .....</i>	<i>105</i>
<i>Den Nächsten lieben (22.08.2004) .....</i>	<i>108</i>
<i>Immer und überall Gott danken (29.08.2004) .....</i>	<i>111</i>
<i>Niemand kann zwei Herren dienen (05.09.2004) .....</i>	<i>114</i>
<i>Christus, der Herr über Leben und Tod (12.09.2004) .....</i>	<i>116</i>
<i>Christus, König über alle Welt (31.10.2004) .....</i>	<i>118</i>
<i>Die Verehrung der Heiligen (Allerheiligen, 01.11.2004) .....</i>	<i>121</i>

## Das hohe Gut des wahren Glaubens

(1) Über die Menschenfurcht (07.11.2004) .....	124
(2) Über Glaubensschwierigkeiten und Glaubenszweifel (14.11.2004) .....	128
(3) Über Phantasien ungläubiger Denker (21.11.2004) .....	132
(4) Über Gründe für den Glaubenszerfall (28.11.2004) .....	136
(5) Über den Atheismus (05.12.2004) .....	140
(6) Über die Scheidung der Geister (12.12.2004) .....	143
(7) Über die Verleugnung des Glaubens (19.12.2004) .....	146
<i>Weihnachten – Licht in der Nacht (1) (25.12.2004) .....</i>	<i>150</i>
<i>Weihnachten - Licht in der Nacht (2) (26.12. 2004) .....</i>	<i>153</i>
<i>Die Zukunft – näher zu Gott (01.01.2005) .....</i>	<i>155</i>
<i>Die Vergangenheit – Reue und Vergebung (02.01.2005) .....</i>	<i>158</i>
<i>Die Herrlichkeit des Herrn erscheint (09.01.2005) .....</i>	<i>160</i>

Prof. Dr. Georg May

## Die Argumente der Ungläubigen (1)

(Vom Segen des Christentums)

25.01.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Das Christentum hat versagt.“ „Die Kirche hat versagt.“ So hört man es allenthalben, wenn man mit Menschen spricht. „Das Christentum ist unfähig gewesen, die Welt zu verwandeln. Haß und Grausamkeit haben auch heute nach zweitausend Jahren noch ihre Stätte. So viele Jahrhunderte hat das Christentum Zeit gehabt, die Welt zu verwandeln, und immer noch brechen Wut und Zorn und Haß aus. Das Christentum hat versagt.“

Dieser Vorwurf trifft uns Christen schwer, denn wir sind ganz im Gegenteil davon überzeugt, daß das Christentum nicht versagt hat. Wir sind überzeugt, daß die Kirche nicht versagt hat, sondern daß sie seit zweitausend Jahren ihre Aufgabe erfüllt hat, gewiß mit all den Schwächen und Unzulänglichkeiten, die zu beobachten sind, wo Menschen überhaupt wirken, aber dennoch, daß die Kirche in diesen zweitausend Jahren eine gute Arbeit geleistet hat. Was den Vorwurf angeht, die Kirche habe zweitausend Jahre Zeit gehabt, so ist er fadenscheinig, denn seit zweitausend Jahren sind ungezählte Millionen und Milliarden von Menschen über diese Erde geschritten, und jeder mußte von neuem die Arbeit der Heiligung beginnen. Die Kirche mußte bei jedem von neuem versuchen, ihn zu den Geboten des Christentums und zum Heil zu führen. Jeder Mensch hat eine Spanne Zeit, zwanzig, fünfzig, achtzig, hundert Jahre, aber jeder muß neu die Arbeit beginnen, ein Christ zu werden. Die Liebe und die Opferbereitschaft und die Heiligkeit vererben sich nicht wie ein irdischer Besitz, sondern die Heiligung wird immer nur neu erworben durch die Entscheidung des Herzens des einzelnen. Und so muß die Kirche immer wieder von vorn beginnen, bei jedem Geschlecht, bei jeder Generation, bei jedem Einzelmenschen. Es ist deswegen töricht, zu sagen, das Christentum habe zweitausend Jahre Zeit gehabt. Nein, es hat nur die Lebenszeit, die der einzelne von Gott zugewiesen bekommen hat, und in dieser Lebenszeit ist er mit dem freien Willen begabt. Es hängt von ihm ab, ob er sich dem Christentum öffnet oder nicht. Das Christentum ist eine Einladung, ein Aufruf, aber man kann diese Einladung, diesen Aufruf mißachten. Der Herr hat es ja selbst in einem Gleichnis geschildert. Die Menschen wurden zu einem großen Hochzeitsmahl geladen, aber sie wollten nicht kommen. Der eine ging zum Pflügen, der andere in sein Geschäft, der dritte, um seine Frau zu holen. Die Menschen versagen sich der Einladung; sie überhören den Aufruf. Das ist der Grund, warum das Christentum nicht mehr erreicht. Es appelliert an den freien Willen, und den freien Willen bricht Gott nicht. Er warnt, er verheißt, er droht, er mahnt, aber brechen tut er den freien Willen nicht. Und das ist der Grund, warum das Christentum mit seiner Botschaft und mit seiner Gnade viele Menschen nicht erreicht. Die Menschen werden in unseren Breiten als Säuglinge getauft, und man sagt, man solle sie im Erwachsenenalter taufen, damit sie sich entscheiden können. Meine lieben Freunde, die Entscheidung, ob man sich zu Christus hält oder sich von ihm abwendet, wird niemandem abgenommen, ob er getauft ist oder nicht. Die Taufe erleichtert diese Entscheidung, weil sie eben den Menschen einbettet in die Gnade, die das Sakrament vermittelt, aber die Entscheidung muß er, auch wenn er getauft ist, später selbst fällen. Jeder kommt in die Jahre, wo er vor der Frage steht: Bleibst du dem Taufgelübde treu oder wirfst du es von dir? Also der Vorwurf, das Christentum habe zweitausend Jahre Zeit gehabt, ist töricht. Das Christentum muß seine Arbeit der Heiligung immer wieder von neuem beginnen, und je länger die Zeit voranschreitet, um so schwerer wird sein Dienst; denn wenn die Zeiten zum Ende kommen, wird es nicht besser auf Erden, sondern schlimmer.

Das Christentum hat in der Zeit, die ihm gegeben war, viel erreicht. Es hat den Menschen die Gnade und die Wahrheit vermittelt. Wir wissen, daß viele Menschen sich dieser Gnade und Wahrheit geöffnet haben. Es gibt keine Religion auf dieser Erde, die so viele gute und heilige Menschen aufzuweisen hat wie das Christentum.

Die Lehre des Christentums ist erhaben. Es gibt keine andere Religion, die ein so hohes Ethos besitzt wie das Christentum. Das Christentum hat die Nächstenliebe gepredigt, aber nicht nur die Nächstenliebe, auch die Feindesliebe. Die anderen sagen: Du sollst deinen Nächsten lieben, aber deinen Feind hassen. Das Christentum sagt: „Du sollst deinen Feind lieben.“ Und wir haben es ja eben in der Epistel gehört: „Wenn er Hunger hat, sollst du ihn speisen, und wenn er durstig ist, sollst du ihm zu trinken geben.“ Das ist die Lehre, das ist das Ethos des Christentums.

Das Christentum hat die Lehre von der Gleichheit und von der gleichen Würde aller Menschen in die Welt gebracht. Kein Rassismus, der sagt, die Germanen sind den Romanen überlegen, kein Rassismus, der ganze Rassen verurteilt und verdammt. Nein, das Christentum hat die Lehre von der gleichen Würde aller Menschen in die Welt gebracht, und das ist eine Großtat gewesen.

Das Christentum hat auch in der Tat bewiesen, daß es die Herzen vieler Menschen erreicht hat. Wir wissen, daß die Menschen, auch wenn sie das Christentum abgelegt haben, von den Werten leben, die das Christentum in die Welt gebracht hat. Am 9. Januar 1882 hat der Reichskanzler Bismarck im Reichstag sich an diejenigen gewandt, die das Christentum verworfen haben. Er sagte: „Auch diejenigen, die an die Offenbarung des Christentums nicht mehr glauben, möchte ich daran erinnern, daß doch die ganzen Begriffe von Moral, Ehre und Pflichtgefühl, nach denen sie ihre anderen Handlungen in dieser Welt einrichten, wesentlich nur die fossilen Überreste des Christentums ihrer Väter sind.“ Genau so ist es. Die Menschen, die sich nicht mehr als Christen betrachten, leben von den Werten, die das Christentum in die Welt gebracht hat, leben von den Resten dieser Werte, die sie auch heute noch mit sich herumtragen.

Auch in der Praxis hat das Christentum sich immer wieder bewährt. Wer eilt denn an die Katastrophenstätten dieser Erde? Es sind doch die christlichen Länder, die ihre Mannschaften dahin schicken. Unsere Entwicklungshelfer sagen: Wir bauen Straßen, und wir graben Brunnen, der Islam errichtet Moscheen. Ihm ist nur daran gelegen, neue Anhänger zu gewinnen, aber nicht, den Bedrängten und Verzweifelten zu Hilfe zu eilen. Nein, es ist falsch, zu sagen, das Christentum habe versagt. Das Christentum hat sich bewährt und bewährt sich immer noch, freilich nur in denen, die sich seiner Lehre geöffnet haben und die durch seine Gnade erhoben worden sind.

Wenn man vom Versagen des Christentums spricht, muß man weiter daran erinnern, daß die Christen nicht allein auf dieser Erde sind. Es gibt auch viele Nichtchristen; es gibt auch viele Feinde des Christentums. Das Christentum hat in seiner zweitausendjährigen Geschichte niemals ungestört seine Botschaft ausrichten und seine Gnade austeilen dürfen. Von Anfang an ist ihm Widerstand entgegengetreten. Als Paulus nach Rom kam, da sagten ihm die dortigen Juden: Wir wissen nur von dieser Lehre, daß ihr überall widersprochen wird. Juden und Heiden haben sich dem Christentum widersetzt, zunächst einmal literarisch. Sie haben also Schriften verfaßt, die das Christentum als falsch und irrig erweisen sollten. Der Heide Celsus hat im 3. Jahrhundert ein Buch geschrieben gegen das Christentum. Dort steht die unerhörte Behauptung, Jesus von Nazareth sei der Sohn, den Maria mit einem römischen Legionär im Ehebruch gezeugt habe. Die Juden haben in ihrem Talmud ganz ähnliche Märchen verbreitet. Der Talmud bezeichnet Jesus als einen Zauberer, der das Volk verführt hat; er sei gar nicht am Kreuze gestorben. Das steht im Talmud der Juden, und der Talmud ist eines der hauptsächlichsten Bücher der Juden.

So ist es durch alle Jahrhunderte weitergegangen. Als erbitterter Feind des Christentums trat der Islam auf. Ganze Länder hat er der Religion Christi entzogen. In ganz schlimmer Weise ist das Christentum bekämpft worden seit dem 18. Jahrhundert, wo die sogenannten Enzyklopädisten auftraten, also jene vom Glauben abgefallenen Männer in Frankreich, die mit ihrer Pseudowissenschaft das Christentum aus den Angeln heben wollten, Diderot, Lamettrie, Holbach, Voltaire. „Ecrasez l'infâme!“ Jeden seiner Briefe hat er unterschrieben: „Vernichtet die Schändliche (nämlich die Kirche), vernichtet die Schändliche. Ecrasez l'infâme!“ So ist es weitergegangen. Dann sind die Marxisten aufgetreten, Marx und Engels, und haben den Menschen den Glauben zu nehmen versucht. Dann kamen die Pseudonaturwissenschaftler wie Charles Darwin und Ernst Haeckel, und haben mit der Evolutionstheorie den

Glauben zerstören wollen. Was soll ich sagen von den zahllosen Literaten, die mit ihren schändlichen Romanen das Christentum bekämpfen, von Victor Hugo angefangen bis Günther Grass. So ist der geistige Kampf gegen das Christentum immer wieder angeheizt worden. Ich will unter diesen vielen Feinden des Christentums nur einen noch nennen, der von großem Einfluß geworden ist, nämlich den Philosophen Friedrich Nietzsche. In Hunderttausenden, nein, in Millionen von Exemplaren sind seine Bücher verbreitet worden, in allen Sprachen, bis nach China und bis nach Afrika. Der Inhalt dieser Werke ist der Haß gegen das Christentum. Darin steht: „Ich heiße das Christentum den einen großen Fluch, die eine große innerlichste Verdorbenheit, den einen großen Instinkt der Rache. Ich heiße es den einen unsterblichen Schandfleck der Menschheit.“ Nietzsche sagt der christlichen Moral den schärfsten Kampf an: „O meine Brüder, zerbrecht, zerbrecht mir die alten Tafeln!“ Das ist also der Angriff gegen die christliche Moral. Die alten Tafeln, das sind die Gebote des Christentums. Besonders heftig schlug er aus gegen die vom Christentum gepredigte Nächstenliebe. „Es ist unmenschlich“, schreibt er, „da zu segnen, wo einem geflucht wird.“ Es ist unmenschlich, da zu segnen, wo einem geflucht wird. Und doch hatte der Stifter des Christentums gesagt: „Segnet die, die euch fluchen!“ Braucht man sich zu wundern, daß nach solchen Ausbrüchen des Hasses das Christentum sich nicht ungestört entfalten konnte, daß viele Christen unsicher wurden, ihren Glauben verließen und sich vom Christentum abwandten?

Diese geistigen Bewegungen haben sich auch politisch betätigt. Sie haben sich Machtinstrumente geschaffen, Staaten und Organisationen, welche das Christentum bekämpften, und so ist es bis in die Gegenwart geblieben. Das Christentum wird heute in 40 Staaten dieser Erde verfolgt. Wenn die Christen versuchen, das öffentliche Leben aus dem Christentum zu gestalten, da treten ihnen die Gegner sofort entgegen. Ein Beispiel aus jüngster Zeit! Das Bundesland Sachsen hat dieser Tage ein Schulgesetz verabschiedet. Der sächsische Landtag hat diesem Gesetz nach heftigen Diskussionen zugestimmt, und zwar weil darin ein Verweis auf die christliche Tradition im europäischen Kulturkreis enthalten ist. Ein Verweis auf die christliche Tradition im europäischen Kulturkreis. Dieses Bildungsziel wird von den Gegnern der Christlich-Demokratischen Partei heftig bekämpft. Der Sprecher der PDS sagte, für seine Partei komme die Verankerung christlicher Werte einem Missionsauftrag an die Schule gleich. Und der SPD-Abgeordnete Weiß äußerte, mit der eingeführten Passage werde die weltanschauliche Neutralität der Schule in Sachsen aufgehoben. Es handle sich um „staatlich verordnete Christianisierung unserer Schulen“. So gereizt reagieren die Feinde des Christentums, wenn auch nur ein Bildungsziel erwähnt wird, das mit dem Christentum etwas zu tun hat, nämlich die christliche Tradition im europäischen Kulturkreis. Sie wollen das Christentum aus der Öffentlichkeit verdrängen und erklären es deswegen zur Privatsache. Religion, sagen sie, ist Privatsache. Ja, wieso eigentlich, meine lieben Freunde, wieso? Ist der Mensch denn geteilt? Kann man den Menschen in einen privaten und einen öffentlichen Menschen zerteilen? Ist nicht derselbe Mensch im Schrebergarten tätig und im Parlament? Und ist Gott nicht ein Herr bloß der privaten Sittlichkeit, sondern auch der öffentlichen Sittlichkeit? Soll nicht sein Gesetz herrschen nicht nur im stillen Kämmerlein, sondern auch draußen in der Welt, in der Wirtschaft und in der Politik?

Wenn die Religion nicht das Fundament des Staates bleibt oder wird, dann wird alles fragwürdig. Dann kann man sich hundertmal berufen auf die Menschenwürde, die angeblich unantastbar ist. Unantastbar heißt, solange es der augenblicklichen Mehrheit im Parlament gefällt. Wenn diese Mehrheit sich ändert, ändert sich auch die Menschenwürde. Es gibt keine absoluten Werte, ohne daß sie in Gott verankert werden.

Wiederum hat das niemand deutlicher gesehen als der Philosoph Friedrich Nietzsche. Der Ungläubige, so sagt er, kettet die Erde von ihrer Sonne los. „Wohin bewegt sie sich nun (die Erde)? Wohin bewegen wir uns? Fort von allen Sonnen. Stürzen wir nicht fortwährend rückwärts, seitwärts, vorwärts, nach allen Seiten? Gibt es noch ein Oben und Unten? Irren wir nicht durch ein unendliches Nichts? Haucht uns nicht der leere Raum an?“ Wahrhaftig, Nietzsche hat richtig gesehen. Wer Gott aus der Öffentlichkeit streicht, der überliefert die Welt dem Chaos.

Nein, meine lieben Freunde, nicht das Christentum hat versagt, nicht die christliche Lehre hat sich als untauglich erwiesen. Aber die Menschen, viele Menschen, zu viele Menschen haben sich als unfähig erwiesen, die Lehre des Christentums zu leben. Vielleicht war der eine oder andere von Ihnen einmal in London, im Hyde-Park. Im Hyde-Park kann jeder an einer Ecke sich aufstellen und Reden

halten, wenn er Zuhörer findet. Das hat sich auch ein englischer Dominikanerpater zunutze gemacht. Er hat sich in den Hyde-Park begeben und dort für das Christentum gesprochen. Da hat ihm einer von den Zuhörern zugerufen: „Die Kirche Roms, die Kirche Roms ist doch längst an ihrer Aufgabe gescheitert. Nach zweitausend Jahren Christentum sind die Menschen immer noch dieselben geblieben. Sie stecken tief in ihren Lastern, und von allen Seiten ist die Sünde in ständigem Steigen. Wie bei einer Überschwemmung geht es mit der wachsenden Schlechtigkeit der Menschen. Eure Kirche und Botschaft haben doch auch nur völlig versagt.“ So hat dieser Mann dem Dominikanerpater zugerufen. Der Pater ließ ihn ruhig zu Ende reden und sagte dann nachdenklich, scheinbar sogar ein wenig verlegen und kummervoll, ganz ernst: „Leider ist da vieles wahr, was Sie sagen. Zweitausend Jahre sind seit der Gründung der Kirche schon vergangen, und die Menschen sind dreckig von Lastern und mit Sünden beladen. Darf ich Sie aber darauf aufmerksam machen, lieber Herr, daß auch die Seife seit vielen Jahrhunderten schon erfunden ist, und doch haben Sie, wie ich sehe – entschuldigen Sie – keinen sehr sauberen Hals. Wollen Sie damit behaupten, daß die Seife nicht sauberwäscht? Da scheint es bloß mit der Anwendung etwas zu hapern. Man muß halt auch Gebrauch davon machen, von der Seife wie vom Glauben.“

Wie richtig, meine lieben Freunde, wie richtig! Daß die Menschen seelisch nicht sauberer sind und eher noch böser als besser werden, das hängt nicht mit dem Glauben zusammen, sondern das hat darin seine Ursache, daß sie den Glauben nicht angenommen haben und nicht leben. Mit dem Glauben ist es wie mit der Seife: Man muß ihn anwenden. Und wenn man ihn anwendet, dann wird er auch seine segensreiche Kraft entfalten.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Argumente der Ungläubigen (2)

(Menschenangst und Gottesfurcht)

01.02.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

In Nürnberg steht das Denkmal des Philosophen Ludwig Feuerbach, und auf diesem Denkmal ist eine Inschrift angebracht, die lautet: „Der Mensch schuf Gott nach seinem Bilde.“ Ich habe mich nicht versprochen, nicht: Gott schuf den Menschen, sondern: „Der Mensch schuf Gott nach seinem Bilde.“ Das ist nämlich der Kernsatz der Religionsphilosophie Ludwig Feuerbachs. Nicht Gott hat den Menschen geschaffen, sondern der Mensch hat Gott geschaffen, d.h. er hat sich ein Phantasieprodukt gedacht, eine Einbildung, eine Illusion. Und wie ist er dazu gekommen? Er ist dazu gekommen aus Angst. Die Angst hat die Gottesvorstellung hervorgetrieben. Der Mensch hat erlebt, wie er angesichts der Naturerscheinungen, der Katastrophen, der Seuchen, der Epidemien ohnmächtig war, unterlegen. Er konnte diese Naturerscheinungen nicht deuten, schon gar nicht beherrschen oder überwinden. In seiner Angst und Not nahm er seine Zuflucht zu einem Wesen, das mächtiger sein sollte als all die Naturerscheinungen. Das heißt: Er schuf sich in seiner Phantasie einen Gott, der über den Naturerscheinungen stand und sie beherrschen konnte, den er anfechten konnte, um ihn zu bitten, ihn vor den Unheilmächten zu schützen.

Was ist zu diesem Gemälde Ludwig Feuerbachs zu sagen? Ist es tatsächlich so, daß die Angst die Religion erschaffen hat? Daß die Angst im Menschen sitzt, ist keine Frage. „Angst ist eine Grundbefindlichkeit des Menschen“, hat einmal Martin Heidegger, der Freiburger Philosoph, geschrieben. Eine Grundbefindlichkeit des Menschen, d. h. sie ist in jedem Menschen vorhanden. Angst ist ein meist quälender, immer bedrückender und beunruhigender Gemütszustand angesichts vermeintlicher oder drohender Gefahren. Der Mensch ist tatsächlich von Angst gepeinigt. Die Angst ist nun allgemein. Wenn die Angst der Auslöser der Gottesvorstellung ist, dann müßte auch bei jedem Menschen die Gottesvorstellung vorhanden sein, dann müßte auch jeder Mensch religiös sein, dann könnte es keine religionslosen Menschen geben. Tatsächlich gibt es aber solche religionslose Menschen.

Im Jahre 1948 hatte ich ein merkwürdiges Erlebnis. Ich arbeitete bei einer Baufirma in München beim Abriß von Gebäuden. Neben mir arbeitete ein junger Russe, ein schöner, hochgewachsener junger Mann, blond und in der Waffen-SS aufgenommen, der nach dem Kriege in Deutschland geblieben war. Er stand auf der Mauer oben mit der Spitzhacke und schlug die morschen Steine ab. Auf einmal stürzte er herunter. Wir besuchten ihn dann im Krankenhaus und fragten ihn, was er denn empfunden habe, als er den Absturz erlebte. Er antwortete: „Wie ich merk, ich falle, denk ich: Scheißegal.“ Das war ein Mann, der sicher auch die Furcht gekannt hat, aber, ungläubig wie er war, hat die Gottesvorstellung in ihm keine Wurzel gefaßt. „Wie ich merk, ich falle, denk ich: Scheißegal.“ Kein Gedanke an Gott, keine Reue, kein Ruf um Rettung.

Die Religion entsteht nicht zwangsläufig aus der Angst. Wenn auch alle Menschen Angst haben, sind doch nicht alle Menschen religiös. Man kann nämlich versuchen, sich aus der Angst auch auf andere Weise zu befreien, z. B. indem man flieht von einem Ort zu einem anderen, indem man sich mit Drogen zu betäuben versucht, indem man Beruhigungsmittel nimmt oder schließlich indem man die Ausflucht im Selbstmord sieht. Nein, so allgemein, wie die Angst ist, sie führt nicht zwangsläufig zur Religion. Wenn die Religion auf der Angst vor den Naturgesetzen, vor den Naturgewalten beruht, dann müßte sie ja verschwinden, sobald die Naturgewalten beherrscht sind und die Naturgesetze bekannt sind. Nun ist in den vergangenen dreihundert Jahren ein gewaltiger Wissensfortschritt erzielt



worden. Die Menschen haben tatsächlich die Geheimnisse der Natur weitgehend entschlüsselt, und sie sind auch in einem erheblichen Maße Herr geworden über die Naturerscheinungen. Wir brauchen vor vielen Naturerscheinungen (wie Gewittern) keine Bange mehr zu haben, weil der Mensch gelernt hat, sie zu beherrschen. Wiederum die Frage: Wenn nun die Angst vor den Naturerscheinungen schwindet, wenn die Kenntnis der Naturgesetze wächst, müßte da nicht die Religion verschwinden? Tatsache ist, daß gerade die größten Naturforscher religiös waren. Es gibt ein Buch: „Gottbekenntnisse großer Naturforscher“, in dem Dutzende, nein Hunderte von solchen Bekenntnissen angeführt sind. Diese Männer kannten die Natur, sie kannten ihre Geheimnisse, sie kannten ihre Gefahren, und trotzdem hielten sie an der Gottesvorstellung fest. Man sieht, die Unkenntnis der Naturgesetze muß nicht die Gottesvorstellung hervortreiben, und die Kenntnis muß nicht die Gottesvorstellung beseitigen. Ich gebe gerne zu, daß die Furcht ein Weg zu Gott sein kann. Der Mensch sucht Hilfe und Trost bei Gott, und das ist richtig; denn Gott ist ein Gott der Allmacht und der Liebe. Die Furcht kann ein Weg zu Gott sein. Aber sie schafft damit nicht Gott, sondern sie führt nur zu ihm. Gott ist schon vorher da, bevor der Mensch den Weg zu ihm nimmt. Gewiß, er kann sich an Gott anlehnen, denn schließlich hat Gott zu Moses gesprochen: „Fürchte dich nicht, ich bin ja bei dir.“ Aber die Furcht ist nichts das Seinsprinzip Gottes, sondern das Erkenntnisprinzip. Sie bringt nicht Gott oder die Gottesvorstellung hervor, sondern sie führt zu Gott. So wie der Rauch nicht das Seinsprinzip des Feuers ist, sondern nur das Erkenntnisprinzip des Feuers. Wo Rauch ist, muß Feuer sein, weil das Feuer den Rauch erzeugt, aber nicht umgekehrt, der Rauch erzeugt nicht das Feuer. Es ist so: Das Erkenntnisprinzip und das Seinsprinzip lassen sich nicht austauschen. Die Furcht vor Gott, die Furcht vor den Naturgewalten schafft nicht die religiöse Anlage, sondern deckt sie nur auf. Die religiöse Anlage ist mit dem Menschen, mit seinem Geschaffensein gegeben. Weil der Mensch von Gott herkommt, ist er auch auf Gott verwiesen. Er hat eine Anlage zur Religion, sowie er eine Anlage zur Sprache, zur Kultur, zur Sittlichkeit und zum Recht hat. Und die Furcht kann diese Anlage in Bewegung setzen und aufwecken.

Gegen die Behauptung, der Mensch mache gewissermaßen ein Geschäft mit Gott: Ich bete dich an, und du sorgst für mich, du schüttest mich, spricht die Erfahrung. Diese Behauptung ist falsch. Die Religion ist kein Geschäft. Der religiöse Mensch weiß, daß Anbetung von Gott gefordert ist, weil Gott der Schöpfer ist, daß die Anbetung nicht notwendig und zwangsläufig vor Gefahren und Katastrophen bewahrt. Der religiöse Mensch ist genauso den Gefahren ausgesetzt wie der nichtreligiöse. Auch ihm kann der Frost die Saaten zerschlagen und der Hagel das Getreide zerstören, und oft und oft hat er dies erfahren. Aber die Religion hat er deswegen nicht aufgegeben, denn er weiß: Die Religion ist kein Geschäft. Wenn man mit einem Rosenkranz eine Hypothek abstoßen könnte und mit einer Wallfahrt eine Krankheit besiegen könnte, dann wäre die ganze Welt religiös, scheinreligiös, geschäftsreligiös. Und das darf nicht sein. Gott muß seine Souveränität, seine Freiheit auch gegenüber dem religiösen Menschen bewahren. Wir wenden uns bei unseren Bittgebeten an Gott und bitten um Erhörung. Aber Gott läßt sich nicht zwingen. Er bleibt der souveräne Herr. Er kann töten und lebendig machen, wie es ihm gefällt. Im Buche des Job steht der schöne Satz: „Wenn er mich auch tötete, ich würde nicht aufhören, auf ihn zu hoffen.“ Das ist Religion, das ist echte Religion, das ist Religion, die vom Geschäft nichts weiß. Wenn er mich auch tötete, ich würde nicht aufhören, auf ihn zu hoffen.

Auch die religiösen Menschen sind nicht frei von Furcht. Sie sind vor allen Dingen nicht frei von Furcht vor Gott. Die Gottesfurcht ist eine Gabe des Heiligen Geistes. „Es ist schrecklich“, so heißt es in der Schrift, „in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen.“ Gott ist ein fordernder Gott, Gott ist ein eifernder Gott, Gott stellt Ansprüche, hohe Ansprüche. Es besteht nach katholischem Glauben auch Ungewißheit über die Gnade, über den Gnadenstand und über das Heil, ganz anders, als Luther in seinen Verstiegenheiten behauptet. Es besteht Heils- und Gnadenungewißheit. Der Mensch kann nicht mit absoluter Gewißheit sagen und wissen, ob er in der Gnade steht und ob er das Heil erlangen wird. Und deswegen mahnt der Apostel: „Wirke dein Heil mit Furcht und Zittern!“ Wirke dein Heil mit Furcht und Zittern!

Nicht die Furcht erschafft Gott, aber Gott ruft Furcht hervor. Wir wissen, er ist der Rächer, und er ist der Richter, und deswegen kann man nicht unbesorgt sein. Im Spanischen Bürgerkrieg war ein Domherr, Riocha, von den Roten eingesperrt und wartete auf seine Hinrichtung. Am Abend vor der Hinrichtung besuchte ihn ein abgefallener Priester, der zu den Roten übergegangen war. Er begrüßte

ihn, indem er sagte: „Ich will kein Mißverständnis aufkommen lassen: Ich habe meinen Glauben verloren und stehe außerhalb der Kirche.“ Da antwortete der Domherr Riocha: „Sie Glücklicher! Sie Glücklicher! Ich wünschte, ich könnte meinen Glauben los werden. Morgen früh erschossen zu werden, fiel mir viel leichter, wenn ich der Meinung wäre, ich versänke danach in einen ewigen Schlaf.“ Wahrhaftig, meine lieben Freunde, es ist so, wie der Herr sagt: „Fürchtet nicht die, die den Leib töten können, fürchtet vielmehr den, der Leib und Seele im Feuer der Hölle verderben kann. Ja, sage ich, den sollt ihr fürchten!“

Nicht die Religion verdankt der Furcht ihre Entstehung, wohl aber die Religionslosigkeit. Die Atheisten wissen, Gott wird verkündet als Gesetzgeber und Richter. Gott ist Gesetzgeber. Er verlangt, daß sein Wille geschehe. Aber sie wollen den Willen Gottes nicht tun; sie wollen nicht nach den Geboten Gottes leben. Sie wollen tun, was ihnen paßt, was ihnen gefällt; und deswegen leugnen sie Gott. Weil sie den Gesetzgeber fürchten, deswegen suchen sie ihn vergessen zu machen. Wiederum hat Friedrich Nietzsche in seiner Ehrlichkeit die Wahrheit ausgesprochen: „Daß ich euch ganz mein Herz offenbare, ihr Freunde: Wenn es Götter gäbe, wie hielte ich's aus, kein Gott zu sein? Also gibt es keine Götter.“ Weil er also nicht selbst Gesetzgeber sein kann, sondern das Gesetz von Gott annehmen muß, deswegen leugnet er Gott. „Wenn es Götter gäbe, wie hielte ich's aus, kein Gott zu sein? Also gibt es keine Götter.“

Und ähnlich ist es mit Gott, dem Richter und Rächer. Gott kennt den Menschen, er sieht den Menschen, und er fordert ihn auf, einmal Rechenschaft über sein Leben zu geben. Die Heilige Schrift schildert das Gericht mit dem Bilde eines Buches, in dem alles eingetragen ist, was in Erdentagen geschehen ist. Und das ängstigt den Religionslosen. Und um dieser Angst zu entgehen, leugnet er den, der einmal Richter und Rächer sein kann. Wiederum hat es Friedrich Nietzsche treffend ausgesprochen: „Gott ist tot. Wir haben ihn getötet, ihr und ich. Nie gab es eine größere Tat. Aber er mußte sterben. Er sah mit Augen, welche alles sehen. Er sah des Menschen Tiefen und Gründe, alle seine verhehlte Schmach und Häßlichkeit. Er sah immer mich. An einem solchen Zeugen wollte ich Rache haben oder selber nicht leben. Der Gott, der alles sah, auch den Menschen, dieser Gott mußte sterben. Der Mensch erträgt nicht, daß ein solcher Zeuge lebt.“ Hier ist deutlich ausgesprochen, was den Atheisten bewegt, seinen Atheismus vor sich herzutragen wie eine Monstranz. Gott als Gesetzgeber und Richter ist verhaßt, deswegen muß er gelehnet werden.

Meine lieben Freunde, es ist nicht wahr, daß die Religion aus der Angst stammt. Die Religion stammt vom Schöpfer, der in den Menschen die Anlage hineingelegt hat, anzubeten. Der Mensch muß sich angesichts der Oberherrlichkeit und Souveränität Gottes als anbetendes Wesen verstehen. Und es bleibt deswegen das Wort der Heiligen Schrift in Kraft: „Nur der Tor spricht in seinem Herzen: Es ist kein Gott.“ Und auch das andere Wort von Roger Bacon bleibt in Kraft: „Die Religion ist das Aroma, das die Welt daran hindert, in Fäulnis überzugehen.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Argumente der Ungläubigen (3)

(Der Glaube, Aufgabe und Verheißung)

08.02.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

In jeder heiligen Messe am Sonntag beten wir: „Ich glaube“. „Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater. Ich glaube an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn. Ich glaube an den Heiligen Geist.“ Der Glaube macht den Menschen zum Christen. Die Christen sind Gläubige. Der Glaube bildet die Gemeinschaft der Kirche. Die Kirche ist eine Glaubensgemeinschaft. Der Glaube ist der Weg zum Himmel. Das Konzil von Trient sagt: „Der Glaube ist der Anfang des menschlichen Heiles, die Grundlage und Wurzel der Rechtfertigung.“ Und damit befindet sich das Konzil auf biblischem Boden, denn im Hebräerbrief heißt es, daß nur wer glaubt, in die Ruhe eingehen kann. Wir wollen heute drei Fragen stellen,

Was ist der Glaube?

Was verlangt der Glaube?

Was verheißt der Glaube?

Erstens, was ist der Glaube? Auch darüber gibt der Brief an die Hebräer Auskunft: „Es ist aber der Glaube das feste Vertrauen auf das, was man erhofft, ein Überzeugtsein von dem, was man nicht sieht.“ Ich wiederhole noch einmal diesen fundamentalen Satz: „Es ist aber der Glaube das feste Vertrauen auf das, was man erhofft, ein Überzeugtsein von dem, was man nicht sieht.“ Der Glaube als Handlung des Menschen, als Akt des Menschen, ist also Vertrauen und Überzeugung. Wer glaubt, vertraut darauf, daß Gott das erfüllen wird, was er verheißt hat. Wer glaubt, ist sich gewiß, daß Gott zu seinem Wort stehen wird, und das Wort Gottes bleibt in Ewigkeit. Glaube ist also Vertrauen auf die Erfüllung der göttlichen Verheißungen. Glaube ist aber darüber hinaus auch Überzeugung, Überzeugtsein, Überführtsein von der Wahrheit Gottes. Die Zuversicht, daß Gott seine Verheißungen erfüllen wird, ruht auf der Überzeugung, daß er sie kraft seines Wesens und seines Willens erfüllen kann und erfüllen will. Der Glaube ist eine innere Gewißheit von der Wahrheit dessen, was Gott geoffenbart hat, eine unter objektiver Nötigung stehende innere Gewißheit.

Der Inhalt des Glaubens ist in zwei Worten zusammenzufassen, nämlich er richtet sich auf Erhofftes und auf Unsichtbares. Der Glaube richtet sich auf Zukünftiges, auf die künftigen Heilsgüter, auf das, was Gott uns verheißt hat, und er hat uns ja viel verheißt. Die Haltung des Menschen, die auf diese Verheißungen antwortet, ist eben die Zuversicht, daß Gott erfüllt, was er verheißt hat, also, daß wir einmal schauen werden, was wir jetzt glauben, daß er uns retten wird, auch wenn unsere irdischen Bezüge, wenn unser irdisches Leben zugrunde geht. Der erste Inhalt des Glaubens ist Erwartetes, Erhofftes.

Aber er hat auch noch einen anderen Inhalt, nämlich es ist Unsichtbares. Wir können Gott nicht sehen; wir können die Gnade nicht messen; wir können die Gegenwart Christi im eucharistischen Opfersakrament nicht mikroskopisch untersuchen. Die Begriffe, Kategorien und Methoden, die wir für das Erfahrbare anwenden, versagen gegenüber dem Inhalt des Glaubens. Der Glaube richtet sich auf Unerfahrbares, auf etwas, was jenseits der Erfahrbarkeit liegt. Deswegen sagt der heilige Augustinus: „Glauben ist nichts anderes als Fürwahrhalten, was man nicht sieht.“ Und darin liegt die Schwierigkeit, die Schwierigkeit des Glaubens. In einem Buche von Bruce Marshall wird ein Börsenmakler vorgestellt, der sagt, er werde glauben, wenn man ihm eine Fotografie des Heiligen Geistes vorlegt. Es gibt keine Fotografie des Heiligen Geistes, es kann sie nicht geben, wir werden gleich sehen, warum

nicht. Manche Menschen sagen: Ich glaube nur, was ich sehe. Ja, meine lieben Freunde, was ich sehe, brauche ich nicht zu glauben. Glauben heißt ja etwas annehmen auf das Zeugnis eines anderen hin. Was ich sehe, das weiß ich mit der Gewißheit meiner Augen. Wenn meine Augen gut sind, sehe ich richtig.

Die Unsichtbarkeit ist eine Qualität des Göttlichen. Unsichtbarkeit bedeutet soviel wie Wesensverschiedenheit vom Irdischen. Unsichtbarkeit besagt auch die Unverfügbarkeit. Gott und die göttlichen Dinge sind unsichtbar, damit der Mensch sie nicht beherrschen kann, damit sich der Mensch nicht ihrer bedienen kann, damit der Mensch im Glauben sein Verdienst wahren kann. Wenn die göttlichen Dinge so greifbar wären wie mathematische oder naturwissenschaftliche Gesetze, dann bräuchte es keinen Glauben, denn diese muß man annehmen, wenn man nicht als Verrückter gelten will. Aber nur dann bleibt dem Glauben sein Verdienst gewahrt, wenn die Dinge, die er uns lehrt, unsichtbar sind. Nur dann bleibt dem Glauben die Freiheit gewahrt und der Entscheidungscharakter. Was ich greifen, messen, wägen kann, das brauche ich nicht zu glauben, das nehme ich an, weil die Sinne es mir sagen, weil die Vernunft es bestätigt. Aber was ich nicht mit den Sinnen ergreifen kann, was ich nur deswegen annehme, weil ein anderer mir davon Zeugnis gibt, das muß ich glauben, und das ist eine Entscheidung, und diese Entscheidung ist ein Verdienst, wenn sie für den Glauben ausfällt. Was ist der Glaube? Der Glaube, sagt der Hebräerbrief, „ist das feste Vertrauen auf das, was man erhofft, ein Überzeugtsein von dem, was man nicht sieht“.

Was verlangt der Glaube von uns? Nun, der Glaube ist zunächst einmal ein Geschenk Gottes. Er wird grundgelegt in der heiligen Taufe. Die Taufe schenkt uns den Habitus, die Anlage, zu glauben. Und deswegen ist es so wichtig, daß wir die Säuglinge taufen, damit sie die Anlage zum Glauben haben, damit sie von vornherein mit der Fähigkeit ausgestattet sind, im Entscheidungsalter sich zum Glauben zu bekennen. Aber damit nicht genug. Dieses Geschenk Gottes stellt bestimmte Forderungen an uns, nämlich erstens, daß wir nach der Wahrheit streben. Ja, meine lieben Freunde, wenn ich von der Wahrheit spreche, dann weiß ich, daß den meisten Menschen nichts gleichgültiger ist als die Wahrheit. Was sie interessiert, ist das Leben, der Lebensgenuß, die Lebensfreude; das bewegt sie. Die Wahrheit ist ihnen gleichgültig, die kann ihnen gestohlen bleiben. So ist es doch! Und das ist erschreckend, und das ist auch der Grund, warum der Glaube in so vielen stirbt oder nicht zur Entfaltung kommt, weil sie kein Interesse an der Wahrheit haben. Sie wollen gar nicht in ihrem Behagen gestört sein durch die Wahrheiten des Glaubens. Und das verlangt der Glaube, daß wir nach der Wahrheit streben, daß wir die Wahrheit suchen, daß wir sie pflegen, daß wir uns Wissen verschaffen vom Glauben, daß wir das Wissen vertiefen, daß wir immer neu in die Wahrheiten des Glaubens einzudringen versuchen im Laufe des Kirchenjahres, in dem sich ja die Wahrheiten des Glaubens immer wieder vor unseren Augen ausbreiten. Der Glaube verlangt, daß wir nach der Wahrheit streben, daß wir sie kennen lernen, daß wir sie pflegen und daß wir sie befestigen.

Das zweite, was der Glaube verlangt, ist ein rechtschaffenes Leben. Der Glaube ist nicht nur eine Angelegenheit des Verstandes oder der Vernunft oder des Willens; er ist auch eine Angelegenheit unseres täglichen Lebens. Der Glaube verlangt ein Leben aus dem Glauben. Wir können eigentlich nichts Höheres sagen über einen Menschen, als wenn wir ihm bestätigen, er lebt aus dem Glauben oder er lebt den Glauben. Das macht ja die Verkündigung so überzeugend, wenn ein Verkündiger den Glauben lebt und wenn er aus dem Glauben lebt und wenn er für den Glauben lebt. Nichts ist werbekräftiger für den Glauben, als wenn seine Zeugen nach dem Glauben leben und für den Glauben sterben. Wir Priester haben leider Gottes oft die Erfahrung gemacht, wie Menschen durch ihr liederliches Leben den Glauben verlieren. Die Glaubenszweifel beginnen nicht im Kopfe, sie beginnen im Unterleib. Wenn die Menschen sich den Trieben und Leidenschaften und schlechten Neigungen überlassen, dann fällt ein Stein nach dem anderen aus dem Glaubensgebäude heraus. Der Mensch erträgt es nicht, an einen rächenden Gott zu glauben, wenn er diesen gleichen Gott fortwährend beleidigt und kränkt. Wie sagte Nietzsche: „Der Gott, der alles sah, der mußte sterben. Der Mensch erträgt nicht, daß ein solcher Zeuge lebt.“ So geht bei dem, der nicht rechtschaffen lebt, eines nach dem anderen hin, zunächst die Osterbeicht und die Osterkommunion, dann der Sonntagsgottesdienst, dann das tägliche Gebet. Am Schluß steht er dann da nackt und bloß: Er hat den Glauben verloren. Ohne rechtschaffenes Leben ist es unmöglich, den Glauben zu bewahren.

Schließlich verlangt der Glaube noch ein Drittes, nämlich anhaltendes Gebet. Die Geschenke Gottes sind von solcher Art, daß sie uns verheißen sind und mit Gewißheit gewährt werden, wenn wir sie empfangen können, wenn wir bereit sind, sie aufzunehmen, wenn unser Herz leer ist für sie. Und das ist es, wenn wir um den Glauben beten. In jedem Rosenkranz, den wir beten, heißt ja beim ersten Ave Maria die Anrufung: „Der den Glauben in uns vermehre.“ Das ist so unentbehrlich wie das tägliche Brot; beten um den Glauben, beten, daß wir den Glauben behalten, daß wir den Glauben vertiefen, daß wir aus dem Glauben leben, daß der Glaube der Wegweiser unseres ganzen Lebens sein möge. Beten um den Glauben. Der Vater des besessenen Knaben hat es uns vorgemacht, wie man betet um den Glauben. Er sagt zu Jesus: „Wenn du etwas vermagst, dann zeige es uns, dann heile meinen Knaben.“ Da sagt der Herr: „Alles vermag, wer glaubt.“ Darauf gibt der Mann zur Antwort: „Herr, ich glaube; hilf meinem Unglauben!“ Ist das nicht ein Widerspruch: Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben? Nun, er will damit sagen: Ich bin schon bereit, die Wahrheit der Offenbarung anzunehmen, aber meine Bereitschaft ist so schwach, mein Glaube ist so krank, daß er fast wie ein Unglaube bezeichnet werden muß. Und deswegen fleht er: Herr, ich glaube, aber hilf meinem Unglauben! Die Apostel haben einmal gebetet: „Stell uns Glauben herzu!“ Das haben selbst die Apostel gebetet, denn sie wußten: Am Glauben hängt alles.

Drittes: Was verheißt uns der Glaube? Nun, meine lieben Freunde, der Glaube verheißt uns an erster Stelle den Sieg über die Welt. Das ist eine der schönsten Sentenzen aus den Schriften des heiligen Apostels Johannes: „Das ist der Sieg, der die Welt überwindet: unser Glaube.“ Mit Welt ist hier gemeint die im argen liegende Welt, die Welt, insofern sie eine Versuchung, eine Verlockung, eine Gefahr für uns bedeutet. Und diese Gefahr wird überwunden im Glauben. Wie ist das zu verstehen? Nun ja, der Glaube gibt eben die Kraft, das Unanschauliche über das Anschauliche zu setzen. Wer glaubt, über den kann die verführerische Macht der Welt keine Gewalt mehr gewinnen. Der Gläubige ist stärker als die Versuchungen, die von der Welt, vor allem vom Fleisch, ausgehen. Er kann sie überwinden. Das ist der Sieg, der die Welt überwindet. Das sehen wir, meine lieben Freunde, etwa an der Kinderarmut oder an dem Kinderreichtum unserer Ehen. Wer schwachen Glauben hat, der kann nur ein Kind haben oder zwei Kinder höchstens. Es reicht nicht für mehr, so sagen sie. Wer aber Glauben hat, der schenkt einer reichen Kinderschar das Leben im Glauben, daß Gott, der die Zähne gibt, auch das Brot für die Zähne geben wird. Der starke Glaube zeigt sich heute zumal in der Kraft, einer frohen Kinderschar das Leben zu schenken. Und wenn mir heute jemand sagt: Wir haben eine lebendige Pfarrgemeinde, dann frage ich, wie viele aus dieser Pfarrgemeinde haben denn mehr als zwei Kinder? Der Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet. Für den Gläubigen hat die Welt ihre betörende Kraft verloren. Der Glaube gibt die Kraft, das Unanschauliche über das Anschauliche zu setzen.

Zweitens, dem Glauben ist die machtvolle Hilfe Gottes verheißen. „Wenn du Glauben hast wie ein Senfkorn, dann kannst du zu dem Berge sprechen: Heb dich hinweg, und er wird sich hinwegheben.“ Das ist sicher eine der üblichen übertreibenden Redensarten, wie sie ja in der Heiligen Schrift häufig vorkommen. Es soll damit aber gesagt werden: Gott gibt uns so viel, wie wir glauben. Gott gibt uns so viel, wie wir vertrauen. Wir enttäuschen ihn und wir beleidigen ihn, wenn wir ihm nicht vertrauen, wenn wir ihm nicht zutrauen, daß er uns gibt, worum wir dringend und in heißem Flehen rufen. Dem Glauben ist die machtvolle Hilfe Gottes verheißen. Alles vermag, wer glaubt! Das ist tatsächlich so, und wir haben es ja eben bei dem Vater des besessenen Knaben gehört, wie er in der Kraft des Glaubens den Herrn angefleht hat und die Verheißung empfing: Alles vermag, wer glaubt.

Da will ich Ihnen eine Geschichte erzählen, eine wahre Geschichte. Die Geschichten, die ich erzähle, stimmen immer. Der Graf Stolberg war im Dienste von Dänemark. Er war Protestant wie das ganze Geschlecht Stolberg; er war Diplomat und hoher Beamter. Aber er hatte die Empfindung, daß der Protestantismus nicht die wahre Religion sein könne. Er suchte, er betete sieben Jahre lang. Eines Tages kam er mit seiner Frau in eine katholische Kirche, wo eben die Kinder zur Erstkommunion vorbereitet wurden. Der Priester sprach vom Glück, katholisch zu sein, und diese Predigt gab für Stolberg den letzten Anstoß. Er konvertierte zum katholischen Glauben mit seiner Frau und gab alles preis, seine hohe Stellung, sein großes Einkommen. Freundschaften zerbrachen, haßerfüllte Schriften wurden gegen ihn verfaßt. Aber Stolberg war ruhig und im Frieden, denn er war überzeugt, für den Glauben lohnt es sich, alles Irdische hinzugeben. Alles vermag, wer glaubt.

Und schließlich das Dritte, was der Glaube uns verheißt, nämlich der Lohn für den Glauben wird das Schauen sein. „Wahrlich, ich sage euch: Wer glaubt, hat das ewige Leben.“ Ja, wieso denn? Weil er in der heiligmachenden Gnade lebt, und die heiligmachende Gnade ist der Anfang des ewigen Lebens. Deswegen kann Johannes sagen: Wahrlich, ich sage euch: Wer glaubt, hat das ewige Leben. So sollen wir also glauben, was wir nicht sehen können, damit wir zu sehen verdienen, was wir glauben. Heute, meine lieben Freunde, wandeln wir noch im Dunkel des Glaubens oder besser im Halbdunkel des Glaubens, denn da ist ja ein Licht. Aber er ist eben noch nicht das volle Licht; er ist nur eine Anweisung auf das volle Licht. Wir müssen noch warten, bis die Schleier fallen. Einmal wird es wie Schuppen von unseren Augen abfallen, einmal werden wir sehen, was wir jetzt glauben. Einmal wird man uns nicht mehr höhnen dürfen: Wo ist denn euer Gott? Einmal wird er uns machtvoll begegnen, und wir werden sehen, er hat uns nicht getrogen. Er hat uns für das ewige Leben bereitet durch den Glauben.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Argumente der Ungläubigen (4)

(Gründe für den Unglauben)

15.02.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Wenn Sie am Sonntagmorgen zur heiligen Messe eilen, dann sind Sie oft allein. Ihre Nachbarn und Bekannten kommen nicht mit Ihnen zum Gottesdienst; sie sind abständig oder abgefallen. Eine Statistik, die mir sehr glaubwürdig scheint, berichtet, daß nur elf Prozent der katholischen Christen noch hinter dem Glauben der Kirche stehen – elf Prozent! Die meisten sind abständig oder abgefallen. Wir wollen heute die Frage stellen: Wie kommt es dazu? Wie kann es geschehen, daß Christen, die einmal durch das Licht der Taufe erleuchtet wurden, in der Firmung mit dem Heiligen Geist gestärkt wurden, vom Tisch des Schenkens gegessen haben, wie kommt es, daß diese Menschen ihren Glauben aufgegeben haben, nicht mehr beten, keinen Gottesdienst mehr besuchen und sich um die Gebote Gottes nicht kümmern? Ich will versuchen, in drei Punkten zu erklären, wie es zum Unglauben kommt.

Erstens, durch das Absinken ins Triebhafte. Der Mensch, der in feinerem oder brutalem Materialismus aufgeht, wird wertblind für das Geistige und erst recht für das Jenseits-Menschliche. Wem nur daran gelegen ist, es sich auf Erden behaglich zu machen, wer ständig in der Hauptsache besorgt ist um eine schöne Wohnung und ein reichliches Essen und einen guten Urlaub, einem solchen Menschen entschwindet das Göttliche und Jenseits-Menschliche. „Krankes Herz und voller Magen steigen nicht gern aufwärts.“ So sagt ein Sprichwort des Volkes. Krankes Herz und voller Magen steigen nicht gern aufwärts. Schon in der Zeit des Propheten Isaias gab es Menschen, die sich um Gott nicht scherten. Isaias beschreibt, wie diese Menschen ihr Leben zubringen: „Lustbarkeit und Jubel, Rinder töten und Schafe schlachten, Fleisch essen und Wein trinken: Eßt und trinkt, denn morgen sind wir tot.“ Diese Beschreibung, die vor 3000 Jahren gegeben wurde, könnte heute ebenso vorgebracht werden, und sie träfe zu. Wer nur an Berufsarbeit und Erholung, wer nur an Hausbauen und Verreisen interessiert ist, wer in Oberflächlichkeit und Lebensgenuß aufgeht, der verliert allmählich den Glauben.

Bruce Marshall hat einmal ein Gespräch beschrieben zwischen dem Kommunisten Bessier und dem katholischen Priester Gaston. Der Kommunist sagt zu dem Priester: „Du kannst deine Überzeugung predigen, bis du blau wirst im Gesicht, und kein Mensch kümmert sich darum. Aber die Arbeiter auf der ganzen Welt brauchen nur einmal unsere Lehre zu hören und begreifen sie sofort.“ Darauf entgegnet der Priester: „Jawohl, weil eine höhere Denkweise schwerer zu begreifen und mühsamer zu befolgen ist.“ Genau das ist es. Weil eine höhere Denkweise schwerer zu begreifen und mühsamer zu befolgen ist. Das Primitive bietet sich immer von selbst an; das Höhere kann man nur erlangen, wenn man sich aufschwingt und darum bemüht.

Zu diesem Materialismus gehört auch die Haltung des Spießbürgers, die nur nach dem Nutzen und nicht nach dem inneren Wert einer Handlung fragt, die nur dem unmittelbar Nützlichen Daseinsberechtigung und Wirklichkeit zuspricht. So fragen Menschen, die man einlädt zum Gottesdienst: Was habe ich davon? Was habe ich davon?! Wer nicht glaubt, hat nichts davon. Der Nutzen von Gottesdienst und Gebet erschließt sich nur dem, der glaubt. Der Herzog Alba war ein gläubiger Mann, aber von ihm wird eine merkwürdige Geschichte berichtet. Zu seiner Zeit fand eine Sonnenfinsternis statt, und ein Offizier fragte ihn, ob er sie beobachtet habe. „Nein“, sagte der Herzog Alba, „ich habe so viel auf Erden zu tun, daß ich nicht nach oben aufschauen kann.“ Mag ja sein, daß er viel zu tun hatte mit dem Aufstand in Holland z.B. Aber trotz der vielen Tätigkeit auf Erden muß man nach oben aufschauen. Wer nicht den Sternenhimmel sieht, sondern sich schon zeitig zur Ruhe begibt, der wird

niemals das Licht dieser Herrlichkeiten am Firmament erblicken, die Gott geschaffen hat. Also das ist der erste Grund für den Unglauben, das Absinken ins Triebhafte.

Der zweite Grund ist die Trägheit des Herzens. Das ist die unmerklichste, aber die gefährlichste Bedrohung des Gottesglaubens. Die Trägheit des Herzens stellt einen Mangel an Hochgemutheit vor. Sie will sich das Große nicht zumuten. Sie ist eine Art von Angst- und Schwindelgefühl, das den Menschen befällt, wenn er Gottes, der Größe Gottes inne wird, mit dem er in Verbindung treten soll. Er möchte der Verpflichtung zur Größe, die die Existenz Gottes für den Menschen mit sich bringt, entgehen. Er flieht daher vor Gott, weil er sich zu seiner Höhe nicht emporschwingen will. Er möchte in Ruhe gelassen sein, in Ruhe gelassen mit dem Sonntagsgebot, in Ruhe gelassen mit den Geboten überhaupt, in Ruhe gelassen mit dem täglichen Gebet. Er möchte in Ruhe gelassen sein. Er möchte sein Kaninchenglück haben. Kierkegaard, der große evangelische Theologe, nennt diese Haltung die Verzweiflung der Schwachen. Wahrhaftig, das ist es: die Verzweiflung der Schwachen. Besonders häufig ist die Flucht vor Gott aus schlechtem Gewissen. Der Böse empfindet Gott als Gefahr und Bedrohung. Deswegen sucht er ihn hinwegzureden. Er bemüht sich, sich selbst über das Dasein Gottes hinwegzutäuschen. Er will den Spiegel zerbrechen, der ihm seine Häßlichkeit zeigt. Es wird erzählt von einem Manne, der sehr häßlich war und sich im Spiegel sah, daß er den Spiegel zertrümmerte aus Zorn darüber, daß er selbst so häßlich war. Diese Menschen, die vom Glauben abfallen, zertrümmern den Spiegel des Glaubens, damit sie sich nicht mehr in ihrer Häßlichkeit erkennen können. Es täuscht sich, daß jemand zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen könnte, wenn er ein sittlich schlechtes Leben führt.

Wiederum hat Bruce Marshall ein Gespräch geschildert zwischen einem französischen Priester und dem Schaffner in der Untergrundbahn. Der Schaffner schimpft über die Menschen, über die schlechten Zeiten, über die Politik. Der Priester fragt ihn: „Warum versuchen Sie es nicht einmal mit der Religion?“ Der Schaffner entgegnet, er hätte es wiederholt mit der Religion versucht, aber er sei davon abgekommen, er sei entmutigt worden. Er habe gelesen, die Religion sei gegen Mißmut und Faulheit, gegen freie Liebe und gegen Betrügerei, und da könne sie nicht erwarten, daß sie die Franzosen anziehe. Da sagte der Priester, das sehe er ganz von der falschen Seite. Die Religion sei nur gegen diese Dinge, weil sie für andere sei. Sie sei für Fleiß und Nächstenliebe, für Keuschheit und Enthaltensamkeit. Nein, entgegnete der Schaffner, die Dinge, für die die Religion sei, seien ja noch viel niederdrückender als die, gegen die sie sei. Da wolle er sich doch lieber an die Politik halten, denn die wende sich nur gegen Menschen, die man sowieso nicht ausstehen könne. In diesem Gespräch ist enthalten, was viele Menschen von der Religion abhält oder sie zum Abfall von der Religion bringt. Die Gebote des Christentums sind zu beschwerlich. Der Kardinal Faulhaber hat einmal das schöne Wort gesagt: „Wenn das Einmaleins und der Pythagoreische Lehrsatz ebenso große Anforderungen an das sittliche Vermögen des Menschen stellte wie die Gebote Gottes, sie würden genauso ungläubig aufgenommen werden.“ Tatsächlich, so ist es. Die Welt wäre nicht ungläubig, wenn sie nicht unkeusch wäre. Vor einigen Jahren fiel ein katholischer Theologieprofessor in Deutschland vom katholischen Glauben ab. Er gab seine kirchliche Sendung zurück, trat aus der Kirche aus, heiratete die Frau eines protestantischen Geistlichen, die er ihm ausgespannt hatte. Seine Haushälterin beging aus Verzweiflung Selbstmord. Die Welt wäre nicht ungläubig, wenn sie nicht unkeusch wäre. Mein Lehrer Mörsdorf kommentierte diesen Fall mit dem Satz: „So weit können einen Menschen die Hormone treiben!“

In der Gegenwart hat die Trägheit des Herzens noch eine andere Form angenommen, nämlich die völlige Gleichgültigkeit und Abgestumpftheit. Sie ist geboren aus der Teilnahmslosigkeit des von der Härte und Betriebsamkeit des alltäglichen Lebens überbeanspruchten und daher übermüdeten menschlichen Herzens. In dem durch die Hast und die Unruhe, durch die Geschäftigkeit und Not des Alltags verkümmerten menschlichen Herzen sind die Fragen nach Gott verstummt. Der Pater Delp spricht davon, daß diese Menschen geradezu gottesunfähig geworden sind.

Die dritte Weise, wie es zum Unglauben kommt, sind Stolz und Haß. Sie widerstreiten der Hingabe an Gott am unmittelbarsten. Der Stolze schließt sich in sich selbst ab; er erkennt außerhalb seiner selbst keine Werte an. Er braucht sie nicht, so meint er; er genügt sich, wie er wähnt, selbst. Er empfindet Gott, dem er sich beugen soll, als Bedrohung, als Gefährdung der menschlichen Größe und Freiheit. Deswegen erklärt Bakunin: „Wenn es Gott gäbe, müßte man ihn vernichten.“ Stolz ist das größte Hindernis der Vereinigung mit Gott. Der Stolze ist blind, blind für die geistigen, überweltlichen



Werte, blind für den Wert Gottes. Im Jahre 1953 sprach ich einmal in Erfurt mit einem Arzt, und wir unterhielten uns über den Unglauben und über die Gründe des Unglaubens. Ich brachte verschiedene Gedanken vor. Der Arzt ließ sie nicht gelten. Er hatte eine einfache Erklärung für den Unglauben: „Die wollen alle nicht mehr beichten!“ Das heißt, sie wollen sich nicht als Sünder erkennen, nicht als Sünder kundgeben, sie wollen nicht die Vergebung erbitten, sie wollen autonom, losgelöst von Gott, leben. Vielleicht hat er recht, dieser Arzt in Erfurt.

Der Haß ist die Antwort des selbstsüchtigen, ins Böse verstrickten menschlichen Herzens auf die Heiligkeit Gottes. Gott ist in allem anders als der Mensch; er ist ihm überlegen, er tritt ihm fordernd und verpflichtend gegenüber. Er bedeutet deswegen eine tiefe Beunruhigung für denjenigen, der in einer überspitzten Autonomie leben will. Die Beunruhigung führt zur Unbehaglichkeit, und die Unbehaglichkeit weckt den Widerwillen, und der Widerwille reift aus im Haß, im Haß gegen Gott. So sagt es schon der Apostel Johannes: „Jeder, der Böses tut, haßt das Licht und kommt nicht ans Licht, damit seine Werke nicht offenbar werden.“ Der Haß gegen Gott, meine lieben Freunde, ist stärker als jeder andere Haß, weil der Wert, gegen den er sich richtet, ungleich höher steht. Der Mensch muß gewissermaßen einen größeren Aufwand machen, um sich gegen Gott zur Wehr zu setzen, einen größeren Aufwand als gegen jeden anderen Wert. Das gilt besonders für die durch Christus eingeleitete Epoche der Geschichte. In Christus ist Gott dem Menschen gleichsam auf den Leib gerückt. Wenn sich der Mensch dieses in Christus ihm nahegekommenen Gottes erwehren will, muß er heftigere Anstrengungen machen als der Gottlose in der vorchristlichen Zeit. Der Gotteshaß gewinnt deswegen in der christlichen Epoche der menschlichen Geschichte eine besondere, in der vorchristlichen Zeit nicht bekannte, ja nicht mögliche Heftigkeit. Wir haben solche Ausbrüche des Hasses erlebt im vorigen Jahrhundert in Mexiko, in Rußland, in Spanien, aber auch in Deutschland. In Mexiko gab es einen Minister namens Carabal, der seinen drei Söhnen die Namen Satan, Luzifer und Lenin gab. Er gab seinen drei Söhnen diese Namen: Satan, Luzifer und Lenin. Ein anderer, ebenfalls in Mexiko, ließ eine Visitenkarte drucken mit der Aufschrift „Persönlicher Feind Gottes“. Solche Ausbrüche des Hasses sind nur möglich in der christlichen Epoche der menschlichen Geschichte. Gottlos wird der Mensch, um Gott los zu sein. Niemand leugnet Gott als der, dem etwas daran liegt, daß es keinen Gott gibt.

Wir, meine lieben Freunde, die wir gläubig sein dürfen, denen Gott den Glauben geschenkt hat und erhält, wir wollen an diesem Glauben festhalten, wollen ihn schützen, verteidigen und, soweit es in unserer Kraft liegt, verbreiten. Denn dieser Glaube ist der Inhalt und das Glück unseres Lebens. Er ist der Trost unseres Sterbens.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Argumente der Ungläubigen (5)

(Das Unglück aus dem Unglauben)

22.02.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Der Mensch ist ein Geschöpf Gottes; seine Herkunft von Gott haftet ihm untilgbar an. Er ist ein gottentstammtes Wesen. Diese Abstammung von Gott verweist ihn aber auch auf Gott. Er kommt von Gott, und er soll zu Gott gehen; er ist für Gott bestimmt. Er soll Gott kennen, er soll ihn lieben, er soll ihm dienen. Wenn der Mensch seine Bestimmung verleugnet, geht er gegen sein eigenes Selbst an. Er wird zu einem zerrissenen, zu einem zerfallenen Wesen. Die Seinsneigung zu Gott bleibt bestehen, auch wenn der Wille sich von Gott abwendet. Der Ungläubige, der Gottlose ist immer ein zerrissener Mensch.

Diese Zerrissenheit äußert sich in mehrfacher Weise. Der Ungläubige ist ein unruhiger Mensch. Er findet keine Ruhe. Er geht ja weg von Gott, der der Friede ist, und deswegen muß er friedlos sein. Er flüchtet von Gott, der die Geborgenheit ist, also muß er ungeborgen sein. Er geht von Gott fort, der die Ordnung ist, also muß er ungeordnet werden. Glauben Sie nicht, wenn Ungläubige sagen, sie hätten den Frieden gefunden. Sie haben ihn nicht gefunden! Sie sind voll der Unruhe und jagen immer neuen Zielen nach, gehen immer neue Wege ab, aber kommen nie zum Ziele, weil sie nicht auf Gott zugehen. Die Ungläubigen sind von Unrast und Unruhe erfüllt. Ein solcher Ungläubiuger war der Reichspropagandaminister Dr. Joseph Goebbels. Er hatte durch Unzucht, die er als Student betrieben hatte, seinen Glauben verloren. Sein gläubiger Vater, sein frommer, gläubiger Vater, wurde gewahr, daß sein Sohn sich vom Glauben entfernt hatte. Er schrieb ihm einen Brief im Jahre 1919, der uns erhalten ist. In diesem Brief schreibt der Vater an den Sohn Joseph Goebbels: „Ein hiesiger Spinnereibesitzer war katholisch geboren und erzogen. Er verlor seinen Glauben, heiratete protestantisch und ließ die Kinder auch protestantisch erziehen. Die Kirche besuchte er nicht mehr. An einem Maiabend sah ich diesen Mann aus der Maiandacht kommen. Was hatte den mit Glücksgütern reich gesegneten Mann in die Kirche getrieben? Die innere Unruhe trieb den Mann nochmals dahin, wo er als Kind gekniet hatte. Die Welt hatte ihm den inneren Frieden nicht geben können.“ Und dann wandte er sich in demselben Briefe an seinen Sohn: „Auch du wirst dir doch einmal einen eigenen Hausstand gründen. Ich habe beim ersten Kommuniontage meiner Kinder dieses Schauspiel mit gläubigem Herzen und tränenden Augen gesehen, beglückt von dem Glück meines Kindes. Wie wird es an einem solchen Tage in dem Herzen eines ungläubigen Vaters aussehen und toben! Wird er sich seiner Jugend erinnern? Wie wird seine Vergangenheit auf ihm lasten? Der Ungläubige, der frühere Katholik, findet seine Ruhe nicht. Die jungen Jahre mögen diese Unruhe dämpfen, das Alter wird sie zur Qual machen.“ Unruhe ist das Schicksal des Ungläubigen.

Aber nicht nur Unruhe, sondern auch Orientierungslosigkeit und Angst. Der Ungläubige hat ja sein Ziel verloren, denn das Ziel, das uns allen gesetzt ist, ist Gott - ihn kennenzulernen, ihm zu dienen, ihn zu lieben. Das Ziel hat er verloren. Deswegen wird er orientierungslos. Er kann sich nur noch vorläufige, provisorische Ziele wählen, die ihn nicht beglücken und nicht erfüllen können. Und deswegen muß er auch immer neue Wege beschreiten, immer neue Richtungen einschlagen, aber er findet kein Ziel; denn er sucht nicht da, wo er suchen müßte, er sucht nicht zu Gott zu kommen. Der Ungläubige ist orientierungslos und ängstlich. Er ist ja nicht mehr in Gott geborgen, und deswegen muß die Angst ihn überfallen. Die irdischen Werte, die irdischen Schätze können ihn nicht trösten; sie können ihn nicht auf Dauer trösten. Sie mögen ihn eine Zeitlang betäuben, sie mögen ihn eine Zeit-

lang ablenken, aber sie können ihm nicht den Frieden geben. Deswegen ist im Ungläubigen Unsicherheit und Angst. Einer dieser Ungläubigen war Voltaire. Eines Tages erhielt Voltaire einen Brief von einem seiner Schüler, der ihm schrieb, es sei ihm gelungen, die Furcht vor der Hölle los zu werden. Darauf antwortete Voltaire: „Da sind Sie glücklicher als ich. Mir ist es noch nicht gelungen.“ Der Ungläubige ist voller Unruhe und voller Angst.

Er ist auch ein einsamer Mensch, denn wenn Gott den Menschen nicht umgibt und umsorgt, dann verliert der Mensch die Gemeinschaft, die höchste, die trefflichste, die beglückendste Gemeinschaft, die Gemeinschaft Gottes. Der Ungläubige ist einsam, denn er hat den höchsten Gefährten verloren, den der Mensch haben kann, Gott. Und weil er einsam ist, weil er nicht mehr die Gemeinschaft Gottes genießt, sucht er die Gemeinschaft der Menschen. Er ist rastlos bemüht, sich mit Menschen zu umgeben. Er kann nicht allein bleiben; es gibt keinen gottlosen Einsiedler. Einer dieser Gottlosen, die nicht allein bleiben können, war Adolf Hitler. Der Reichspressechef Otto Dietrich, der ja ständig um Hitler war, schreibt in seinen Lebenserinnerungen: „Hitler konnte nicht allein sein. Es war auffallend, wie sehr er davor zurückschreckte. Es war mir oft, als fürchtete er sich vor sich selbst und seiner eigenen inneren Zwiesprache.“ Der Gottlose, der Ungläubige ist einsam, weil er Gott verloren hat, und dieser Einsamkeit zehrt an ihm und beunruhigt ihn. Wiederum hat kein anderer als Friedrich Nietzsche diese Einsamkeit des Gottlosen in ergreifende Worte gefaßt. Er spricht den Gottlosen an: „Du wirst niemals beten, niemals anbeten, niemals in unendlichem Vertrauen ausruhen. Du versagst es dir, vor einer letzten Weisheit, letzten Güte, letzten Macht stehen zu bleiben und deine Gedanken abzuschirren. Du hast keinen Wächter, hast keinen Freund für deine sieben Einsamkeiten. Du lebst ohne den Ausblick auf ein Gebirge, das Schnee auf dem Haupte und Gluten in seinem Herzen trägt. Deinem Herzen steht keine Ruhestatt offen, wo es nur zu finden und nicht mehr zu suchen hat. Du wehrst dich gegen einen letzten Frieden. Mensch der Entsagung, in all dem willst du entsagen? Wer gibt dir die Kraft dazu? Noch fand niemand diese Kraft.“

Der Gottlose ist unruhig, orientierungslos und einsam. Aber er kommt von Gott nicht los. Er sucht fortwährend Gemeinschaft, Gemeinschaft der Menschen, mit denen er sich zusammentun kann. Es gibt zahllose Gottlosenbünde: Monistenbund, Bund für Geistesfreiheit, Humanistische Union, Freidenkerverband und wie das alles heißt. In der Gemeinschaft fühlt er sich sicherer, als wenn er allein steht. Wenn er die anderen zu seiner Ideologie bekehrt, dann meint er, er finde Ruhe. Und so ist er rastlos tätig als Missionar des Unglaubens. Ja, meine lieben Freunde, niemand spricht so viel und so oft von Gott wie der Gottlose. Es ist ganz merkwürdig: Die Gläubigen schweigen, sind zurückhaltend, manchmal auch ratlos oder gar feige, aber die Gottlosen, die Ungläubigen tragen ihren Unglauben zu Markte. Sie reden fortwährend davon. Bruce Marshall, der schottische Schriftsteller, schildert einmal eine Nonne, die ihren Glauben verloren hat und aus dem Kloster ausgetreten ist. Und diese Nonne sagt: „Jetzt, wo ich nicht mehr glaube, entdecke ich mich selbst dabei, daß ich dauernd an Gott denke.“ Der Mensch, der Gott los sein will, kommt von Gott nicht los.

Die Freigeister können von Gott nicht schweigen, weil ihr Gewissen nicht davon schweigt. Sie lassen niemanden mit ihren zudringlichen Reden über die Religion in Ruhe, weil ihnen die Religion keine Ruhe läßt. Sie wollen alle Erinnerung an Gott auslöschen, und das ist der Grund, meine lieben Freunde, warum man die Kreuze aus den Schulen und aus den Gerichtssälen zerrren will. Das ist der Grund, warum man sich gegen das Glockenläuten wendet, warum die Kirchtürme verschwinden sollen, warum die Priester ihre geistliche Kleidung nicht mehr tragen sollen. Sie wollen nicht mehr an Gott erinnert sein. Dafür haben wir Dutzende historischer Beispiele. In der Französischen Revolution, also am Ende des 18. Jahrhunderts, wurde die Trennung von Kirche und Staat, wie man das nennt, beschlossen. Das heißt, der Staat sollte atheistisch sein, denn wenn es eine Trennung von der Religion gibt, dann bleibt ja nichts übrig, als daß man Atheist ist. Kirchen wurden geschlossen, den Priestern wurde das Tragen der geistlichen Kleidung verboten, der Sonntag wurde abgeschafft, eine Zehntageweche eingeführt, viele Priester ausgewiesen, eingesperrt, ermordet, ertränkt, die berüchtigten Noyaden, die Ertränkung der Priester in der Loire. Das war die Französische Revolution. Und ihre Ausläufer haben wir im Anfang des 20. Jahrhunderts gespürt, als der Laizismus in Frankreich erneut triumphierte und eine radikale Trennung von Staat und Religion, von Staat und Schule durchführte. Andere haben es ihnen nachgemacht, in den zwanziger und dreißiger Jahren vor allem in Mexiko. Damals tobte dort ein furchtbarer Kirchenkampf. Die Religion war verboten, Priester wurden ausgewiesen, eingesperrt,

ermordet. Gläubige Laien wurden ins Gefängnis geworfen und starben mit dem Rufe: „Es lebe Christus, der König!“ Die Anführer im Kampfe gegen die katholische Kirche in Mexiko waren die Kommunisten, die Freimaurer und die Protestanten. Das wollen wir nicht vergessen. Und wie war es dann in Spanien in den dreißiger Jahren, als der Sturm gegen die Kirche losbrach, als die Kirchen geschlossen und verwüstet wurden, als man die Klöster anzündete und die Ordensleute ermordete? Tausende von Priestern haben in Spanien den Martertod erlitten in dieser Zeit, elf Bischöfe darunter. Der Gottlose kann die Existenz von Gläubigen nicht ertragen. Er will die Verkündigung ausmerzen, indem er die Verkündiger umbringt.

Wir haben die Anfänge dieser Entwicklung heute unter uns, meine lieben Freunde. Sie wird weitergehen. Machen Sie sich darauf gefaßt, daß die Gottlosen und die Ungläubigen alles daran setzen werden, die Kirche zum Schweigen zu bringen und aus der Öffentlichkeit zu verdrängen. Ich war einmal selbst Zeuge, als ich in einem Gasthaus saß und das Mittagessen einnahm, wie die Feinde der Religion auf religiöse Zeichen reagieren. Da saßen an meinem Tisch zwei Leute, ein Ehepaar. Während des Essens fing es an, zum Engel des Herrn zu läuten. Da wurde der Mann ganz unruhig, und er wurde ausfällig und regte sich über das „Gebimmel“ auf. Er konnte es nicht ertragen, daß er durch die Glocken, durch das Glockenläuten an Gott, an die Kirche, an die Religion erinnert wurde.

So ist die Verfassung des Gottlosen. Er findet keinen Frieden, bis er nicht wieder zu Gott zurückgefunden hat. Es gibt einen Rückweg. Niemand ist von Gott aufgegeben, alle sind zur Bekehrung eingeladen. Einer dieser Gottlosen hat in einer ruhigen Stunde zugegeben, was ihm fehlt, seitdem er Gott aufgegeben hat: „Nein, komm zurück mit allen deinen Martern, zum letzten aller Einsamen! O komm zurück! Alle meine Tränenbäche laufen zu dir den Lauf, und meine letzte Herzensflamme, dir glüht sie auf. O komm zurück, mein unbekannter Gott, mein Schmerz, mein letztes Glück!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Argumente der Ungläubigen (6)

(Die schlimmen Folgen der Gottlosigkeit)

29.02.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Nicht ein förmlicher Beweis für die Existenz Gottes, aber ein eindrucksvoller Hinweis auf seine Existenz ist die Tatsache, daß die Verweigerung der Hingabe an Gott und der Unterwerfung unter Gott den Menschen und die Erde zerstören. Wer Gott nicht anbetet, der verfällt der Herrschaft des Satans. Eine dritte Möglichkeit gibt es nicht. Entweder man gehört zu Gott, oder man gehört zum Teufel. Das Evangelium des heutigen Sonntags hat diese Alternative ganz klar aufgewiesen. Der Mensch kommt von Gott und geht zu Gott. Er ist von Gott geschaffen, und er ist für Gott bestimmt. Wenn der Mensch ohne Gott leben will, obwohl er doch für Gott sein soll, dann lebt er in einem tiefen Zwiespalt. Der Mensch, der seine Gottgehörigkeit vergißt, ist ein zerspaltener, ist ein zerrissener, ist ein mit sich selbst im Unfrieden lebender Mensch.

Er lebt in einem Seinswiderspruch. Sein Wesen ruft ihm zu, daß er zu Gott gehört, und sein Wille weigert sich, diese Gottgehörigkeit zur Kenntnis zu nehmen. Er kommt deswegen nicht zur Erfüllung, sondern muß in ewiger Unerfülltheit leben; denn Erfüllung gibt es nur, wenn der Mensch seine Gottgehörigkeit annimmt und ihr entsprechend lebt, wenn sein Wille mit seinem Wesen übereinstimmt.

Der Mensch, der in Unglauben verfällt, wird auch orientierungslos. Er hat keine Macht mehr, die ihm gebietet, er hat kein Ziel mehr, an das er sich halten könnte. Wenn er Gott verliert, verliert er die Aussicht auf die Berge, nach denen er Ausschau halten soll. Der gottlose Mensch ist der orientierungslose Mensch; es gibt dann keinen höchsten Gesetzgeber mehr. Im Buche „Die Brüder Karamasow“ von Dostojewski läßt der Dichter den Iwan sprechen: „Wenn es keinen Gott gibt, ist alles erlaubt.“ Tatsächlich, so ist es. Denn wenn es keinen Gott gibt, gibt es kein unverbrüchliches Sittengesetz mehr. Wenn es keinen Gott gibt, dann entscheidet eben der Nutzen oder der Erfolg, aber nicht mehr das Gesetz Gottes über gut und böse. Wenn es keinen Gott gibt, dann versteht der Mensch sich selbst nicht und die Welt nicht, dann verfällt er der Selbstsucht, der Lüge und dem Hass; er wird wahrhaft orientierungslos. Dann entscheidet die Mehrheit, die Mehrheit in allen Fällen und die Mehrheit in allen Sachen. Das ist es ja, meine lieben Freunde, was die große Gefahr der parlamentarischen Demokratie bedeutet: Die Mehrheit hat immer recht, auch wenn sie gegen Gottes Willen steht. Das ist die große und nicht abzuändernde Gefahr der parlamentarischen Demokratie: Mehrheiten entscheiden, nicht die Wahrheit.

Wer den Gottesglauben aufgibt, der verliert die Orientierung. Niemand hat das hellsichtiger gesehen als der Philosoph Friedrich Nietzsche. „Wohin ist Gott? Wir haben ihn getötet. Wir alle sind seine Mörder. Wie vermochten wir das Meer auszutrinken? Wer gab uns den Schwamm, um den ganzen Horizont wegzuwischen? Was taten wir, als wir die Erde von ihrer Sonne losketteten! Wohin bewegt sie sich nun? Wohin bewegen wir uns? Fort von allen Sonnen. Stürzen wir nicht fortwährend und rückwärts, seitwärts, vorwärts, nach allen Seiten? Gibt es noch ein Oben und ein Unten? Irren wir nicht durch ein unendliches Nichts? Haucht uns nicht der leere Raum an? Ist es nicht kälter geworden? Kommt nicht immerfort die Nacht und mehr Nacht? Gott ist tot, und wir haben ihn getötet.“

Mit dieser Parole vom Tode Gottes ist natürlich nicht gemeint, daß der Mensch das göttliche Wesen umbringen könnte, sondern er kann allein den Gottesglauben in den Herzen der Menschen töten. Das vollbringt er, dazu ist er fähig. Und diese Tat hat ihre Auswirkungen in der Orientierungslosigkeit des Menschen.

Eine weitere Auswirkung ist die Einsamkeit und die Heimatlosigkeit des Gottlosen. Der Mensch hat niemanden mehr, dem er seine geheimsten Gedanken anvertrauen kann. Der Mensch, der Gott

aufgegeben hat, ist mit seinen Zweifeln und mit seinen Verzweiflungen allein. Er hat kein Du mehr, das sein Wesen kennt und dem er sich bedingungslos überlassen kann. Nietzsche hat die Heimatlosigkeit des gottlosen Menschen so geschildert: „Die Krähen schrei'n und ziehen schwirren Flugs zur Stadt. Bald wird es schnei'n. Wohl dem, der jetzt noch eine Heimat hat. Nun stehst du starr, schaust rückwärts ach, wie lange schon. Was bist du Narr vor Winters in die Welt gefloh'n? Die Welt, ein Tor zu tausend Wüsten, stumm und kalt; wer das verlor, was du verlorst, macht nirgends halt. Nun stehst du bleich, zur Winterwanderschaft verflucht, dem Rauche gleich, der stets nach kälter'n Himmeln sucht. Flieg, Vogel, schnarr dein Lied im Wüstenvogelton. Versteck, du Narr, dein blutend' Herz in Eis und Hohn! Die Krähen schrei'n und ziehen schwirren Flugs zur Stadt. Bald wird es schnei'n. Weh dem, der keine Heimat hat!“

Orientierungslosigkeit und Heimatlosigkeit sind die Folge des Unglaubens, des Gottverlustes. Schließlich endet ein solcher Mensch in der Sinnlosigkeit. Er wird zum Nihilisten. Er kann versuchen, in der sinnlos gewordenen Welt einen vorläufigen Sinn zu schaffen. Er kann sich einen Teil der Wirklichkeit ausschneiden und versuchen, damit zurechtzukommen. Und das tun ja viele Menschen, die den Glauben verloren haben, die leben, als ob es keinen Gott gäbe. Sie schneiden sich einen dürftigen Teil der irdischen Schätze aus. Und wenn es nicht mehr weitergeht, dann greift man zur Pistole oder zu den Tabletten und bringt sich um. Die Gottlosigkeit führt zur Sinnlosigkeit, und die Sinnlosigkeit macht sich bemerkbar in der Angst, in der Angst, die den Menschen umkrallt. Wie von Furien gepeitscht ist der Gottlose und findet keine Ruhe, und wenn er die Angst abzuschütteln versucht, dann wirkt sie weiter in der Neurose. Nicht umsonst ist die Zahl der Menschen, die heute zu Nervenärzten flüchten, so hoch, weil der Gottverlust auch den Selbstverlust nach sich zieht.

Die Gottlosigkeit führt zur Selbsterstörung des Menschen. Der Mensch zerstört aber nicht nur sich selbst, er zerstört auch die Welt, er zerstört auch die Erde, und zwar zuerst die Gesellschaft und dann die übrige Erde. Er zerstört die Gesellschaft, weil die Gottlosigkeit den Menschen seiner Bürgerschaft beraubt. Wenn der Mensch nicht von Gott kommt, dann ist er eine sinnlose Leidenschaft oder ein hochgezüchtetes Raubtier. Dann ist er eine Art von Raubaffen, und Raubaffen behandelt man eben wie Affen. Man kann mit ihnen tun, was man will. Wenn der Mensch nicht von Gott verbürgt wird, dann gibt es keine Menschenwürde mehr, die unantastbar ist. Der Mensch wird zum Raubtier.

Die menschlichen Raubtiere werden zu Untermenschen. Sie entfesseln den Krieg aller gegen alle. Und dieser innere Kampf ruft den Diktator, der die Raubtiere bändigen soll. Die Diktatur wiederum ruft nach dem Revolutionär, der das Joch abschütteln will. Und so wächst das Unheil unabsehbar heran. Kein anderer als Papst Leo XIII. hat schon im 19. Jahrhundert diese Entwicklung vorausgesehen, als er einmal schrieb: „Sobald dem Menschen die Hoffnung und Aussicht auf unvergängliche Güter genommen ist, stürzt er sich gierig auf die irdischen Güter, und von diesen sucht ein jeder, so viel er vermag, an sich zureißen. Daher Eifersucht, Mißgunst, Hass, dann schändliche Pläne, Revolutionsgelüste, wahnsinnige Umsturzideen überall. Kein Frieden draußen, keine Ruhe drinnen, das gesellschaftliche Leben verwüstet durch Verbrechen.“

Wir erleben es ja in der Gegenwart, wie es in unserer Gesellschaft immer schlimmer wird. Der Staat macht ohnmächtige Versuche, das Chaos zu bannen - sie gelingen nicht. Der jüngste Versuch besteht darin, den Jugendlichen den Genuß von alkoholischen Getränken abzugewöhnen, indem man sie verteuert. Ja, meine lieben Freunde, das ist ja eine ganz äußere und äußerliche Maßnahme. Die Jugendlichen müssen Tugenden entwickeln, kraft derer sie sich alkoholische Getränke versagen. Sie müssen sich dazu erziehen, daß sie das Gift erkennen, das in diesen Getränken verborgen ist. Nicht mit Preiserhöhungen schafft man bessere Verhältnisse, sondern indem man die Menschen ändert, indem man sie erzieht, sich selbst zu erziehen, indem man sie bewegt, Tugenden zu schaffen, Fertigkeiten im Guten zu lernen.

In Frankreich gab es im vorigen Jahrhundert einen Ministerpräsidenten, der unter dem Namen „der Tiger“ in die Geschichte eingegangen ist. Es war Clemenceau. Clemenceau war ein radikaler Atheist. In seinem ganzen Leben hat er die Religion bekämpft, die Kirche unterdrückt und die Gläubigen verspottet. Aber als er ans Sterben kam, da hat Clemenceau ein Schreiben an seinen Freund Hervé gerichtet, und in diesem Schreiben heißt es: „Ich verlasse die Welt. Sie wissen, daß ich mein Leben lang über die Religion gespottet habe, und das gleiche tut meine ganze republikanische Zeitgenossenschaft. Ich bin jetzt sicher, daß es unmöglich ist, eine Gesellschaftsordnung auf dem Unglauben

aufzubauen. Wäre ich früher zu dieser Einsicht gekommen, würde ich sie ohne Furcht vor Spott vertreten haben. Ich ermächtige Sie, mein Vermächtnis öffentlich bekannt zu machen zur Lehre der jungen Generation.“ Der Unglaube zerstört die Gesellschaft.

Er zerstört auch die Erde; denn der Unglaube weckt die schlechten Triebe und Neigungen im Menschen auf oder verstärkt sie. Er erzeugt im Menschen die Haltungen der Selbstsucht, des Hasses und der Gier. Und diese Haltungen zerstören die Erde. Weil der Ungläubige die Erde nicht mehr in Gott gegründet sein läßt, nimmt er ihr auch ihre Würde, daß sie nämlich von Gott kommt. Weil er sich die Welt nicht von Gott erklären läßt, versteht er die Welt nicht. Nur wer sich die Erde von Gott erklären läßt, versteht die Erde. Ein typisches Beispiel für diese Haltung ist die Partei der Grünen. Sie möchten an jeden Froschteich einen Wächter stellen und treten für erneuerbare Energien ein. Nichts dagegen! Sie sorgen sich um aussterbene Arten. Nichts dagegen! Sie sind für Umweltschutz. Nichts dagegen! Aber das Entscheidende, das lassen sie beiseite: sie lassen den Menschen vor die Hunde gehen. Sie haben nichts dagegen, daß Kinder im Mutterleib zerstückelt werden. Sie haben nichts dagegen, daß die sexuelle Perversion zur rechtlich geordneten Gemeinschaft gemacht wird. Sie haben nichts dagegen, daß Deutschland überfremdet wird von Menschen, die in unsere Kultur überhaupt nicht passen. Sie haben die Orientierung verloren, weil sie Gott verloren haben.

Die Gottlosigkeit entfesselt im Menschen die Instinkte der Zerstörung. Der Mensch findet, wenn diese Zerstörung fortschreitet, auf Erden nicht mehr, was er braucht zum Essen, zum Kleiden und zum Wohnen. Die Zerstörung der Erde ist ein irreversibler, nicht umzukehrender Prozeß, und der Gläubige weiß, warum es so kommt. Wo Gott nicht herrscht, da herrscht der Satan, und der Satan ist der Zerstörer der Welt.

Heute, meine lieben Freunde, am ersten Fastensonntag, wo wir vom Kampfe des Herrn gegen den Satan gehört haben, wollen wir unsere Entschlossenheit erneuern, mit Gott zu leben und mit Gott zu wirken; denn wir wissen, daß das eintrifft, was der Prophet Jeremias einmal seinem Volk gepredigt hat: „Alle, die dich verlassen, o Gott, werden zuschanden. Die von dir abfallen, werden in den Staub geschrieben, weil sie den Herrn, die Quelle lebendigen Wassers, verlassen haben.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Argumente der Ungläubigen (7)

(Grenzen der Wissenschaft)

07.03.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Es war im Jahre 1952. Ich war Kaplan in einer Pfarrei der sowjetischen Besatzungszone, Deutsche Demokratische Republik genannt. Eines Tages erhielten wir die Kirchenaustrittserklärung eines 20jährigen Volkspolizisten. Einige Tage später traf der Pfarrer diesen ausgetretenen Volkspolizisten in der Stadt und fragte ihn, warum er denn ausgetreten sei. Der Polizist antwortete: „Ich habe jetzt eine wissenschaftliche Weltanschauung.“ Er meinte damit den dialektischen und historischen Materialismus. Nun war der junge Mann dem Pfarrer nicht unbekannt. Er hatte ihn schon als Kind in der Schule gehabt und wußte, daß er mehrmals sitzengeblieben war und aus der 5. Klasse der Volksschule ausgetreten war. Dieser Mann hatte nun „eine wissenschaftliche Weltanschauung“, wie er behauptete.

Eine der beliebtesten Waffen der Feinde der Religion ist die Berufung auf die Wissenschaft. Die Wissenschaft, sagen sie, hat erwiesen, daß die Religion nicht stimmt. Wissenschaft und Glaube stehen sich gegenüber wie Feuer und Wasser; die Wissenschaft hat die Religion besiegt.

Was haben wir solchen Einwänden entgegenzusetzen? Jedermann wird Achtung vor der Wissenschaft, vor der echten, vor der wahren Wissenschaft haben. Wissenschaft ist etwas Großes, etwas Gewaltiges, ja etwas Heiliges, denn sie ist Dienst an der Wahrheit. Aber nicht alles, was als Wissenschaft bezeichnet wird, ist Wissenschaft. Jedermann, der Wissenschaft betreibt, weiß, daß es in der Wissenschaft viele Dunkelheiten, viele Ungeklärtheiten gibt, daß nicht alles sicher ist, sondern daß vieles Hypothese, das heißt Vermutung, Aufstellung und Deutung von Tatsachen ist. Nicht alles, was als Wissenschaft sich ausgibt, ist Wissenschaft, und viele sogenannte Ergebnisse der Wissenschaft werden von den einen Wissenschaftlern vertreten, von den anderen abgelehnt. Ich erwähne zwei Beispiele. Viele von uns haben in der Schule von Homer gehört, Homer, dem griechischen Dichter, der in seiner „Ilias“ den Trojanischen Krieg beschrieben hat. Nach dieser Schrift sind die Achajer mit dem König Agamemnon an der Spitze nach Troja gefahren, haben die Stadt zehn Jahre belagert und schließlich durch eine List eingenommen. Die meisten Gelehrten hielten und halten diese Erzählung für erfunden, eine Fabel, eine Sage, die kaum historische Gründe hat. Nicht so Heinrich Schliemann. Heinrich Schliemann, ein Deutscher, der im 19. Jahrhundert lebte, nahm die „Ilias“ wörtlich und sagte: Dahinter steckt eine geschichtliche Wahrheit. Er reiste nach der Türkei und machte in Hisarlik, wo man Troja vermutete, Ausgrabungen. Und tatsächlich, er entdeckte dort viele Schichten, zerstörte Städte, Goldschmuck und Waffen. „Ich habe“, so telegraphierte er an den Kaiser in Deutschland, „Agamemnon ins Angesicht geschaut.“ Schliemann hat nicht jeden überzeugt. Auch heute gibt es Gelehrte, die meinen, was Schliemann gefunden hat, sei nicht das Troja der „Ilias“. Aber immerhin, eine gewisse Wahrscheinlichkeit spricht dafür.

Oder nehmen wir ein anderes Beispiel. Wenn Sie einmal einen Atlas zur Hand nehmen und die Landmassen von Afrika und Südamerika vergleichen, dann können Sie feststellen, daß, wenn man die beiden zusammenschieben würde, sie zusammenpassen. Daraus hat der deutsche Gelehrte Alfred Wegener die Theorie der Kontinentalverschiebung entwickelt. Er sagt: In grauer Vorzeit haben die Landmassen zusammengehört. Dann ist ein Grabenbruch erfolgt, und sie sind auseinandergedriftet, und so ist der Atlantische Ozean entstanden. Wegener wurde belächelt und verspottet. Heute gibt es immerhin viele Wissenschaftler, die diese Theorie – oder besser Hypothese – der Kontinentalverschiebung für wahrscheinlich halten. Niemand war dabei, als sie geschah, keiner hat sie beobachtet, aber was Wegener dafür anführt, hat seine Gründe.



Wir sehen an diesen beiden Beispielen, die Wissenschaft kommt über eine gewisse Wahrscheinlichkeit häufig nicht hinaus. Ja, in manchen Fällen verfällt sie sogar dem Irrtum. Ich denke etwa an den historischen und dialektischen Materialismus. Er wurde entwickelt von Karl Marx und Friedrich Engels und dann weitergetrieben durch Lenin und Stalin. Nach diesem dialektischen und historischen Materialismus sammelt sich das Kapital in immer weniger Händen an, beherrscht alles, und die Massen des Proletariats verelenden. Wir wissen, daß das nicht eingetreten ist. Der Arbeiter ist nicht verelendet, sondern er ist aufgestiegen. Dem Arbeiter geht es heute viel besser als im 19. Jahrhundert, als die genannte Lehre entstand. Der Materialismus erklärt weiter, man müsse die Klassenunterschiede beseitigen, indem man die Produktionsmittel in der Hand der Arbeiterklasse vereinigt. Wenn die Arbeiterklasse alles beherrscht, dann ist die klassenlose Gesellschaft erreicht. Die Wahrheit sieht anders aus. In den kommunistischen Ländern hat sich eine neue Klasse gebildet, die den Staat so betrachtet, wie man früher das Privateigentum betrachtete, die mit den staatlichen Mitteln so umgeht, wie Privateleute mit ihrem Privateigentum umgehen. Und einer dieser Kommunisten, ein bekehrter, hat ein eigenes Buch geschrieben: Djilas, „Die neue Klasse“. Man sieht, es gibt Wissenschaft, die sich als solche bezeichnet, in Wirklichkeit eine Ideologie ist, eine Ideologie, die von den Tatsachen entlarvt wird.

Tatsächlich gibt es auch viele Irrtümer der Wissenschaft. Im Jahre 1856 entdeckte man bei Düsseldorf im Neandertal ein Skelett. Das Skelett wurde untersucht, und die Professoren, die es untersuchten, kamen zu ganz verschiedenen Ergebnissen. Einer behauptete: Das ist ein Kosake aus dem Jahre 1814. Als damals die Russen in der Verfolgung Napoleons durch das Neandertal zogen, da hat sich dort ein Kosak sein Grab machen lassen. Ein anderer Professor sagte: Nein, das ist ein alter Holländer. Und Virchow, der berühmte Professor Virchow, sagte: Das ist ein gichtbrüchiger Greis. Und er konnte ganz genau die Lebensgeschichte und die Leidensgeschichte dieses Mannes angeben. Heute wissen wir, daß sie alle geirrt haben. Der Mann im Neandertal ist ein Mensch aus grauer Vorzeit, eben der Neandertaler Mensch, der eine bestimmte Stufe des Menschen darstellt, vielleicht ein bestimmtes Glied, in jedem Falle ein voller Mensch aus der grauen Vorzeit, in deren Schichten er eingebettet war.

Die Wissenschaft kann sich irren. Als im 19. Jahrhundert ein Gelehrter die These aufstellte, es habe in Deutschland und anderswo Eiszeiten gegeben, mehrere Eiszeiten, da wurde er verlacht und verspottet. Heute zweifelt niemand daran, daß solche Eiszeiten sich abgewechselt haben. Wir sprechen ja in Deutschland von der Günz-, Mindel-, Riß-, Würm-Eiszeit, von vier Eiszeiten, und solche Eiszeiten hat es auch in anderen Ländern gegeben. Die Wissenschaft ist gegen Irrtümer nicht gefeit. Ja, wir müssen zugeben, daß es eben viele Wissenschaftler gibt, die ungenau arbeiten, die schlampig arbeiten, deren sogenannte Ergebnisse korrigiert werden müssen. Dazu ist ja die Kritik da. Jedes Buch, das jemand veröffentlicht, wird in Zeitschriften besprochen, und wenn die Besprecher ihre Aufgabe richtig erfüllen, dann lesen sie das Buch von Deckel zu Deckel und prüfen genau nach, was darin steht, und entdecken die Irrtümer, die in diesem Buch enthalten sind.

Leider gibt es auch Gelehrte, die betrügen oder einem Betrug zum Opfer fallen. In Würzburg erschien einmal ein Buch von einem Professor Behringer. Darin bildete er viele Gegenstände, die er ausgegraben hatte, ab, eine Spinne, die ein Insekt fing, Vögel, Blumen, hebräische Schriftzeichen. Das Buch wurde gelobt und gefeiert. Eines Tages kam die Wahrheit heraus. Die Gegenstände, die er beschrieben hatte, waren von seinen Studenten dort eingelegt worden, wo er zu graben pflegte. Das waren Erfindungen seiner Studenten, die sich einen Ulk gemacht hatten. Solche Täuschungen kommen auch bei bedeutenden Gelehrten vor. Winkelmann ist ein großer Kunsthistoriker gewesen, und in einem seiner Bücher beschrieb er Gemälde, die angeblich in Pompeji von den Wänden abgezogen worden seien. Wie sich dann herausstellte, waren das Fälschungen einer Mannes namens Casanova. Er hatte sie selbst angefertigt, und sie waren niemals von den Wänden von Pompeji abgelöst worden. Noch viel schlimmer ist der Betrug, der sich in England im Anfang des 20. Jahrhunderts ereignete. Am 18. Dezember 1912 waren die Gelehrten in London versammelt, um eine phänomenale Entdeckung zu feiern. Ein Mann namens Dawson hatte in Piltdown Ausgrabungen gemacht und dort das „missing link“, das fehlende Glied zwischen Affe und Menschen gefunden, einen Unterkiefer mit Zähnen. Später wurden dann noch an zwei anderen Stellen solche Funde gemacht. Bis eines Tages die schreckliche Wahrheit herauskam: Der Eo-Anthropus oder Morgenröte-Mensch, den Dawson angeblich gefunden hatte, war von A bis Z erlogen. Der Dawson war ein geschickter Fälscher, der den Unterkiefer eine Orang-Utan, der heute lebt, benutzt hatte, ihn auf alt zu machen und ihn für ein Binde-

glied zwischen Affen und Menschen auszugeben. Kein Mensch glaubt heute mehr daran, daß der Pilt-down-Mensch jemals eine Existenz gehabt hat.

Aber, meine lieben Freunde, nicht nur in grauer Vergangenheit sind solche Fälschungen vorgekommen. Vor wenigen Wochen ging durch die Presse die Meldung, daß der junge deutsche Physiker Jan Hendrick Schön eine Fälschung begangen hat, die dazu führte, daß er aus dem Institut, in dem er arbeitete, ausgewiesen wurde. Jan Hendrick Schön hatte das elektronische Verhalten von molekularen Strukturen dargestellt. Andere Gelehrte haben seine sogenannten Ergebnisse untersucht und festgestellt, daß in 24 von 16 Fällen die Versuche gefälscht und fingiert waren. Wissenschaft! Wissenschaft heute! Naturwissenschaft! Ein verheißungsvoller Mann von 32 Jahren, dem man eine große Zukunft voraussagte, ist jetzt in seiner wissenschaftlichen Existenz vernichtet wegen dieser Fälschung.

Diese Beispiele, meine lieben Freunde, sollen uns zeigen, daß wir die Wissenschaft, die wahre Wissenschaft ist, ehren und annehmen sollen, daß wir aber kritisch bleiben müssen, wenn etwas als sicheres Ergebnis der Wissenschaft ausgegeben wird, was bloße Vermutung ist, und vor allem, sobald die Wissenschaft ihre Grenzen überschreitet; und sie hat solche Grenzen. Jede Wissenschaft endet in dem Bereiche, der ihr zugeschrieben ist, an einer Unzulänglichkeit. Sie können beispielsweise nicht mit einem Fischernetz, das 15 Zentimeter große Netzspalten hat, Heringe fangen. Die Forschungsmethoden müssen dem Gegenstand angemessen sein, und wo sie nicht angemessen sind, kommt es zu falschen, unsicheren, unglaubwürdigen Ergebnissen. Die Wissenschaft hat ihre Grenzen. Wir wissen noch heute beispielsweise nicht, was das Licht ist. Newton, Isaac Newton, der große englische Physiker, sagte: Das Licht besteht aus Korpuskeln, aus kleinen Teilchen, die wie Gewehrketten daherkommen. Huygens widersprach ihm und sagte: Nein, das Licht ist eine Welle. Er glaubte den Beweis dafür liefern zu können, indem er einen Wellenkamm mit einem Wellental zusammenfallen ließ und dadurch das Licht auslöschte. Ein dritter, Compton, erklärte: Nein, das Licht ist weder Korpuskel noch Welle, das Licht ist ein Energiebündel. Wir wissen es nicht. Wir müssen zugeben, wir wissen bis heute nicht, was das Licht ist. Wir benutzen es, wir gebrauchen es, wir sind dankbar für das Licht, aber wir wissen es nicht, was das Licht eigentlich ist.

Die Wissenschaft hat ihre Grenzen, und diese Grenzen darf sie nicht überschreiten. Vor allen Dingen wird es gefährlich, wenn man versucht, mit angeblicher Wissenschaft die Religion aus den Angeln zu heben. Zwischen Wissenschaft und Religion kann ein Widerspruch nicht bestehen. Warum nicht? Weil Gott sowohl der Herr der Offenbarung ist, die wir in der Religion festhalten, als auch der Schöpfer, die er geschaffen hat und die wir in der Wissenschaft zu ergründen versuchen. Zwischen Glaube und Vernunft kann kein wissenschaftlicher, kann kein wahrer Gegensatz bestehen. Wenn ein scheinbarer Gegensatz besteht, dann rührt das davon her, daß eine von beiden, die Religion oder die Wissenschaft, ihre Grenzen überschritten hat. Die Religion kann ihre Grenzen überschreiten, wenn man etwas falsch versteht, was Gott geoffenbart hat. Es wäre zum Beispiel unsinnig, anzunehmen, Gott habe, wie es in der Genesis berichtet wird, mit seinen eigenen Fingern den Menschen gemacht. Gott hat keine Finger. Die Schrift spricht hier so, wie man von Menschen spricht, anthropomorph. Gott ist kein Mensch, der Finger hat und mit den Fingern etwas wirkt. Aber um die Lebendigkeit Gottes zu schildern, greift die Schrift zu dem Bilde, daß Gott mit den Fingern den Menschen gebildet hat.

Es ist in der Religion selbstverständlich vieles unerklärbar. Wir wissen nicht, wie Jesus in Tausenden von Tabernakeln gegenwärtig sein kann. Wir wissen nicht, wie die Auferstehung vor sich gegangen ist, denn wir können sie nicht im Experiment wiederholen. Wir wissen nicht, wo die Seelen der Verstorbenen sind. Es ist vieles unerklärbar, und es muß unerklärbar sein, denn die Unerklärbarkeit des Göttlichen ist ein Ausdruck dafür, daß Gott dem Menschen unverfügbar ist. Wenn der Mensch die gesamte Schöpfung und darüber hinaus den Schöpfer restlos erklären könnte, dann wären wir gewissermaßen in Gottes Höhe aufgestiegen. Das kann und das darf nicht sein. Der unvergeßliche Kardinal Faulhaber von München unterhielt sich einmal mit dem Physiker Albert Einstein. Einstein sagte zu ihm: „Ich achte die Religion, aber ich glaube an die Mathematik; und bei Ihnen, Eminenz, wird es umgekehrt sein.“ Faulhaber antwortete: „Sie irren sich. Für mich sind Religion und Mathematik zwei Ausdrucksweisen derselben göttlichen Exaktheit.“ „Ja, aber“, sagte Einstein, „wenn die Mathematik nachweisen könnte, daß gewisse Aussagen der Religion nicht zutreffen?“ Faulhaber entgegnete: „Wenn das der Fall sein sollte, habe ich die begründete Hoffnung, daß Sie, Professor, so lange nach dem Rechenfehler suchen würden, bis Sie ihn gefunden haben.“ Wahrhaftig, meine lieben

Freunde, Religion und Wissenschaft, sind keine Gegensätze. Die Religion ehrt die Wissenschaft, fördert die Wissenschaft und lebt in gewisser Hinsicht sogar von der Wissenschaft, denn es gibt ja auch eine Gotteswissenschaft, die heilige Theologie. Umgekehrt ist die Wissenschaft auf die Religion angewiesen. Es gibt Unerforschliches, was die Wissenschaft niemals ergründen kann. Die Religion sagt nicht das Gegenteil von dem, was die Wissenschaft sagt, aber sie sagt etwas, was darüber ist. Sie sagt nicht das Gegenteil von dem, was die Sinne wahrnehmen, aber sie sagt, was über den Sinnen ist.

In Amerika unterhielten sich einmal ein Geistlicher und ein Ungläubiger. „Ja“, sagte der Ungläubige, „erklären Sie mir mal, wie das möglich ist, daß Jonas vier Tage im Bauch des Walfisches war!“ „Nun“, sagte der Geistliche, „ich weiß es nicht. Ich werde ihn fragen, wenn ich ihn im Himmel treffe.“ „Ja“, sagte der Ungläubige, „aber wenn er in der Hölle ist?“ „Dann werden eben Sie ihn fragen.“

Religion und Wissenschaft widersprechen sich nicht. Sie müssen nur ihre Grenzen einhalten, und dann führt die Wissenschaft zur Religion und erhöht die Religion die Wissenschaft. Viele von Ihnen kennen den Namen Becquerel. Becquerel, ein französischer Forscher, ist der Entdecker der Radioaktivität. Und Becquerel hat einmal das Geständnis abgelegt: „Ich habe eine Zeitlang außerhalb der Religion gelebt. Aber meine Forschungen selbst haben mich zur Religion zurückgeführt.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Argumente der Ungläubigen (8)

(Der christliche Glaube und das Sittengesetz)

14.03.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Vor einiger Zeit reiste ein Priester im Flugzeug in die Vereinigten Staaten. Neben ihm saß ein beliebter Herr. Sie kamen ins Gespräch, und der Herr sagte zu ihm: „Ich bin sehr religiös, oder besser, ich möchte es gern sein, aber wissen Sie, da ist ein Haken; kein Suff, keine Weiber, das ist etwas viel, was die Religion verlangt.“

Die christliche Religion ist die Einheit von Glaube und Sittengesetz. In der christlichen Religion werden nicht nur Gott und göttliche Dinge geglaubt, sondern auch göttliche Gebote gelehrt und mit Gottes Kraft beobachtet. Glaube und Sittlichkeit gehören im Christentum untrennbar zusammen. Der Christ soll leben, was er glaubt. Das charakteristische Zeichen des Katholiken soll sein, nicht daß er vom Glauben redet, sondern daß er den Glauben lebt. – Wir wollen deswegen heute drei Sätze aufstellen und zum Gegenstand unserer Überlegung machen, nämlich

1. Zum Glauben gehört die Sittenlehre.
2. Zum Staat gehört die Kirche.
3. Zur Schule gehört die Religion.

Der erste Satz lautet: Zum Glauben gehört die Sittenlehre. Die Gebote der Sittlichkeit sind Gesetze, sittliche Gesetze. Zu den Gesetzen gehört ein Gesetzgeber. Der einzige Gesetzgeber, der Sittengesetze aufstellen kann, ist Gott. Denn er ist der absolute, souveräne Herr, der Schöpfer der Menschen. Es ist vielfach versucht worden, ohne Gott auszukommen, Sittengesetze zu schaffen, die von Gott absehen; man sagt beispielsweise, der Staat soll die Sittengesetze geben. Aber der Staat ist unfähig dazu; er lebt von den Sittengesetzen, er lebt von den Voraussetzungen, die er selbst nicht geschaffen hat. Der Staat gibt Rechtsgesetze, und die Rechtsgesetze sollen sich an die Sittengesetze anlehnen, sie sollen von den Sittengesetzen bestimmt sein. Aber der Staat ist unfähig, Sittengesetze zu erlassen. Wo die Zehn Gebote nicht mehr gelten, vermögen zehntausend Staatsgesetze eine Sittlichkeit nicht zu begründen. Der Staat ist unfähig, ein Sittengesetz zu beschaffen.

Die Gesellschaft ist ebenso unfähig. Die Gesellschaft vermag Konventionalregeln aufzustellen: „Das tut man nicht.“ „Das tut man.“ Aber diese Konventionalregeln sind unverbindlich; die Gesellschaft kann sie jederzeit abändern oder verwerfen. Konventionalregeln vermögen das Sittengesetz nicht zu ersetzen.

Auch der Einzelne kann nicht Schöpfer des Sittengesetzes sein. Der Einzelne kann sich vornehmen, bestimmte sittliche Verhaltensweisen zu beobachten, und das ist richtig so. Aber er kann seine Vorsätze jederzeit verwerfen, er kann sie ändern, er ist daran nicht gebunden. Und selbst der kategorische Imperativ von Kant hängt in der Luft, wenn er nicht von Gott verbindlich gemacht wird. Wir wissen, was dieser Imperativ besagt: Man soll sich so verhalten, daß das eigene Tun als Grundsatz für ein allgemeines Gesetz gelten könnte. Jawohl, sehr gut gesagt! Aber dieses formale – es ist ja kein materiales Prinzip – dieses formale Prinzip hängt in der Luft, solange Gott es nicht als Gesetz erläßt. Ein Sittengesetz, das nur einen Privatnamen trägt, ist so ohnmächtig wie der König auf der Spielkarte.

Das Sittengesetz Gottes ist verbindlich, d.h. die Menschen sind verpflichtet, sich daran zu halten, und sie müssen es bezahlen, wenn sie sich nicht daran halten. Dieses Bezahlen besteht in der Strafe, die sie schon auf Erden erleiden und die sie einmal im Jenseits erleiden können, wenn sie sich nicht daran gehalten haben. Gottes Gesetz ist verbindlich.

Es ist auch allgemeingültig, d.h. es gilt für alle Menschen, für alle Generationen, für jedes Volk, für jede Klasse, für jede Rasse. Es gibt kein Rassensittengesetz, wie die Nazis behaupteten. Es gibt aber auch kein Klassensittengesetz, wie die Kommunisten sagten. Das Sittengesetz ist für jeden Menschen verbindlich; es ist allgemein gültig. Es ist empörend, meine lieben Freunde, wenn man immer wieder in Biographien von Künstlern, Politikern, Wissenschaftlern, Forschern liest, das Privatleben habe mit ihrer äußeren Tätigkeit nichts zu tun, das Privatleben, das könnten sie gestalten, wie sie wollten. Es gibt kein eigenes Sittengesetz für Künstler und Politiker. Richard Wagner und Gottfried Benn sind genauso an das Sittengesetz gebunden gewesen wie der letzte Bühnenarbeiter und der letzte Drucker. Es gibt auch kein eigenes Sittengesetz für Außenminister, und wenn sie nach der vierten (bürgerlichen) Ehe wieder eine Studentin in ihre Wohnung hineinbugsieren, dann ist das eben ein Verstoß gegen das Sittengesetz, der uns Staatsbürger nicht gleichgültig lassen kann.

Das Sittengesetz ist unverbrüchlich, d.h. es kann nicht abgeändert, und es kann nicht in Urlaub geschickt werden. Es gibt keine Dispens vom Sittengesetz. Das Sittengesetz gilt für immer und für alle Zeiten. Es ist unverbrüchlich.

Zum Glauben gehört die Sittlichkeit. Die christliche Religion ist die Einheit von Glaubenslehre und Sittenlehre. Die Sittenlehre aber, ebenso wie Glaubenslehre, muß verkündet werden, sie muß bewahrt werden, sie muß ausgelegt werden. Dazu bedarf es einer Institution. Der Glaube zerfasert, und die Sittenlehre verkommt, wenn nicht eine bewahrende Institution vorhanden ist, und deswegen der zweite Satz: Der Staat bedarf der Kirche.

Der Staat soll die Religion schützen und bewahren. Er soll die Religion zur Grundlage seiner Gesetzgebung machen. Wir haben ja in den letzten Jahrzehnten erlebt, wie der Staat sich immer weiter von sittlichen Grundsätzen zurückzog. Immer da, wo die menschlichen Leidenschaften aufbegehren, da gibt er nach, vor allem natürlich auf dem Gebiete des Geschlechtlichen. Da will der Mensch tun, was ihm Lust und Laune eingibt. Es begann mit der Freigabe der Ehescheidung, die wir ja dem Protestantismus zu verdanken haben, und endete mit der Aufwertung der Homosexualität. Der Staat, der sich nicht an das Sittengesetz hält, gräbt sein eigenes Grab. Er ist gehalten, das Sittengesetz zur Grundlage seiner Staatsgesetzgebung zu machen. Es ist nicht so, wie der Protestantismus sagt in seiner Lehre von den zwei Reichen: In dem einen Reiche gilt das Evangelium, im anderen Reiche gilt das Gesetz. Nein, nein, nein, nein. Das ist eine Irrlehre. Auch der Staat ist verpflichtet, dem Evangelium in seinem Gesetz Gehör zu verschaffen.

Wir erleben es soeben wieder in Chile. In Chile gab es bis vor kurzem keine Ehescheidung. Jetzt hat der Staat, hat die Regierung, hat das Parlament unter dem Beifall des chilenischen Protestantismus die Ehescheidung freigegeben. Die Kirche hat sich bis zuletzt heldenmütig gewehrt, aber der Staat, die Regierung, das Parlament haben auf die Kirche nicht gehört. Wenn die Kirche das Sittengesetz nicht mehr darlegt und den Menschen verkündet, dann gibt es überhaupt keine sinnstiftende Organisation mehr im Staate. Die Kirche ist unbedingt notwendig, denn Gott hat zwei Gewalten gestiftet, die auf ihren Gebieten die höchsten sind, den Staat auf dem weltlichen Gebiete, die Kirche auf dem geistlichen Gebiete, aber so, daß das weltliche Gebiet seine sittlichen Normen vom geistlichen Gebiet empfängt. Im Mittelalter haben die Theologen und Kanonisten das Verhältnis von Staat und Kirche mit Sonne und Mond verglichen; der Mond empfängt ja sein Licht von der Sonne. Das Bild ist nicht ganz falsch. Der Staat empfängt sein Licht, nämlich das Licht seiner sittlichen Prinzipien von der Kirche. Die Kirche ist seine sinnstiftende Organisation.

Damit ist auch die Aufgabe der Kirche gezeichnet, nicht mit der Zeit zu gehen, sondern der Zeit zu widersprechen. Das ist gerade ihre Sendung, nicht der Zeit zuzustimmen, sondern der Zeit Widerspruch zu leisten. Davor brauchen wir uns nicht zu fürchten und dafür brauchen wir uns schon gar nicht zu entschuldigen. Das ist ihre heilige, gottgegebene Aufgabe, auf Grundsätzen zu beharren, die immer gelten. Wir hängen nicht an dem, was gestern war, sondern wir leben aus dem, was immer bleibt. Der Staat bedarf der Kirche. Wenn er der Kirche einen Maulkorb umhängen will, wenn er sie aus der Öffentlichkeit verdrängen will, dann erleben wir das, was wir in Frankreich seit über hundert Jahren erlebt haben: das Volk versackt religiös und sittlich. Was wir in Frankreich seit über hundert Jahren erleben, ist das Produkt des religionslosen Staates.

Die Religion muß den Menschen gelehrt werden. Die Menschen müssen in der Religion unterwiesen werden. Die Religion muß in die Erziehung eingebaut werden, ja, sie ist die höchste Kraft der

Erziehung. Und deswegen unser dritter Satz: Zur Schule gehört die Religion; denn in der Schule vollzieht sich ein großer Teil der Erziehung. Viele Jahre muß ein jeder in der Schule verbringen, und dort soll er nicht nur schreiben, lesen und rechnen lernen, sondern vor allem und über allem Religion in sich aufnehmen. Er soll im Glauben unterwiesen werden, und er soll das Sittengesetz kennenlernen. Wir sind in Deutschland in der glücklichen Lage, daß in den meisten – nicht in allen! – daß in den meisten Bundesländern Religion noch ordentliches Lehrfach ist, also ein Fach im Kanon der Fächer wie andere Fächer. Aber wir wissen ebenso, daß die Chance, die der Staat damit der Kirche einräumt, von der Kirche schlecht genutzt wird. Wehe der Kirche, die den Kindern Religionsbücher an die Hand gibt, die den Glauben nicht aufbauen, sondern erschüttern! Wehe den Religionslehrern, die in die Kinderherzen den Zweifel säen und nicht die Gewißheit!

In Frankreich gibt es seit über hundert Jahren keinen Religionsunterricht mehr in der öffentlichen Schule. Die Feinde der Kirche haben die Trennung von Staat und Kirche beschlossen, die feindliche Trennung, und sie haben vor allem die Schule von der Religion getrennt. Diese „Liga der freien Schule“, wie sie sich nannte, hielt einmal eine Versammlung ab, und auf dieser Versammlung sprach ein Redner die folgenden Worte: „Wir, die Liga der freien Schule, wir nehmen für uns die Ehre in Anspruch, günstige Umstände und eine bessere Lage geschaffen zu haben, die Kinder auf die Freiheit getauft zu haben, die Freiheit, die im Verein mit der Brüderlichkeit die Gleichheit erzeugt. ‚Unterrichtet, belehret‘, rief Victor Hugo, ‚baut Schulen! Durch jede Schule, die ihr errichtet, reißt ihr ein Gefängnis nieder. Wir haben Schulen gebaut, ja, was sage ich, wir haben Paläste aufgeführt und...“ Da rief eine dröhnende Stimme dazwischen: „Eure Gefängnisse reichen nicht mehr aus!“ Und der Zwischenredner fuhr dann fort: „Sie, meine Damen und Herren, haben vergessen, daß Unterricht ohne Religion nur die Bestie im Menschen großzieht.“ Wahrhaftig, so ist es. Schule ohne Religion, Schule ohne Vermittlung von Glaube und Sittlichkeit vermag keine fruchtbare Erziehungsarbeit zu leisten.

Sie haben vielleicht in der Presse und im Rundfunk oder im Fernsehen gehört, wie immer mehr besorgte Stimmen sich äußern über die wachsende Gewalt in der Schule, Gealt gegen Sachen, Gewalt gegen Personen, Gewalt von Kindern gegen Kinder, von Schülern gegen Schüler, Gewalt auch gegen Lehrer. Der schrecklichste Vorfall ereignete sich vor einiger Zeit in Erfurt. Aber wer hat sich jemals gefragt, ob die wachsende Gewalt nicht mit der wachsenden Religionslosigkeit zusammenhängt? Wer in der Schule nicht religiös erzogen wird, der wird es später schwerlich noch einmal werden. Wellington, der große englische General und Sieger von Waterloo, hat einmal im englischen Unterhaus folgendes ausgeführt: „Ich bin kein Schulmeister und fälle über Lehrmethoden kein Urteil. Aber in einem Punkte erlaube ich mir meine Überzeugung, und zwar mit Nachdruck auszusprechen, daß, sofern nicht die Religion zur Grundlage des Unterrichtes gemacht wird, es eure Schuld ist, wenn es in Zukunft nur um so viel mehr gescheite Teufel in der Welt geben wird.“ Wahrhaftig, meine lieben Freunde, Wellington hat recht. Das große Experiment der religionslosen Schule ist gescheitert. In einer Zuschrift an die Komsomolskaja Prawda in Moskau hat ein Leser die Meinung geäußert, daß die Fehlschläge in der russischen, in der sowjetischen Jugenderziehung nur daher rühren, daß die Religion aus der Pädagogik verbannt sei. Wörtlich schrieb der Leser: „Wir haben Christus aus der Familie und aus der Schule vertrieben und mit ihm auch die Moral, und mit ihm ist die Moral verschwunden. Ohne Christus gibt es keine Moral, und es wird sie nie ohne ihn geben.“

Wahrhaftig, meine lieben Freunde, Religion, Staat, Kirche und Schule gehören zusammen. Die Religion ist das Aroma, das die Welt daran hindert, in Fäulnis überzugehen. Die Religion lehrt uns den Ernst des Lebens gegenüber der Tändelei und den Spielereien, die uns von religionsloser Seite zugemutet werden. Die Religion sagt uns: Spiel nicht mit deinem Leben, denn du verfügst nicht über dein Leben! Spiel nicht mit deinem Eigentum, denn du trägst es zu Lehen! Spiel nicht mit deinem Kind, es ist keine Puppe für deinen Salon! Spiel nicht mit deinem Körper, er hat Ewigkeitsbedeutung! Spiel nicht mit deiner Ehe, sie ist nicht Genuß, sondern Pflicht!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Argumente der Ungläubigen (9)

(Was Christen auszeichnet)

21.03.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Die Christen sind auch nicht besser.“ So höre ich manches Mal in öffentlichen Verkehrsmitteln. Man liest es in Magazinen und Zeitungen: „Die Christen sind auch nicht besser.“ Wenn dieses Urteil zuträfe, wären wir die elendesten aller Menschen, und zwar aus zwei Gründen. Denn wenn die Christen nicht besser sind als die Nichtchristen, dann ist Gottes Heilsveranstaltung vergeblich, dann ist er umsonst am Kreuze für uns gestorben, denn er kam doch, um uns von den Sünden zu erlösen; er kam doch, um sich ein heiliges Volk zu schaffen; er kam doch, um uns in seine Nachfolge zu rufen. Wenn die Christen nicht besser sind als die Nichtchristen, dann wird der Name Gottes unter den Menschen geschändet, dann können die Feinde der heiligen Religion mit Recht sagen: Die Kirche hat versagt. Wenn der Vorwurf zutrifft, werden aber auch die Christen entmutigt. Sie müssen sich dann sagen: Wir waren unfähig, dem Rufe des Herrn zu folgen; wir haben uns umsonst bemüht, gearbeitet, gelitten, gekämpft, mit uns gerungen. Wenn das stimmt: Die Christen sind auch nicht besser, dann ist es vielleicht angebracht, zu sagen: „Mach dir's auf der Erde schön! Kein Jenseits gibt's, kein Wiedersehn!“ – Dieser Behauptung: „Die Christen sind auch nicht besser“ stelle ich zwei Thesen entgegen.

1. Die Christen tun weniger Böses als die Nichtchristen.
2. Die Christen tun mehr Gutes als die Nichtchristen.

Wenn gesagt wird: Die Christen sind auch nicht besser, dann werden nicht alle Getauften damit angezielt, sondern es richtet sich dieser Vorwurf gegen die Kirchenchristen, gegen die Gläubigen, die den Gottesdienst besuchen, die beten, die Sakramente empfangen. Von ihnen wird gesagt: Die Christen sind auch nicht besser. Und ich sage im Gegenteil: Die Christen tun im Durchschnitt weniger Böses, die Christen tun im Durchschnitt mehr Gutes als die Nichtchristen.

Der erste Satz lautet: Die Christen tun weniger Böses als die Nichtchristen. Jede Statistik weist nach: Die Ehebrüche sind bei Nichtchristen viel häufiger als bei Christen. Die Ehebrüche wachsen mit der Entfremdung von der Religion. Vor 1600 Jahren schrieb der heilige Hieronymus: „Es ist schwer, unter Häretikern einen zu finden, der die Keuschheit liebt.“ Genauso ist es. Die Nichtchristen sind weit mehr der geschlechtlichen Unordnung verfallen als die Christen. Ich weiß, daß es auch unter Christen Sünden gibt, aber ich weiß, daß sie weniger zahlreich sind als bei den Nichtchristen.

Die Christen lassen sich auch weniger häufig scheiden als die Nichtchristen. Man hat ausgerechnet, daß unter den aus der Kirche Ausgetretenen doppelt so viel Geschiedene sind wie unter den in der Kirche verbleibenden Christen – doppelt so viel Geschiedene. Auch hierin muß man sagen: Die Christen sind besser als die, welche sich von Christus abgewandt haben. Wenn Sie auf die Selbstmordzahlen schauen, dann stellen Sie fest: Die Neigung zum Selbstmord wächst mit der Entfernung vom christlichen Glauben. Die Selbstmordrate unter den Nichtchristen, unter den Ungläubigen, unter den Abgefallenen ist erheblich größer als unter den Christen. Im Mittelalter gab es fast keine Selbstmorde. Die Selbstmorde setzten ein, als der christliche Glaube zersetzt wurde in der Aufklärung. Und heute ist die Selbstmordhäufigkeit unter den Ungläubigen beträchtlich höher als unter den Gläubigen.

Ähnliches gilt für die Verbrechen. Fragen Sie doch einmal die in den Gefängnissen Befindlichen, wie viele von ihnen religiös praktiziert haben. Es gibt keine Statistik darüber, aber ich bin mir sicher, daß die meisten derer, die wegen schwerer Verfehlungen ins Gefängnis kamen, ihren christlichen Glauben nicht praktiziert oder nur spurenhaft gelebt haben. In New York fand vor einiger Zeit eine Fernsehdiskussion über die Verbrechensbekämpfung statt. Es wurden die verschiedensten Meinungen geäußert. Ein erfahrener Polizist sagte: „Je weniger Religion die Jungs haben, um so schneller geht es

mit ihnen bergab.“ Je weniger Religion die Jungs haben, um so schneller geht es mit ihnen bergab. In den 60er und 70er Jahren hatten wir in Deutschland eine Terrorwelle, die von deutschen Terroristen angeführt wurde. Keiner von ihnen war ein religiös praktizierender Christ, auch nicht Gudrun Ensslin, obwohl sie aus einem evangelischen Pfarrhaus stammte.

Die Schandtaten der Geschichte werden in der übergroßen Mehrzahl nicht von Christen verübt, sondern von Nichtchristen. Ich erinnere nur an die beiden gewaltigen Bewegungen des Bolschewismus und des Nationalsozialismus. Der Bolschewismus, der unzählige Opfer erzeugt hat, wurde von Menschen begründet und getragen, die den christlichen Glauben abgeworfen hatten. Der Chefankläger der Schauprozesse von 1936/37, Wyschinski, rühmte sich, daß er nie in seinem Leben gebetet habe. Als die Rote Armee 1945 nach Deutschland kam, da wurde sie von einem Aufruf begleitet, den der jüdische Bolschewist Ilja Ehrenburg veröffentlicht hatte. Dieser wandte sich an die russischen Soldaten mit folgenden Worten: „Tötet sie alle! Metzelt sie alle nieder! Es gibt keinen unschuldigen Deutschen, weder unter denen, die heute leben, noch unter denen, die morgen geboren werden. Folgt dem Beispiel des Genossen Stalin! Rottet das faschistische Tier für immer in seiner Höhle aus! Schändet den Rassenwahn der deutschen Frauen! Nehmt sie euch mit Gewalt als Beute, die euch zusteht! Tötet, ihr furchtlosen Soldaten des Roten Sterns!“ Gemäß diesem Aufruf hat sich die Rote Armee in Deutschland verhalten. Lesen Sie, wenn Sie Zeit haben, das Buch des in diesen Tagen verstorbenen Gerhard Fittkau „Mein dreiunddreißigste Jahr“! Da ist geschildert, was beim Einbruch der Roten Armee in Ostpreußen geschehen ist. Dieser Aufruf ging von einem Manne aus, der mit dem Christentum nichts am Hut hatte, wie man heute sagt. Die bolschewistischen Soldaten, die ihm gefolgt sind, waren gewiß nicht praktizierende Christen.

Ähnlich ist es mit dem Nationalsozialismus. Wer hat denn Millionen Menschen umgebracht, Länder überfallen, Schandtaten ohne Zahl auf unser Land gehäuft? Es waren Männer, die das Christentum abgeworfen hatten. Hitler war kein Christ, Goebbels war kein Christ, Himmler war kein Christ. Sie waren Abgefallene, Abtrünnige, Apostaten. Von ihnen gingen diese Schandtaten aus.

Die Christen haben sich in dieser Zeit bewährt. Ein jüdischer Autor hat geschrieben: „Wenn die Christen nicht gewesen wären, wäre noch eine Million Juden mehr ermordet worden.“ Der Jude Max Horckheimer hat eine Untersuchung veranlaßt, welche Bevölkerungsgruppe in der Zeit der nazistischen Herrschaft am meisten den Juden beigestanden hat. Das Ergebnis war verblüffend: Es waren die praktizierenden katholischen Christen. Aus ihnen, aus den Reihen der Christen stammen auch die Männer und Frauen, die sich dem Irrwahn und dem Verbrechen mit Aufopferung ihres Lebens entgegengeworfen haben. Die Männer des 20. Juli 1944 waren fast ausnahmslos Christen, überzeugte Christen. Von einem von ihnen, von Oberst Stauffenberg, stammt das schöne Wort: „Ich glaube, daß der Himmel denen gnädig ist, die in der Erfüllung ihrer Aufgabe alles opfern.“ Ich glaube, daß der Himmel denen gnädig ist, die in der Erfüllung ihrer Aufgabe alles opfern. Und sie haben alles geopfert – bis zum Leben. „Gäbst du alles außer Leben, so wisse, du hast nichts gegeben.“ So heißt es in einem Drama von Gerhart Hauptmann. Sie haben alles gegeben. Die Christen, die praktizierenden Christen, die gläubigen Christen, die Kirchenchristen tun weniger Böses als die Nichtchristen.

Sie tun aber zweitens auch mehr Gutes. Schon daß sie Gott anbeten, daß sie Gottesdienste besuchen, daß sie Sakramente empfangen, ist ein Zeichen ihrer Überlegenheit über die Nichtchristen, denn sie erfüllen damit die erste Tafel des mosaischen Dekalogs. Die ersten drei Gebote richten sich auf die Verehrung Gottes. Das sind die ersten und wichtigsten und obersten Gebote, und die erfüllen sie. Wer sie erfüllt, der gewinnt damit eine Überlegenheit über die gottlosen, ungläubigen, abständigen, gleichgültigen Dissidenten, die Gott die Ehre versagen, die ihm zukommt.

Die Christen hören aber nicht nur die Gebote in der Kirche bei der Lektüre der Heiligen Schrift oder des Katechismus. Sie hören sie nicht nur, nein, sie suchen sie auch zu erfüllen. Sie mühen sich. Wer mir sagt: Die Christen sind auch nicht besser, den frage ich: Haben Sie ein halbes Jahrhundert wie ich im Beichtstuhl gesessen? Wenn Sie das nicht getan haben, dann wissen Sie nichts von der Reue, vom Vorsatz, vom Ringen und vom Kämpfen der Christen. Das ist nicht wahr, wenn du mir sagst: Die Christen sind auch nicht besser. Sie sind besser! Schon in ihrem Ringen und Kämpfen, in ihrer Reue und in ihrem Vorsatz.

Die größere Kirchentreu erzeugt, statistisch gesehen, eine größere Berufstreue und Berufsfreudigkeit und Berufszuverlässigkeit. Die Christen sind aufgrund ihres Ethos besonders geneigt, den Beruf



ernst zu nehmen, in ihm das Beste zu geben und ihn zu erfüllen. Die Christen, die die Gottesdienste besuchen, die im Gebet sich zu Gott bekennen, gehen auch leichter in die schweren Berufe, also vor allem in die Pflegeberufe. Ich war 1951 an einem Ort, wo nur 10 Prozent der Bevölkerung katholisch war, aber 40 bis 50 Prozent der Schwestern im Krankenhaus waren Katholikinnen. Vor einiger Zeit fand ein Kongreß der radikal-sozialistischen Partei Frankreichs statt. An dem Ort, wo der Kongreß tagte, hatten Christen Plakate angebracht. Auf diesen Plakaten stand zu lesen: „Radikale und Radikal-Sozialisten gesucht zur Pflege von Aussätzigen, Tuberkulosekranken und anderen mit ansteckenden Krankheiten, ohne Sicherheit vor Ansteckung und ohne Gehaltszuschlag.“ Von den Männern der großen Worte hat sich kein einziger gemeldet.

Die Christen tun mehr Gutes als die Nichtchristen. Das gilt auch auf dem Gebiete der Wohltätigkeit. Wer ist es denn, der die Spenden zusammenbringt, etwa am Passionssonntag, diese Millionen von Euros? Wer ist es denn? Die Kirchenchristen sind es, und nur die Kirchenchristen. Wo sitzen denn in Mainz die Bettler, vor der Gewerkschaftszentrale oder dem SPD-Büro oder vor den Kirchen? Wo sitzen sie? Vor den Kirchen sitzen sie. Sie wissen, daß die Kirchenchristen Mitleid mit ihnen haben und daß sie ihnen zu Hilfe eilen. Weil die gläubigen Christen gutmütig, ohne Argwohn sind, deswegen werden sie auch so häufig ausgenützt und betrogen. Das ist ihr Ehrenzeichen, daß sie sich ausnützen und betrügen lassen. Das zeugt für ihre gute Gesinnung. Von den anderen habe ich nie gehört, daß sie betrogen worden sind durch falsche Bettler und durch falsche Schnorrer. Die Christen tun mehr wohl als die Nichtchristen. Das ist ein Ehrenzeichen für die Kirchgänger, für die gläubigen, für die betenden Anhänger Jesu.

Man kann sich nun fragen: Warum werden denn immer die Kirchenchristen, ausgerechnet die Kirchenchristen, zur Zielscheibe des Spottes und der Verachtung? Der Grund ist darin gelegen: Die Kirchenchristen bilden für die Abtrünnigen, Abgefallenen, Abständigen einen ständigen Vorwurf. Die Abgefallenen, Abständigen finden keine Ruhe, weil ihr Gewissen ihnen keine Ruhe läßt. Und dieses Gewissen wird immer neu geritzt durch das Verhalten der gläubigen Christen. Der Katholik, der seinen Glauben bewahrt hat, ist eine Beunruhigung für die Ungläubigen. Und der Ungläubige, der einmal Katholik war, „findet seine Ruhe nicht“, wie der Vater von Joseph Goebbels an seinen Sohn im Jahre 1919 schrieb. Der Herr hat einmal ein Gleichnis von dem Pharisäer und dem Zöllner erzählt, der Pharisäer, der Heuchler, der sich vorn aufstellte und seine Taten rühmte, und der Zöllner, der reuig an seine Brust schlug und den Blick gesenkt hielt. Wenn er heute dieses Gleichnis erzählen wollte, müßte er es anders formulieren. Heute sind die Heuchler nicht diejenigen, die in der Kirche in der ersten Bank sitzen, sondern das sind diejenigen, die überhaupt nicht mehr hineingehen, die sich rühmen, besser zu sein als die Kirchenchristen. Das sind die Heuchler von heute. Die sagen: Die Christen sind auch nicht besser, das sind die Heuchler. Nicht alle Christen sind gut, ich weiß, daß es harte und unbarmherzige, daß es geizige und neidische, daß es geile und wollüstige Christen gibt. Ich weiß es. Aber sie tun das Böse schlechten Gewissens, und sie finden in aller Regel wieder zurück. Sie bekehren sich. Sie rühmen sich nicht ihrer Schandtaten, indem sie sagen: Das ist meine Freiheit, das kann ich tun, daran darf mich niemand hindern. Das sagen die Christen nicht, sondern sie klopfen an die Brust und sagen: „Herr, sei mir Sünder gnädig!“ Die Christen rühmen sich nicht ihrer guten Taten, aber sie dürfen sich verteidigen, wenn sie angegriffen werden. Sie wissen, daß ihre guten Werke Geschenke der Gnade Gottes sind. Sie wissen, daß sie Werkzeuge der Gnade sind, aber sie dürfen auch sagen: „Seine Gnade ist in uns nicht unwirksam geblieben.“

Die gläubigen Christen sind diejenigen, welche die Kirche besuchen. Nicht jeder ist heilig, der oft in die Kirche geht. Aber noch viel weniger sind die heilig, die nicht hineingehen. Meine lieben Christen, wir wissen, daß wir nicht aufhören dürfen, an uns zu arbeiten. Wir wissen, daß uns nichts bleibt als der weitere Kampf gegen unsere Schwächen, Fehler und Nachlässigkeiten. In der alten Zeit hieß es: Du bist Spartaner, also verschaffe Sparta Ehre! Heute höre ich einen anderen Ruf: Du bist Christ, also mache Christus Ehre!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Argumente der Ungläubigen (10)

(Die Wahrheit über die Kreuzzüge)

28.03.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Seit geraumer Zeit ist eine Manie in unserer Kirche ausgebrochen. Diese Manie besteht darin, die christliche Vergangenheit schlechtzumachen. Man fällt über die Menschen, die in den vergangenen Jahrhunderten gelebt haben, her und bringt die heftigsten Vorwürfe gegen sie vor. Leider hat sich auch der Heilige Vater an dieser Manie beteiligt, und darin kann ich ihm nicht folgen.

Diese Manie hat jetzt einen besonderen Gegenstand gefunden, nämlich die Kreuzzüge. Im Jahre 1999 hat eine sogenannte Versöhnungsgruppe sich auf den Weg gemacht in das Heilige Land, um die Mohammedaner, die Juden und die dortigen Christen um Verzeihung zu bitten für das, was ihnen angeblich oder wirklich von den Kreuzfahrern angetan worden ist. Wie Sie vielleicht gestern in der Zeitung gelesen haben, bereitet das Mainzer Dom- und Diözesanmuseum eine Ausstellung über oder besser gegen die Kreuzzüge vor, von der selbst der Schreiber der Allgemeinen Zeitung meinte, daß es doch ein wenig viel der Selbstbezeichnung sei. Wir wollen deswegen heute am Passionssonntag uns fragen: Was waren die Kreuzzüge? Was waren ihre Gründe? Was war ihr Verlauf? Wie ist ihre Bewertung?

Die Gründe für die Kreuzzüge sind darin gelegen, daß sie eine Reaktion, nicht eine Aktion waren. Das heißt, sie haben auf den Angriff des Islam reagiert. Der Islam ist vom Wesen her aggressiv. Schon der Gründer, Mohammed, hat mit Gewalt die Stadt Mekka erobert, und nach seinem Tode setzte der Eroberungsfeldzug des Islam erst richtig ein. 637 wurde die heilige Stadt Jerusalem, die damals christlich war, von den Mohammedanern erobert. Sie haben Kleinasien und Syrien bekriegt und gewonnen. Sie sind nach Afrika vorgedrungen, haben das christliche Ägypten besetzt, sind bis an die Grenzen von Afrika gedrungen. In Gibraltar sind sie übergesetzt und haben Spanien erobert. Ja, sie sind bis Südfrankreich gedrungen, bis Tours und Poitiers. Im Jahre 750 waren zwei Drittel der christlichen Völker von den Mohammedanern unterjocht. Damit haben sie sich nicht begnügt. Sie sind später in Kleinasien vorgedrungen, über das Goldene Horn gesetzt, haben 1453 Konstantinopel, das heutige Istanbul, erobert, den ganzen Balkan besetzt und standen 1529 vor Wien. In den Gebieten, die sie erobert hatten, haben sie ihr Religionssystem und ihr politisches System errichtet, und das bedeutete, daß sie die Herren waren und die Christen die Untergebenen. Sie haben die Christen bedrückt und verfolgt, sie haben sie massenhaft zu Sklaven gemacht und getötet, sie haben das christliche Wesen, wo sie es vermochten, ausgelöscht, die Christen zum Abfall zu bewegen versucht. Warum haben wir heute noch in Jugoslawien, im Kosovo und in Albanien so viele Mohammedaner? Das sind die von den Mohammedanern zum Übertritt geführten ehemaligen Christen und ihre Nachkommen. Als Augustinus in Afrika lebte, zählte man in Nordafrika 470 katholische Bistümer – 470 katholische Bistümer! Der Islam hat sie vollständig vernichtet, und so hat er es überall gemacht, wo er hinkam und die Macht dazu hatte.

Das sind die Gründe für die Kreuzzüge. Die Kreuzzüge waren eine Reaktion und nicht eine Aktion. Sie waren der Versuch, sich des übermächtigen Islam zu erwehren. Das christliche Abendland wollte nicht dulden, daß die heiligen Stätten in Palästina in der Hand der Ungläubigen waren, daß so viele Christen unter der Herrschaft der Mohammedaner verblieben, ihren Glauben verlören und das christliche Abendland in eine Kolonie des Islam verwandelt würde.

So sind die Kreuzzüge entstanden. Zunächst begann man in Spanien gegen die Mauren, gegen die Mohammedaner, vorzugehen. In jahrhundertlangem Bemühen wurde Spanien zurückerobert, eine Großtat des spanischen Volkes, die sogenannte Reconquista, die Wiedereroberung Spaniens von den Mohammedanern. 1492 war sie beendet; da ist das letzte mohammedanische Reich in Granada von den Christen erobert worden. Die Kreuzzüge aber nahmen die Richtung natürlich ins Heilige Land, der erste Kreuzzug im Jahre 1095. An der Spitze der Kreuzzugsbewegung stand das Papsttum. Ja, das Papsttum hat die Kreuzzüge ins Leben gerufen. Papst Urban II. auf dem Konzil von Clermont im Jahre 1095 rief die abendländische Christenheit auf, sich an dem Zug, an dem Feldzug gegen die Mohammedaner zu beteiligen, und viele sind diesem Aufruf gefolgt und haben das Kreuz sich aufheften lassen: Deus lo volt, so haben sie gerufen, Gott will es! Sie wußten sich von Gott gerufen. Und so sind sie ausgezogen und nach unsäglichen Mühen, immer vom Verrat der Griechen bedroht, das sei nicht vergessen, immer vom Verrat der Griechen bedroht, die mit den Mohammedanern gemeinsame Sache machten, ins Heilige Land gekommen und haben am 15. Juli 1099 Jerusalem erobert.

Es wurden dann christliche Fürstentümer gegründet, die dauernd des Nachzugs und des Nachschubs aus dem Abendland bedurften, der aber häufig ausblieb. Und so ist schon im Jahre 1144 das erste dieser Fürstentümer, Edessa, wieder von den Mohammedanern zurückerobert worden. Da rief der Papst, wiederum ein Papst, Eugen III., zum zweiten Kreuzzug auf. Sein feurigster Kreuzzugsprediger war ein Heiliger, der heilige Bernhard von Clairvaux. Der französische König Ludwig VII. und der deutsche König Konrad III. standen an der Spitze dieses Kreuzzuges. Sie zogen wieder die Donau abwärts durch Kleinasien. Unter unsäglichen Mühen, wiederum von den tückischen Griechen in Hinterhalte gelockt, gelangten sie bis Syrien, aber die Erfolge blieben aus, und dieser Kreuzzug ist kläglich gescheitert. Große Opfer an Gut und Blut waren, so schien es, vergebens gebracht.

Der dritte Kreuzzug erfolgte einige Jahrzehnte später. Im Jahre 1187 fiel nämlich Jerusalem wieder in die Hände der Mohammedaner. Es ging wie ein Aufschrei durch das Abendland: Wir können es nicht dulden, diese Schmach, daß die dort lebenden Christen in Mohammedaner verwandelt werden, daß das Heilige Land, auf dem der Fuß unseres Herrgotts ruht hat, in den Händen der Ungläubigen bleibt. Und so haben sich drei Könige, der von England, der von Frankreich und der von Deutschland, aufgemacht zu diesem dritten Kreuzzug. An der Spitze stand einer, der Ihnen allen bekannt ist, nämlich Kaiser Friedrich I. Barbarossa. Im Alter von 65 Jahren setzte er sich an die Spitze dieses Kreuzzuges. Wiederum ging der Zug die Donau hinab nach Kleinasien, und dort ereignete sich das schreckliche Unglück: Der Kaiser Barbarossa ertrank bei einem Bade im Flusse Salef. Das Kreuzheer war seines Führers beraubt. Es konnte dann noch ins syrische Gebiet vordringen und Akkon erobern (1191). Aber Jerusalem blieb in der Hand der Mohammedaner.

Es kamen dann noch mehrere kleine Unternehmungen zustande, so von König Heinrich VI., einem deutschen Kaiser. Man hat sich bemüht, Truppen nachzusenden, aber es kam nicht mehr zu einem so großen Kreuzzug, wie die drei ersten gewesen waren. Dem Kaiser Friedrich II. gelang es im Jahre 1229, durch einen Vertrag zu erreichen, daß Jerusalem, Nazareth und Bethlehem und einige andere Orte den Christen überlassen wurden, aber nur für 15 Jahre. Nach 15 Jahren war alles wieder beim alten; 1244 war Jerusalem erneut in der Hand der Mohammedaner und blieb seitdem für das Christentum verloren. Ein Fürst, ein Heiliger, hat noch einmal versucht, die Kreuzzugsbewegung ins Leben zu rufen, nämlich der König Ludwig von Frankreich, der Heilige. Er hat zweimal ein Unternehmen gemacht im Jahre 1248 und im Jahre 1270, und zwar wollte er von Afrika aus ins Heilige Land vordringen. Beim ersten Mal wurde er gefangen genommen und mußte mit einer Riesensumme ausgelöst werden. Beim zweiten Mal ist er im Feldlager gestorben. Das war das Ende der Kreuzzüge. Ungeheure Opfer an Gut und Blut wurden gebracht, der Erfolg blieb, auf die Dauer gesehen, aus.

Wie sind nun die Kreuzzüge zu bewerten? Wir müssen zunächst feststellen: Es waren großartige Unternehmungen des christlichen Abendlandes. Die Besten, die mit diesen Heeren zogen, waren bewegt von dem Gedanken, die heiligen Stätten von der Herrschaft der Mohammedaner zu befreien, den Christen zu Hilfe zu eilen, sie vor der gewaltsamen oder durch Verlockungen geschehenden Islamisierung zu bewahren. Mehrere heilige und große Herrscher haben sich der Kreuzzugsbewegung angeschlossen. Das kann keine schlechte Sache gewesen sein, an der Kaiser Friedrich I. Barbarossa teilgenommen hat. Das kann keine schlechte Sache gewesen sein, in der König Ludwig der Heilige von Frankreich sich beteiligt hat. Das muß eine gute Sache gewesen sein.

Selbstverständlich bleiben im Kriege, in keinem Kriege, Übergriffe nicht aus. Es zogen ja nicht nur die Ritter mit, die von edlen Gesichtspunkten bewegt waren. Man mußte, um ein großes Heer zu bilden, auch Soldtruppen anwerben. Wer geht schon für Sold in den Krieg? Das sind Abenteurer, das sind wilde Gesellen, das sind solche, die nichts zu verlieren haben. Und die haben sich natürlich auch während des Kreuzzuges entsprechend benommen. Nicht der ganze Kreuzzug, aber Strolche, die sich unter die Kreuzfahrer gemischt hatten, haben Untaten begangen, die wir beklagen und die wir bedauern, aber die nicht dem ganzen Kreuzheer zur Last gelegt werden können. Wenn wir bedenken, daß das größte Heer etwa 200.000 Mann betrug, da wird man verstehen, daß unter diesen Männern auch solche waren, die nicht von edlen Motiven bewegt waren und die dann eben auch Untaten verrichtet haben. Sie haben hier am Rhein die Juden bedrängt und verfolgt, teilweise ermordet. Wilde Scharen haben das getan, nicht das Kreuzheer und schon gar nicht ihre Anführer. Sie haben bei der Eroberung Jerusalems ein Blutbad, wie man sagt, angerichtet. Sie haben aber auch ein Strafgericht vollzogen an den Mohammedanern, die so viel gegen die Christen angerichtet hatten. Das ist alles zuzugeben und braucht in keiner Weise verschwiegen zu werden. Das ändert nichts an dem edlen Ziel und an der rechten Absicht der Besten unter den Kreuzfahrern.

Die Kreuzzüge haben auch erhebliche strategische Bedeutung gehabt. Sie haben das Abendland eine Zeitlang von dem Druck der Mohammedaner befreit. Was wir bedauern müssen, ist, daß sie nicht mit mehr Nachdruck und mit mehr Kraft durchgeführt wurden, daß nicht mehr Nachschub kam, so daß die großen Opfer umsonst gebracht schienen. Das müssen wir bedauern, nicht daß die Kreuzzüge unternommen wurden, sondern daß sie nicht nachhaltig genug geführt wurden, weil der Egoismus zu groß war, weil es Streitereien gab unter den Kreuzfahrern, unter den Fürsten, die sich eine Herrschaft im Heiligen Lande begründen wollten. Diese Eifersüchteleien sind tief bedauerlich und haben einen Schatten auf die Kreuzzüge geworfen. Aber als Abwehrmaßnahmen sind sie gerechtfertigt. Die Kirche hält in ihrer Lehre nach wie vor daran fest, daß ein Verteidigungskrieg gerechtfertigt ist, und die Kreuzzüge waren Verteidigungskriege. Sie haben das Abendland gegen den aggressiven Islam zu verteidigen gesucht.

Das ganze Mittelmeerbecken war ja vom Islam erobert. Sizilien war von den Mohammedanern besetzt, Sardinien, Korsika. In dieser schlimmen Lage haben die Päpste sich an die Spitze der Bewegung gestellt und das Abendland zum Kampfe aufgerufen. Die Türken haben nicht nachgegeben und sind im Jahre 1683 erneut bis vor Wien vorgerückt, aber diesmal konnte das Abendland sich erfolgreich wehren. Am 12. September hat das christliche Heer einen glänzenden Sieg am Kahlen Berg errungen, und das hat dann den türkischen, den mohammedanischen Druck gelockert, und die Habsburger haben dann in langen Kämpfen die Mohammedaner zurückgeworfen, nicht zuletzt unter der Führung des Prinzen Eugen von Savoyen.

Das, meine lieben Freunde, ist in Kürze über die Kreuzzüge zu sagen, über ihre Gründe, über ihren Verlauf und über ihre Bewertung. Wir Christen haben uns der Kreuzzüge nicht zu schämen. Wir brauchen uns für die Kreuzzüge nicht zu entschuldigen. Wir müssen unseren Vorfahren dankbar sein, die Gut und Blut eingesetzt haben, um das christliche Abendland zu verteidigen, um den Christen im Morgenland zu Hilfe zu kommen, um den Druck des Islam zu lockern und um das Kreuz wieder in dem Lande aufzupflanzen, über dessen Boden unser Herr und Heiland Jesus Christus geschritten ist. Deus lo volt – Gott will es! So haben die Teilnehmer am ersten Kreuzzug gerufen, und ich bin nach wie vor der Meinung, daß das christliche Abendland damit einen wertvollen, einen unerläßlichen Beitrag für die Erhaltung des Christentums geleistet hat.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Argumente der Ungläubigen (11)

(Zeugen der Auferstehung – Zeugnis des Glaubens)

11.04.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, in heiliger Osterfreude Versammelte!

Die Glocken klingen zu Ostern anders. Sie rufen den Jubel der Christenheit über den Auferstehungssieg des Herrn in die Welt hinaus.

Aber nicht an alle Ohren dringen die Osterglocken. Der Herr ist auferstanden, aber viele, die sich Christen nennen, bleiben nicht nur in ihrem Bett, sondern auch in ihren Sünden liegen. Die Osterbotschaft kommt nicht an ihr Ohr und schon gar nicht in ihr Herz. Es wiederholt sich an ihnen, was Goethe in seinem „Faust“ gesprochen hat: „Die Botschaft hör‘ ich wohl, doch allein mir fehlt der Glaube.“ Ostern ist ein Fest des Glaubens, und wer nicht glaubt, kann nicht Ostern feiern. Wenn es so ist, wie der evangelische Theologe Rudolf Bultmann sagt, daß alles mythologisch ist, die Erschaffung der Welt, die Wunder im Leben der Heiligen, die Auferstehung Jesu, wenn das alles mythologisch ist, das heißt erdichtet und erfunden, dann kann Osterfreude im Herzen der Christen nicht aufkommen. Und doch kommt alles auf die Wirklichkeit zu Ostern an.

Der Apostel Paulus wird nicht müde zu erklären, daß im Herzpunkt des Christentums der Osterglaube steht. Mit ihm steht und fällt das Christentum. Wenn Ostern nicht Wirklichkeit ist, wenn Christus nicht wahrhaft als Lebendiger das Grab verlassen hat, dann ist nichtig unsere Verkündigung, und dann ist leer unser Glaube. Der Apostel Paulus stützt seinen Osterglauben nicht zuerst auf das Gesicht, das ihm zuteil wurde. Gewiß, er hat den Herrn gesehen vor Damaskus. Es war das kein flüchtiger Anblick, sondern es war eine wirklichkeitserfüllte Erscheinung. Gewiß, der Herr hat ihn, der die Christen bisher verfolgt hatte, zum opferbereiten Jünger bekehrt, aber Paulus gibt sich damit nicht zufrieden. Das war ein subjektives, persönliches Erlebnis und lag geraume Zeit nach der Auferstehung Jesu. Worauf er seinen Glauben an die Auferstehung gründet, das sind die Zeugnisse der Altapostel. Er beruft sich auf das Zeugnis der vielen, der verlässigen Augenzeugen. Er beruft sich auf Kephas (Petrus), die Zwölf, die fünfhundert Brüder, die den Herrn gesehen haben, auf Jakobus, auf alle Apostel. Sie haben den Herrn gesehen, und das ist ihr Beruf, Zeugen der Auferstehung zu sein. Sie haben keinen anderen, sie haben nur diesen Beruf, Zeugen der Auferstehung des Herrn zu sein.

Als ein Ersatzapostel für den abtrünnigen Judas gewählt wird, da muß es einer sein, der von Anfang an dabei war, mit Jesus zusammen war, von der Taufe des Johannes angefangen bis zu der Himmelfahrt. Ein anderer kommt überhaupt nicht in Frage. Und dieser Mann hat wie die Apostel keine andere Aufgabe als die, Zeuge der Auferstehung Jesu zu sein.

Petrus und die Zwölf waren Zeugen der Auferstehung, nicht aus Willkür oder durch einen historischen Zufall. Nein, sie waren Augenzeugen, weil der auferstandene Herr sie berufen hatte, weil er ihnen Kraft vom Heiligen Geist verhiess, seine Zeugen zu sein in Jerusalem und in Judäa und in Samaria und bis an die Grenzen der Erde. Sie waren die von Gott zuvor verordneten Zeugen, um von dem Zeugnis zu geben, was kein anderer Mensch wissen und bezeugen konnte, nämlich daß Jesus am dritten Tage vom Vater auferweckt worden war. Auf der Zuverlässigkeit ihres Zeugnisses, auf der Verlässigkeit ihrer Sinne ruht der Glaube der Kirche aller Zeiten.

Nun hatten die Erscheinungen, die den Osterglauben in den Aposteln anbahnten, eine Eigenart: Sie geschahen nicht vor der Öffentlichkeit, nicht vor dem richtenden Forum der Schriftgelehrten und des Synedriums, nein, sie geschahen in aller Heimlichkeit – in einem Garten, im Garten Gethsemane, auf dem Wege nach Emmaus, auf verschwiegener Bergeshöhe in Galiläa, am verlassenem Seegestade,

hinter verschlossenen Türen. Die Erscheinungen des Auferstandenen sollten nicht ein unwiderlegliches, alle Welt überführendes Mirakel sein. Die Erscheinungen sollten nicht den menschlichen Geist überwältigen und zum Glauben zwingen; sie sollten ihnen nicht den Glauben aufnötigen. Der Schimmer des Geheimnisvollen und Rätselhaften, der dem Zweifel Raum läßt und zur persönlichen Entscheidung aufruft, sollte ihnen bleiben. Darum geschahen die Erscheinungen im engen Jüngerkreis. Sie geschahen nur vor jenen, die in Jesus einen Propheten gesehen hatten, einen Propheten, gewaltig in Tat und Wort, und die in der Hoffnung lebten, daß er es sei, der Israel erlösen werde. Ihnen erschien der Herr, um ihnen den erschütterten Glauben neu zu beleben, um ihnen die frohe Gewißheit zu geben, daß sie von Gott zu Zeugen der Auferstehung berufen seien.

Sie hatten Jesus schon während seines Erdenlebens Glaube und Liebe entgegengebracht. An diesen Glauben und an diese Liebe knüpften die Erscheinungen des Auferstandenen an. Von den Kräften des Glaubens und der Liebe war ihr Glaube an den Auferstandenen getragen. Das war kein Glaube für jedermann. Das war ein Glaube nur für jene, die sich dem Herrn glaubend und liebend zu erschließen bereit waren.

Das ist die Lehre, meine lieben Freunde, die wir von den Osterereignissen ziehen müssen. Kein äußerer Zwang, keine miraculöse Vergewaltigung führt zum Glauben an den Auferstandenen, sondern nur die freie Entscheidung. Nur in dem wird der Glaube an den Auferstandenen lebendig, der in der Treue, der in der Liebe, der im Glauben an Jesus lebt. Die sinnliche Wahrnehmung des Auferstandenen vor den Aposteln steht außer Zweifel. Aber das bloße Wahrnehmen überzeugte sie noch nicht von der Gegenwart des Herrn. Erst als der Auferstandene die ratlose Maria mit ihrem Namen anrief, ging ihr auf, daß der Herr – und nicht ein Gärtner – vor ihr stand. Erst als Jesus das Brot nahm und brach, da wurden den Emmausjüngern die Augen geöffnet, und sie erkannten ihn. Auch als Jesus am Ufer des Sees Gennesaret stand, erkannten ihn die Jünger nicht. Erst am Wunder des reichen Fischfanges erkannte ihn jener Jünger, den Jesus lieb hatte. Als sich ihnen der Auferstandene auf dem Berge in Galiläa offenbarte, da zweifelten anfänglich einige, und selbst als Jesus in ihrer Mitte stand, stiegen Zweifel in ihren Herzen auf. Denselben Zweifel, ja den Unglauben sprach Thomas sogar aus, als er von den Jüngern den Bericht erhielt, daß der Herr ihnen erschienen war. Die Erscheinungen waren zu geheimnisvoll, zu rätselhaft. Die Gestalt Jesu tauchte plötzlich auf und verschwand wieder: Bei verschlossenen Türen kam er und ging er. Es schien den Jüngern, als habe Jesus, weil er nicht mehr an die Gesetze des Raumes gebunden war, keine wahre Leiblichkeit, als handle es sich um einen Spuk, um ein Gespenst. Jesus mußte deswegen seine Leiblichkeit beweisen. Der Jünger durfte seine Hand in die Seite des Herrn legen und seinen Finger in die Stellen, wo die Nägel durch den Arm des Herrn gedrungen waren. Das Grab war leer, der Leib war fort, die Jünger aßen und tranken mit dem Auferstandenen, und so bewies er ihnen die Wahrhaftigkeit seiner Leiblichkeit und seiner Auferstehung. Die Jünger haben die Gestalt des Herrn gesehen.

Aber das Wunder der Erscheinungen teilt die Eigenart aller Wunder. Der heilige Thomas sagt einmal: „Ein Wunder ist eine *causa exterior inducens*“; also das Wunder ist eine Ursache, die von außen auf den Menschen einwirkt, eine *Causa exterior* (von außen) *inducens*. Das heißt, das Wunder allein vermag den Osterglauben nicht zu erzeugen, es vermag ihn nur anzubahnen und vorzubereiten. Durch die Erscheinungen hindurch drang eine viel tiefere, unsichtbare, göttliche Wirklichkeitsmacht auf die Jünger ein. Die personalen Kräfte des göttlichen Logos überzeugten sie von der Gegenwart des Christus. Die persönliche Berührung des Christus unter dem Eindruck der Erscheinungen ließ sie seine wirkliche Gegenwart erleben. Vierzig Tage lang standen sie unter der Wucht dieses Erlebnisses, und der Apostel Thomas konnte nicht anders als in die Worte ausbrechen: „Mein Herr und mein Gott.“

Vor dieser Wirklichkeit verblaßten die zeitbedingten Bezüge des irdischen Lebens. Den Aposteln war deswegen relativ wenig an dem historischen Lebensbild des Herrn gelegen. Sie hatten ihn als den Auferstandenen, als den Sieger von Golgotha erlebt. Und an dem Auferstandenen war ihnen wichtig, daß sie ihm Aug in Aug gegenübergestanden haben. Er hatte mit ihnen gegessen und getrunken, sie hatten seine himmlische, göttliche Wirklichkeit vierzig Tage lang erleben dürfen, und deswegen werden sie nicht müde zu bekennen: Der Herr ist auferstanden, des sind wir Zeugen. Die tiefste Wurzel des Auferstehungsglaubens der Apostel ist also der Herr selbst. Der Glaube der Jünger ist im eigentlichen Sinne die Tat Christi selbst. Der Glaube der Jünger ist Gnade. Was Thomas von Aquin von der

Gnade aussagt, daß sie nämlich die eigentliche und vornehmste Ursache des Glaubens sei, erfüllt sich im Glauben der Apostel. Dieser Glaube trägt das ganze Christentum. Aus dem Gnadenwillen des Herrn, aus dem Gnadenwillen des Auferstandenen ist das Christentum geboren. Das ist die unsichtbare, übernatürliche, wirkliche Wurzel des Glaubens an den Auferstandenen, der Lebensodem des Auferweckten, den die Jünger gesehen haben und mit dem sie vierzig Tage lang im Verkehr gewesen sind.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Argumente der Ungläubigen (12)

(Die Auferstehung – Fundament des Glaubens)

12.04.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„O ihr Unverständigen, wie langsam kommt ihr doch zum Glauben an all das, was die Propheten verkündet haben!“ So hat der Herr zu den Emmaus-Jüngern sprechen müssen. Sie hatten die Botschaft der Propheten gehört, aber sie waren nicht imstande, sie auf das Geschehen der drei Tage von Karfreitag bis Ostersonntag anzuwenden. Deswegen klagt er: O ihr Unverständigen, wie lange dauert es doch, bis ihr all das versteht, was die Propheten über Jesus, über den Christus, vorhergesagt haben!

Das Verstehen des Christuserignisses nennt man Glauben. Glaube ist ein alltäglicher Begriff. Wir sprechen oft vom Glauben. Wir glauben dem Sprecher im Rundfunk, wenn er die Zeit ansagt, daß es jetzt 6 Uhr am Morgen ist; wir glauben dem Bäcker, daß seine Brötchen nahrhaft sind, auch wenn wir keine Lebensmittelanalyse durchführen; wir glauben dem TÜV, daß das Auto fahrtüchtig ist, auch wenn wir nicht die einzelnen Teile des Wagens untersuchen. Und so geht es weiter. Wir glauben der Fluggesellschaft, daß sie uns richtig an das Ziel bringen wird, das wir gebucht haben; und wir springen in den Swimmingpool, weil wir überzeugt sind, daß darin Wasser ist und nicht Salzsäure. Wir glauben also fortwährend in unserem alltäglichen Leben.

Der Glaube an die religiösen Wahrheiten ist von anderer Art. Er stützt sich nicht auf den Augenschein oder auf die gewöhnliche Verlässigkeit der Menschen, er stützt sich auf die Offenbarung Gottes. Weil einmal einer erschienen ist, der gesagt hat: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“, deswegen glauben wir an Jesus Christus. Und er hat es ja nicht nur gesagt, er hat es bewiesen. Für die Wahrheit seiner Worte, für die Glaubwürdigkeit seiner Person sprechen sein heiliges Leben, seine Weissagungen und Wunder, vor allem das Wunder der Auferstehung. Achten Sie darauf, daß im Neuen Testament immer zwei Reihen von Aussagen zu finden sind: Jesus ist auferstanden, und Jesus ist auferweckt worden. Das ist kein Widerspruch. Wenn wir sagen: Jesus ist auferstanden, dann wollen wir damit sagen, daß in ihm göttliche Kraft war. Wenn wir die andere Aussage erwähnen – er ist erweckt worden –, dann wollen wir damit bekennen, daß der himmlische Vater sein Ja unter dieses Leben gesetzt hat. Er ist erweckt worden, weil der Vater dem Leben und Lehren und Leiden dieses Christus zustimmt.

Wenn uns jemand kommt und sagt: Es gibt sehr viele Religionen, man kann sich eine auf dem Jahrmarkt der geistlichen Bewegungen aussuchen, dann sagen wir: Gut, aber bringt mir einmal einen Religionsstifter, der totgeschlagen wurde und dann auferweckt wurde! Dann können wir über die Konkurrenz mit dem Christentum reden. Solange das nicht der Fall ist, ist das Christentum konkurrenzlos, so lange steht in der christlichen Urkunde das Wort: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.“ „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott.“ Die christliche Religion ist nicht eine, die von unten nach oben geht, sondern eine, die von oben nach unten geht. In der christlichen Religion suchen nicht die Menschen ihren Gott, sondern in der christlichen Religion sucht Gott die Menschen. In der christlichen Religion streben nicht die Menschen von der Erde zum Himmel, sondern senkt sich der Himmel auf die Erde. Das ist der wesentliche Unterschied zu allen anderen Religionen. In ihnen spricht sich die numinose Sehnsucht des Menschen aus, der Drang nach dem Heiligen, und insofern stehen sie vor Christus im Advent. Aber seitdem Christus erschienen ist, sind sie in der Gegnerschaft zu Christus. Es ist deswegen ganz irrig, die nichtchristlichen Religionen als Vorbereitungen für das Christentum zu verstehen; das waren sie,



bevor Christus erschien. Jetzt sondern sie sich von dem Christusereignis ab und stehen im Widerstand und im Aufstand gegen ihn.

Die Auferstehung des Herrn ist von den Ungläubigen immer wieder in Zweifel gezogen worden. In der Tat, wenn es gelingt, dieses Fundament des Christentums zu zerschlagen, dann ist das Christentum erledigt, dann gilt tatsächlich, was Paulus sagt: „Wenn Christus nicht auferstanden ist, dann ist nichtig euer Glaube und leer unsere Predigt.“

Schon im Neuen Testament sieht man, wie der Unglaube bemüht ist, die Auferstehung zu diskreditieren. Die jüdische Obrigkeit versuchte den Leichnam Jesu als gestohlen auszugeben. Man hat die Diebstahlshypothese erfunden: Die Jünger sind gekommen und haben den Leichnam Jesu entfernt und dann das Gerücht verbreitet, er ist auferstanden. Gegen diese Hypothese erhebt der Charakter der Jünger Einspruch. Die Jünger waren keine Verbrecher, Diebe und Täuscher. Gegen diese Hypothese erhebt auch die Wache am Grabe Einspruch. Wie kann man sagen – und das hat schon Augustinus in einer Osterpredigt erwähnt –, wie kann man sagen, die Wächter haben geschlafen, und dann sind die Jünger gekommen und haben ihn gestohlen? Wie kann man schlafen und gleichzeitig ein Ereignis bezeugen, das während des Schlafes geschehen sein soll? Ja, schlafende Zeugen, so ruft Augustinus aus, schlafende Zeugen führst du an? Da hast du selber geschlafen.

Eine subtilere Form, mit der Auferstehung fertigzuwerden, ist die psychologische Hypothese. Die Jünger hätten aus ihrem Unterbewußtsein die Überzeugung emporsteigen lassen, daß Jesus auferstanden sei. Sie waren gewiß niedergeschlagen und entmutigt, aber ihr Unterbewußtes hat weitergearbeitet und hat aus Sehnsucht nach einem Sieger und Triumphator die Auferstehung Jesu erfunden. Meine lieben Freunde, für die Erfindung dieser Hypothese oder besser für die Erfindung dieser aus dem Unbewußten aufsteigenden Überzeugung bleiben nur die Stunden vom Karfreitag bis zum Ostersonntag. Da müßte das Unterbewußte gewaltig gearbeitet haben, um in dieser Zeit eine derartige ungeheuerliche Tatsache herauszuzaubern. Nicht aus dem Unterbewußten ist ihnen die Auferstehung gewiß geworden, sondern aus den Sinnen. Was sie erfahren haben, das verkünden sie, nicht was sie sich erdacht haben. Das Christentum ist nicht eine aus dem Unterbewußten herausgesponnene Hypothese, das Christentum ist die Überzeugung von der Wirklichkeit des Auferstandenen, der den Jüngern erschienen ist als eine von außen auf sie eindringende Macht. Und ihre Zweifel, ihre oft erwähnten Zweifel haben uns mehr geholfen zu glauben, als wenn sie sogleich und rasch bereit gewesen wären, sich dem Auferstandenen zu übergeben. Nein, ihre Zweifel führten sie zur Nachprüfung, und diese Nachprüfung erleichtert uns den Glauben.

Wenn wir am Osterfest die Auferstehung des Herrn feiern, dann laufen wir nicht Mythen und nicht Fabeln nach. Meine lieben Freunde, die Jünger waren entmutigt und niedergeschlagen; sie waren, wie wir eben gehört haben, traurig und bedrückt. Auf einmal sind Mut und Tapferkeit mit Überzeugungstreue und Verkündigungseifer in ihnen zu finden. Dieser Umschlag erklärt sich nur, wenn etwas Ungeheuerliches geschehen ist, etwas, was keiner erwartet und was niemand für möglich gehalten hätte, nämlich: Der Herr ist wahrhaft auferstanden. Achten Sie bitte auf dieses Wort „wahrhaft“, das schon im Neuen Testament steht! Es wird eben damit gesagt: Das ist keine Auferstehung in der Phantasie, in der Einbildung, ins Kerygma, wie Rudolf Bultmann sagt, sondern eine Auferstehung in der Wirklichkeit, eine Auferstehung, die in der Welt der Erscheinungen, in der Welt der körperlichen Identität geschehen ist.

Wir brauchen uns also nicht irremachen zu lassen von Leuten, die uns den Glauben rauben wollen. Wir dürfen mit voller Überzeugung an dem Satz festhalten: „Wir haben den Herrn gesehen“, wie die Jünger es verkündet haben. Wir dürfen auch heute ungetrübt und unvermindert bekennen: Der Herr ist wahrhaft auferstanden, und wir haben ihn gesehen, seine Macht und seine Herrlichkeit.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Argumente der Ungläubigen (13)

(Die Bedeutung der höchsten Güter)

18.04.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Auch der Unglaube hat seine Dogmen. Eines dieser Dogmen des Unglaubens lautet: Für Geld kann man alles haben. Man muß nur genügend Geld herbeischaffen, dann kann man sich alles gestatten, was das Herz begehrt. In der Tat, was das materialistische Herz begehrt, kann man sich mit Geld verschaffen. Was der Mensch, der nur im Materiellen lebt und im Materiellen denkt, was der begehrt, das ist mit Geld zu haben. Am Mittwoch dieser Woche war in der Mainzer Zeitung ein Bericht über eine polnische Studentin abgedruckt, die in Mainz ihr Studium absolviert hat. Sie sagte: „Die Menschen hier haben das Paradies; sie wissen es nur nicht.“ Sie meinte, im Vergleich zu Polen, zu den vielen Armen in Polen. Die Menschen hier haben das Paradies – das materielle Paradies! – sie wissen es nur nicht. Und sie erwähnte ein Beispiel; sie habe als Studentin in einer Fleischerei ausgeholfen. Die Fleischverkäuferin machte Urlaub in Mallorca. „Das ist in Polen undenkbar“, sagte sie, „daß eine Fleischverkäuferin in Mallorca Urlaub macht.“ Mit Geld kann man alles haben. So sagt der materialistisch eingestellte Mensch. Und noch einmal: Mit Geld kann man vieles erwerben, aber die höchsten Werte sind unverkäuflich. Was man mit Geld erwerben kann, das sind nur materielle Dinge. Die höchsten, die geistigen, die wertvollsten Dinge haben keinen Preis.

Das gilt in erster Linie für ein gutes Gewissen. Jeder Mensch hat ein Gewissen, und er kann sein Gewissen zu betäuben versuchen, er kann es zu verbilden versuchen, er kann es zum Schweigen zu bringen versuchen: Doch das Gewissen ist unsterblich wie seine Seele. Dieses Gewissen mahnt, das Gute zu tun und das Böse zu unterlassen; das ist das vorangehende Gewissen. Das Gewissen spricht auch bei der Tat selbst. Ist das recht, was ich tue, oder ist es unrecht? Und das Gewissen ist ein Richter nach der Tat. Es sagt: Was hast du getan! Oder: Das hast du recht getan. Das nachgehende Gewissen beurteilt die Tat. Das gute Gewissen ist nicht käuflich. Das gute Gewissen ist das Ergebnis des Einklangs von Gewissen und Gebot Gottes. Nur wer dem Willen Gottes gemäß lebt und handelt, hat ein gutes und damit auch ein ruhiges Gewissen. Die Ruhe des Gewissens ist nicht käuflich, durch keinen Wert. Das gute Gewissen ist die Frucht der guten Tat. Hier gilt der Satz nicht: Mit Geld kann man alles erwerben, nein, das gute Gewissen kann man nicht mit Geld erwerben. Und so sehr die Menschen auch schaffen und raffen mögen, das Gewissen kann man mit all diesem Schaffen und Raffen nicht biegen und nicht beugen.

Auch die Liebe ist nicht käuflich, Liebe verstanden als die Zuneigung des Herzens, als das Wohlwollen gegenüber dem anderen Menschen, als die Zuneigung. Liebe ist ja das am meisten geschändete Wort in allen Sprachen. Diese Perversion der Liebe ist hier natürlich nicht gemeint, sondern die edle, die vornehme, die schenkende, die dienende Liebe, nach der sich jedes Herz sehnt. Liebe kann man sich nicht kaufen. Liebe ist eine freie Zuwendung des Herzens, ein freies Geschenk des Herzens. Die Menschen versuchen zwar, sich die Liebe zu erkaufen, etwa durch gehäufte Geschenke, aber die Antwort, die ein Beschenkter dem Schenker zu geben vermag, ist nur dann echt, wenn wahre Liebe in seinem Herzen lebt. Das Geschenk vermag die Liebe nicht zu erzwingen, und schon gar nicht vermag Druck oder Eifersucht die Liebe im Herzen zu erwecken. Nein, die Liebe ist unverkäuflich. Sie wird geschenkt und läßt sich nicht mit irdischen Werten ausmessen.

Der Dichter Rückert hat einmal die Hoheit der Liebe und ihren unvergleichlichen Wert in die Verse gefaßt: „Im selben Maß du willst empfangen, mußt du geben. Willst du ein ganzes Herz, so gib ein ganzes Leben!“ Wahrhaftig, so ist es. Im selben Maß du willst empfangen, mußt du geben. Willst du

ein ganzes Herz, so gib ein ganzes Leben! Die körperlichen Erscheinungsformen der Liebe, die ja vielfach mißbräuchlich als Liebe bezeichnet werden, haben nur dann einen Wert, wenn sie in der gültigen Ehe vollzogen werden, wenn sie wirklich der Ausdruck des Wohlwollens sind und nicht nur des Begehrens. Vor einigen Jahren starb der Rocksänger Elvis Presley. Er starb im Alter von 42 Jahren. Woran starb er? Ausgelaugt, verbraucht von sexueller Gier. Seine drei Brüder haben nach seinem Tode sein Leben beschrieben. Er mußte ständig Frauen und Mädchen zugeführt erhalten, und wenn er sie nicht „schaffte“, wie er das nannte, dann mußten seine Brüder aushelfen, sie zu „schaffen“. Das ist nicht die Liebe, die der Mensch ersehnt, das ist das Hämmern des Blutes und das Pochen der Organe. Eine solche Liebe ist nur mißbräuchlich mit dem Namen Liebe zu belegen.

Auch das Glück ist nicht käuflich. Das Glück, meine lieben Freunde, ist ein gehobener Zustand der Seele, in dem der Mensch eins mit seiner Lage ist und sich dieser Einhelligkeit gefühlsmäßig bewußt wird. Ein glücklicher Mensch ist einer, in dem Zufriedenheit in hohem Maße lebt. Deswegen hat Goethe das schöne Wort gesagt: „Glücklich ist auf die Dauer nur der Zufriedene.“ Das Glück ist nicht käuflich. Es liegt nicht hinter den Schaufensterscheiben der Juweliere, es fährt nicht im Mercedes über die Straßen, es ist auch nicht auf Lanzerote und auf Mallorca zu finden. Das Glück ist ein seelischer Zustand, der dem geschenkt wird, der ihn nicht sucht. Das ist die Merkwürdigkeit in diesem Leben: Wer dem Glück nachjagt, der findet es nicht. Wer das Glück um höherer Werte willen bleiben läßt und nicht sucht, dem fällt es in den Schoß. Gott hat wunderbare Rechnungen, die dem Materialisten nicht eingehen und dennoch richtig sind. „Das Glück, kein Reiter wird's erjagen; es ist nicht dort, es ist nicht hier. Lern überwinden, lern ertragen, und ungeahnt erblüht es dir.“ So hat Theodor Fontane gedichtet. Das Glück, kein Reiter wird's erjagen; es ist nicht dort, es ist nicht hier. Lern überwinden, lern ertragen, und ungeahnt erblüht es dir. „Willst du glücklich sein im Leben, trage bei zu anderer Glück! Freude, die wir anderen geben, kehrt ins eigene Herz zurück.“ Willst du glücklich sein im Leben, trage bei zu anderer Glück! Freude, die wir anderen geben, kehrt ins eigene Herz zurück. Wahrhaftig, meine lieben Freunde, es ist leichter, glücklich zu machen als glücklich zu sein, und nicht materielle Schätze können das Glück herbeizwingen.

Vor einigen Jahren starb der griechische Reeder Aristoteles Onassis. Er hatte sein ganzes Leben Glück gehabt und war jedoch nie glücklich gewesen. Er hat ein Riesenvermögen aufgehäuft, Milliarden. Hundert Tankschiffe gehörten ihm. Er hatte die Olympic Airways gekauft. Die Frauen lagen ihm zu Füßen. Er heiratete nach dem Tode von Kennedy dessen Witwe. Aber bei all seinem Reichtum, bei all seinen Besitzungen, bei all seinen Genüssen, glücklich war er in seinem Leben nie. Als die Ehe mit Jaqueline Kennedy zerbrochen war oder zu zerbrechen drohte, da raffte ihn der Krebs dahin.

Auch das Allerwertvollste kann man sich nicht kaufen, nämlich das ewige Leben. An das irdische Leben eines jeden Menschen pocht mit eherner Faust der Tod. Auch das saturierteste Leben, auch das mit irdischen Schätzen erfüllteste Leben geht zu Ende. Niemand kann sich vom Tode freikaufen. Der Schah von Persien war ein überreicher Mann, der seine Milliarden ins Ausland geschafft hatte, solange er noch sein Volk regierte. Er hat die besten Ärzte konsultiert, aber auch er mußte elend zugrunde gehen. Kein Mensch kann sich das ewige Leben erkaufen.

Das ewige Leben ist ein Geschenk Gottes. Es wird dem zuteil, der sich seiner im irdischen Leben nicht unwert gemacht hat. Das ewige Leben ist für den bereitet, der das irdische Leben als Vorbereitung begriffen hat, der durch die irdischen Güter so hindurchgegangen ist, daß er die ewigen nicht verliert. Das ewige Leben ist für jene bestimmt, die nicht die breite und bequeme Straße gehen, sondern den steilen und engen Weg. Das ewige Leben wird jenen eröffnet, die durch die enge Pforte eintreten und nicht durch das bequeme Tor. Das ewige Leben ist nicht käuflich.

Der Satz: „Für Geld kann man alles haben“ ist deswegen falsch. Er gilt nur für materielle Schätze und auch da nur für begrenzte Zeit. Der Mensch braucht auch geistige Werte, um als Mensch zu leben. Er benötigt Ideale. Der Mensch, der nur dem Materiellen nachstrebt, ist ein idealloser Mensch. Essen und Trinken und Reisen und Geschlechtsgenuß, das ist zu wenig, das reicht nicht, um das Herz zu befriedigen, um das Herz auszufüllen. Der Mensch muß Ideale haben, meinetwegen das Ideal der Leistung: Ich will etwas leisten in meinem Leben. Ich will ein guter Handwerker sein; ich will ein guter Gelehrter sein; ich will ein guter Christ sein. Das sind Ideale. Solche Ideale braucht der Mensch. Er verkommt, wenn er keine Ideale hat. Das Schwein hat den Rüssel immer nur nach unten, niemals

nach oben, und ein Mensch, der keine Ideale hat, der nicht nach oben schaut, der verkommt und verliert sich im Genuß des Materiellen.

Der Mensch braucht Tugenden. Ohne Tugenden kann ein Leben nicht gelingen. Die Jugend braucht Entsagung und Enthaltbarkeit. In Amerika hat sich eine Gruppe von Jugendlichen zusammengetan unter dem Motto: „Wahre Liebe wartet.“ Jawohl, wahre Liebe wartet. Der Mensch braucht Tugenden in der Ehe. Wie soll eine Ehe Bestand haben ohne Tugenden? Wenn der eine nicht fragt: Wie ist dir wohl? Wie kann ich dir wohl tun? Wenn der Mensch keine Nachsicht beweist, wenn er keine Geduld hat, wie soll eine solche Ehe gedeihen? Und wie soll ein Volk bestehen ohne Tugenden? Ein Volk aus Raffkes und aus Schnorrern kann nicht Bestand haben. Diejenigen, die schon genug haben, die schon zu viel haben, die haben immer noch nicht genug, die müssen sich noch Hotelaufenthalte bezahlen lassen von anderen, und dann müssen sie den Hut nehmen, weil halt doch nicht alles durchgehen kann in unserer Schnorrer-Demokratie.

Der Mensch braucht Gott. Meine lieben Freunde, wenn der Mensch nicht zu Gott aufblickt, dann wird er zum Unmenschen. Ohne Gott hat das menschliche Leben keinen Halt, kein Ziel und keine Stütze. „Ohne Gott alles Spott!“ Ich schaue mit Wehmut, nicht mit Verachtung, ich schaue mit Wehmut auf die vielen Menschen in meiner Straße, die Gott nicht kennen, die nicht beten, die keinen Gottesdienst besuchen, die keine Sakramente empfangen, von denen man nicht weiß, ob sie jemals Reue und Leid erwecken, sich in die Wunden des Herrn versenken. Ich schaue mit Wehmut, nicht mit Verachtung, auf sie. Was sind das arme Menschen, denen das Beste des Lebens entgeht, die ihr höchstes Ziel verfehlen, die nur dem Materiellen nachjagen, Kleidern und Wohnung und Reisen und Genüsse und Ausgehen.

Am 21. Januar 1793 mußte König Ludwig XVI. von Frankreich das Blutgerüst besteigen. Er wurde von den Revolutionären mit der Guillotine hingerichtet. Vor seinem Tode sprach Ludwig XVI. noch einmal sein Volk an. Was sagte er? „Saget allen, daß der einzige Trost des Unglücklichen die Religion ist! Wenn alles ihn verläßt, sie bleibt bei ihm. Saget allen Menschen, daß die Religion der einzige Trost des Unglücklichen ist. Wenn alles ihn verläßt, sie bleibt bei ihm.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Argumente der Ungläubigen (14)

(Die bezeugte Wahrheit der christlichen Religion)

25.04.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Als ich ein Knabe von 13, 14 Jahren war, trat während des Physikunterrichtes der Lehrer, der Physiklehrer, zu mir und sagte: „Junge, lauf nicht den Pfaffen nach! Glaub nicht an den schwarzen Schwindel!“ Das Wort vom Schwindel ist oft wiederholt worden. Wir haben es in der Wehrmacht von Kameraden hören können, in der Fabrik wurde es uns gesagt: Laß mich mit dem Schwindel in Ruhe! Und wenn man einen Enttäuschten und Verbitterten auf die Religion hinwies, dann sagte er: Ich habe genug von dem Schwindel. Es gibt Menschen, enttäuschte, verbitterte, ungläubige Menschen, die die Religion als Schwindel bezeichnen. Der Vorwurf richtet sich auf zwei Gegenstände, einmal auf den Inhalt der Religion und zum anderen auf die Bekenner der Religion. Was den Inhalt der Religion angeht, so ist mit dem Wort vom Schwindel gemeint: Die Religion ist ein Phantasieprodukt, eine Illusion, eine Erfindung von Menschen; ihr entspricht keine Wirklichkeit. Sie ist, wie die Marxisten sagen, ein ideologischer Überbau über den gesellschaftlichen Verhältnissen. Und so kommen die Menschen dazu, die Äußerung zu tun: Das ist alles Schwindel.

Wir haben diesem Vorwurf einiges entgegenzusetzen, meine lieben Freunde. Die Religion, die wir bekennen, stammt nicht von Menschen, sie stammt von Gott. Sie ist nicht von unten gemacht, sondern von oben geschenkt. Die christliche Religion beruht auf Offenbarung. Was wir bekennen, ist vom Vater im Himmel durch seinen Sohn Jesus Christus uns kundgemacht worden. Die Existenz Christi ist kein Schwindel. Wenn die Historiker über andere Gestalten der Geschichte so viel Material hätten, wie wir für Jesus Christus haben, dann wären sie glücklich. Sie haben oft nur dürftige Mitteilungen, und doch nehmen sie die Existenz der geschichtlichen Gestalten an, die durch diese Mitteilungen verbürgt werden.

Es ist kein Schwindel, daß Jesus aufgetreten ist mit einem Anspruch, wie ihn kein Mensch vor ihm und nach ihm erhoben hat. „Ich und der Vater sind eins.“ Es ist kein Schwindel, daß Jesus durch die Fluren von Galiläa und Judäa geschritten ist, Wohltaten spendend. Es ist kein Schwindel, daß er Kranke geheilt und Tote erweckt hat. Es ist kein Schwindel, daß er eine Lehre gebracht hat, wie sie konkurrenzlos ist. Niemals vorher und niemals nachher ist eine solche Sittenlehre den Menschen vermittelt worden, wie sie Jesus gebracht hat. Das ist das Signum der göttlichen Herkunft. Es ist kein Schwindel, daß Jesus gelitten hat und gestorben ist und ins Grab versenkt wurde, daß er aber am dritten Tage vom Vater erweckt wurde und den von Gott vorherbestimmten Zeugen erschienen ist. Geschichtliche Ereignisse beweist man durch Zeugen. Wir haben solche Zeugen, wir haben genügend Zeugen, wir haben wahrhaftige Zeugen, keine verstiegenen Schwärmer, keine irrlichternden Phantasten, sondern gesunde Männer, die bezeugen, was sie gesehen und gehört, was sie erlebt und was sie betastet haben. Es ist kein Schwindel, daß diese Religion seit 2000 Jahren bemüht ist, das Angesicht der Erde zu verändern. Es ist kein Schwindel, daß es viele Menschen gegeben hat, denen diese Religion der Inhalt ihres Lebens geworden ist. In der Kraft dieser Religion haben diese Menschen ihr Leben gestaltet. In der Kraft dieser Religion haben sie Nächstenliebe geübt. In der Kraft dieser Religion sind sie aus Lastern und Sünden aufgestanden und haben ein neues Leben begonnen. Wir haben herrliche Beispiele der Bekehrung, von Magdalena angefangen über Augustinus bis zu Gibson, dem Verfilmer des Leidens Jesu. In der Kraft der Religion haben Menschen ihre Leiden getragen und dem Tode ins Angesicht geschaut. Nicht umsonst hängt in unseren Krankenzimmern das Kreuz, das Kreuz, die Kraft im Leben und die Kraft im Sterben. Das ist auch ein Beweis für die Religion, und das ist kein

Schwindel. Unzählige Menschen haben aus dieser Religion Kraft zum Leben und Kraft zum Sterben geschöpft.

Es ist auch kein Schwindel, daß die Welt, daß die Erde ihren heilvollen Verlauf nimmt, wenn die Menschen sich an die heilige Religion halten, und daß die Erde unheilvoll zerstört wird, wenn die Menschen sich von der heiligen Religion trennen. Es ist einer der stärksten Beweise für die Berechtigung, für die Wahrheit der heiligen Religion, daß ihre Mißachtung die Erde zerstört. Alle die, welche Menschen, Familien, Völkern Unrecht getan haben, waren solche, die sich von der heiligen Religion abgewandt haben. Deswegen ist die heilige Religion wahr, weil sie das gedeihvolle Leben der Menschen, der Familien und der Völker gewährleistet. Das ist kein Schwindel.

Der Vorwurf der Feinde hat eine zweite Seite. Er richtet sich gegen das Leben der Anhänger der Religion, und zwar ist dieser zweite Vorwurf geteilt. Sie sagen: Die Bekenner der Religion glauben selbst nicht, was sie bekennen. Und sie sagen: Sie leben nicht, was sie glauben. Der Vorwurf richtet sich also gegen die Übereinstimmung von Bekenntnis und Verkündigung auf der einen Seite und Leben und Wirken auf der anderen Seite. Meine lieben Freunde, die Kirche hat jetzt einen Bestand von 2000 Jahren. Ihr ist das Erbe Christi anvertraut. Sie hat die Offenbarung weiterzutragen, und dieser Aufgabe ist sie nachgekommen wie keine andere Institution auf dieser Erde. Die Kirche hätte es sich leicht machen können, wenn sie die Verkündigung Jesu entschärft hätte, wenn sie es so gemacht hätte wie der Protestantismus und die Orthodoxie: alle die schweren und beschwerlichen Dinge ändern, modeln, beiseite lassen, vor allem natürlich, was die geschlechtliche Sittlichkeit angeht. Da haben die Menschen das größte Bedürfnis, erleichtert zu werden. Aber die Kirche hat von Ehescheidung bis Homosexualität die Wahrheit Christi bis heute festgehalten, und das ist ihr Ruhm.

Es ist nicht wahr, daß wir verkündigen, was wir selbst nicht glauben. Wir sind überzeugt davon, daß das Wahrheit ist, was wir verkündigen und was wir zu leben versuchen. Wir sind davon überzeugt, und wir können auch herrliche Beweise für diese Übereinstimmung vorlegen. Wo haben die Feinde der heiligen Religion einen Mann wie den Pfarrer von Ars, der bis zu 16 Stunden am Tag im Beichtstuhl gewesen ist? Wo haben sie einen? Wo haben sie einen wie Damian Deveuster, der als gesunder flandrischer Bauernsohn auf die Insel der Aussätzigen, nach Molokai, ging und dort bis zu seinem qualvollen Ende ausgehalten hat, um den Aussätzigen das Wort Gottes zu verkünden und die Sakramente zu spenden? Wo haben sie einen wie Maximilian Kolbe, der in den Todesbunker ging, um einen Familienvater davor zu bewahren? Wo haben sie einen? Sie haben gelebt, was sie geglaubt haben.

Selbstverständlich, meine lieben Freunde, bleiben wir immer zurück hinter der Forderung der Gebote. Schwäche, Scheu vor Verzicht, Verführung, Verlockung, das schlechte Beispiel der Umgebung, das alles sind die Ursachen dafür, daß unser Leben hinter der Lehre zurückbleibt. Das bekennen wir mit Schmerz, und dafür gibt es ja die Reue, dafür gibt es ja das Bußsakrament. Wir wissen es, daß wir nicht genügen, daß wir den Anforderungen, die Christus an uns stellt, nicht genügen. Aber wir wissen auch, daß wir uns bemühen, daß wir unermüdlich bestrebt sind, den Forderungen Christi nachzuleben und daß wir nicht die Lehre verantwortlich machen können, wenn unser Leben ihr nicht entspricht. Wer schilt denn die Elektrizitätslehre, wenn durch unvorsichtiges Handeln ein Kurzschluß entsteht? Die Lehre ist heilig und groß, auch wenn unser Leben nicht allerwegs ihr entspricht. Nein, wir glauben, was wir lehren, und wir suchen zu leben, was wir glauben.

Gewiß gibt es Verkündiger, die von der Lehre abweichen. Gewiß gibt es Menschen, die zeitweise ein Doppelleben führen. Aber das hält der Mensch auf die Dauer nicht aus. Der Mensch kann nicht dauernd etwas anderes verkünden als er lebt. Wenn er sich nicht bemüht, nach seiner Lehre zu leben, dann bricht er eines Tages zusammen. Gerade der Zwiespalt zwischen Lehre und Leben ist ein Zeichen dafür, daß die Kirche, ihre Verkündiger und ihre Anhänger bei der Lehre geblieben sind; gerade der Zwiespalt bezeugt es. Denn wenn sie die Lehre nach ihrem Leben modeln würden, dann sähe die Lehre ganz anders aus, dann würde der Genießer nicht mehr vom Verzicht predigen, dann würde der Unkeusche nicht mehr zur Enthaltensamkeit aufrufen, dann würde der Geizige nicht mehr die Freigebigkeit preisen. Gerade weil die Lehre untrüglich bleibt und verkündet wird, deswegen kann man den Zwiespalt zwischen Leben und Lehre feststellen. Es ist gerade die Treue zur Lehre, die uns verpflichtet und berechtigt, die ungenügende Übereinstimmung von Lehre und Leben an uns und an anderen zu rügen.

Nein, es ist kein Schwindel, daß die Anhänger und Verkündiger der Lehre Christi sich bemühen, ihr Leben nach der Lehre auszurichten. Es ist kein Schwindel, daß sie überzeugt sind von dem, was sie vertreten. Die Lüge kann der Kirche nicht helfen. Die Kirche kann nur in der Wahrheit Fortschritte machen und nicht in der Lüge. Deswegen verwirft sie die Lüge. Nicht so ihre Feinde. Die Feinde sind bedacht, durch Lügen der heiligen Religion Schaden zuzufügen. Das hat schon begonnen im Leben Jesu. Die Feinde konnten die Wunder, die er wirkte, nicht leugnen; sie haben sie gesehen; sie haben die Geheilten vorgefunden; sie haben mit ihnen gesprochen; sie haben sich die Krankheit bestätigen lassen, von der sie geheilt wurden. Also sie konnten die Wunder Jesu nicht leugnen. Aber sie haben sie verdächtigt: „Durch Beelzebul, den obersten der Teufel, treibt er die Teufel aus.“ Also die Teufelsaustreibungen werden nicht bestritten, sie werden nur auf eine falsche Ursache zurückgeführt. Ähnlich war es im Prozeß Jesu vor Pilatus. Da wurde mit Lügen gegen Jesus gearbeitet. „Er wiegelt das Volk auf. Er verbietet, dem Kaiser Steuern zu zahlen.“ Nur mit politischen Attacken konnten sie Jesus vor den römischen Richter bringen, und da sie Tatsachen, die gegen ihn sprachen, nicht fanden, mußten sie Lügen herbeiholen, um ihn anzuklagen. Und so ist es in 2000 Jahren Kirchengeschichte geblieben. Die Feinde wenden immer zwei Waffen gegen die Kirche an, die Lüge und, wenn sie versagt, die Gewalt. Lüge und Gewalt sind die Waffen, die die Feinde der Kirche gegen die heilige Religion anwenden.

Einer der Hauptgegner hat es einmal ausgesprochen, wie er gegen die Kirche kämpft. Voltaire, der Vater der Aufklärung, der grimmige Hasser der heiligen Religion, hat einmal an einen Freund geschrieben: „Man muß lügen wie ein Teufel, nicht furchtsam, nicht für kurze Zeit, sondern kühn und immer. Lügt, meine Freunde, lügt, ich werde es euch bei Gelegenheit vergelten.“ Daran haben sich die Gegner der Kirche bis heute gehalten. Wir haben es in der Zeit des Dritten Reiches erlebt, wie die Kirche mit Lügen überzogen wurde. Die Älteren von uns wissen noch genau, wie 1936/37, auch teilweise 1938 die Sittlichkeitsprozesse gegen katholische Priester geführt wurden. Sie wurden entfacht von Joseph Goebbels. Er schrieb in sein Tagebuch: „Wir haben ein Höllenkonzert veranstaltet, ein Höllenkonzert gegen den katholischen Klerus.“ Und dieses Höllenkonzert sah so aus, daß man den Klerus oder den größten Teil verdächtigte, schlimme, böse Taten, vor allem auf dem Gebiete der geschlechtlichen Sittlichkeit, verrichtet zu haben. Die deutschen Bischöfe haben die Tatsachen erforscht. Sie haben genau untersucht, welche der Vorwürfe zutrafen und welche nicht. Und da ergab sich das Bild: Von 25.635 Priestern – von 25.635 Priestern – wurden 58 wegen angeblicher Sittlichkeitsvergehen vor Gericht gezogen; 22 wurden verurteilt, 22 von 25.635. Aber die Lüge war wirksam, und kein Jahr des Dritten Reiches hat so viel Kirchenaustritte gehabt wie das Jahr 1937. Man hat die Hirten geschlagen, um die Herde zu zerstreuen.

So ist es immer geblieben, und so ist es bis heute. Mit Lügen wird versucht, die heilige Religion madig zu machen, die Kirche in schiefes Licht zu setzen, die Anhänger der Kirche von dieser Kirche zu lösen, die Verkündiger zu verdächtigen. Wir wissen, meine lieben Freunde, um unsere Schwäche und bekennen sie. Ich will der Kritik, die sich gegen Kirche, Klerus und Klöster richtet, erlauben, wöchentlicher einmal das Seziermesser anzusetzen und das Problem der schwachen Menschen in der Kirche bloßzulegen. Dem Roman, dem Theater, dem Film soll das Problem nicht geweigert werden. Aber wenn ein Tag der Kritik offensteht, dann gebt die sechs übrigen Tage, sechs volle Tage, das ist nicht zu viel, der wahrhaftigen Darstellung, der Leistung, dem Bemühen, der Anstrengung der Christen und der Verkündiger des Evangeliums. Wenn ihr den Menschen einmal in der Woche schildert, dann schildert sechsmal den Heiligen, denn über uns steht ein Olymp von Heiligen. Diese Kirche wächst an ihren schwachen Menschen, und ihr zertrümmert sie nicht mit der These, die wir kennen und bekennen, nämlich daß ihre göttliche Seele von menschlicher Gestalt umkleidet ist. So mag der Sturm kommen und über Land und Meer, über Steppe und Stadt stürmen. Er klärt den Horizont, er wirbelt die Dürre von den Bäumen, er stiehlt den Stamm, der aufwärts wächst. Er ist unser Frühlingswind!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Argumente der Ungläubigen (15)

(Die Unhaltbarkeit des Darwinismus)

02.05.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Vor einiger Zeit wurden Schüler befragt, was sie von der Evolutionstheorie halten. Über 50 Prozent erklärten, sie könnten deshalb nicht mehr an Gott glauben, weil die Evolutionstheorie beweise, daß alle Lebewesen einschließlich des Menschen nicht erschaffen worden seien, sondern sich im Laufe unerhört langer Zeiträume ganz allmählich aus primitiven Anfängen bis zu den heutigen Formen hin auf entwickelt hätten. Der Vater dieser Evolutionstheorie ist Charles Darwin, ein Engländer. Sein bahnbrechendes Buch erschien im Jahre 1859. Seitdem hat seine Theorie einen Siegeslauf ohnegleichen angetreten, ist in die Schulbücher übergegangen und hat selbst bei Theologen Anklang gefunden.

Die Evolutionstheorie besagt kurz zusammengefaßt: Die stammesgeschichtliche Entwicklung der Organismen beginnt mit einfachsten Lebenserscheinungen und setzt sich mit den daraus entstandenen, abgewandelten Organismen in ihrem Artenreichtum fort. Alle Organismen wandeln sich in der Generationenfolge und sind daher im Laufe der Erdgeschichte in direkter Zeugungskette miteinander verbunden. Es gibt eine Höherentwicklung von einfach organisierten zu komplex organisierten Strukturen. Die Evolutionstheorie wurde von Darwin vielleicht nicht in der Absicht erfunden, Gott überflüssig zu machen, aber sie wurde in der Folge dazu benutzt. Man hat die Evolutionstheorie gegen die Schöpfung, die vom christlichen Glauben ausgesagt wird, ausgespielt, und auf diese Weise ist sie zu einem Fanal des Atheismus geworden. Der Kommunist Friedrich Engels schrieb schon im Jahre 1859 an seinen Freund Karl Marx: „Übrigens ist der Darwin, den ich jetzt gerade lese, ganz famos. Die Teleologie war nach einer Seite noch nicht kaputtgemacht, das ist jetzt geschehen.“ Teleologie ist die Zielstrebigkeit, daß also in der Welt, in der Schöpfung eine Ordnung ist, die auf bestimmte Ziele hin gerichtet ist, und Engels meinte, diese Teleologie sei jetzt durch die von Darwin aufgestellte Evolutionstheorie erledigt.

Daß die Evolutionstheorie zahlreichen Gläubigen den Glauben geraubt hat, daran ist gar kein Zweifel. Ein ganz überzeugter Anhänger dieser Theorie war ein Mann namens Adolf Hitler. Er lebte ja in der Zeit, wo diese Theorie ihre Hochblüte hatte. Und er hat diese Theorie auch in die Praxis umgesetzt. Nach Darwin ist das Prinzip des Fortschritts in der Natur der Kampf ums Dasein, der Kampf ums Überleben, und in diesem Kampfe setzt sich eben der Stärkste durch. Wer weniger stark ist, wer schwächer ist, wird ausgemerzt, wird vernichtet, und am Ende bleibt der Stärkste übrig. Diese Theorie hat Hitler auf die Völker angewandt. Man spricht von Sozialdarwinismus, das heißt, die Völker kämpfen miteinander, und übrig bleibt der Stärkste. So hat er kurz vor seinem Tode im April 1945 noch gesagt: „Da das deutsche Volk sich als schwächer erwiesen hat und das russische Volk als das stärkere, muß eben unser Volk zugrunde gehen.“

Das sind die Auswirkungen der Theorie Darwins. Man kann ihn nicht in Schutz nehmen und sagen, daran sei er unschuldig. Er ist nicht daran unschuldig, denn er selbst hat zum Beispiel erklärt, er sei gar nicht gegen die große Vermehrung der Bevölkerung, denn durch diese Vermehrung der Bevölkerung sei die Auslese der Besten im Überlebenskampf gesichert. Je mehr Menschen, um so härter der Kampf. Es sei ganz falsch, so erklärte Darwin, die Lebensbedingungen der Armen zu verbessern, denn dadurch werde der evolutionistische Existenzkampf behindert. Wir sehen, daß die Wurzeln für das, was sich in der Katastrophe des vorigen Jahrhunderts zugetragen hat, bei Darwin liegen.

Nun muß man das Berechtigte an der Evolution vom falschen Evolutionismus unterscheiden. Die Biologen, auf die wir uns ja wohl einigermaßen verlassen müssen, sind allgemein der Ansicht, daß es eine Höherentwicklung der Organismen gibt. Man kann durchaus von einer allmählichen Evolution



der Organismen überzeugt sein und gleichzeitig ein überzeugter Anti-Darwinist sein. Aber Darwin sucht eben nicht nur zu erklären, daß sich Formen voneinander entwickelt haben, sondern er gibt auch die (vermeintlichen) Ursachen an. Daß es im Laufe der Erdgeschichte eine Entwicklung gegeben hat, das ist nicht zu bestreiten. Wir wissen aus ältesten Zeiten, daß die Pferde einmal so groß waren wie ein Fuchs und daß sie sich im Laufe der Zeit zu den heutigen Formen entwickelt haben. Wir wissen von Elefanten, daß sie in ältesten Zeiten klein waren wie ein Hund und jetzt riesenhafte, große Tiere sind. Diese Entwicklung ist nicht zu bestreiten; es gibt eine Evolution. Aber Darwin will, wie gesagt, nicht nur die Entwicklung erklären, sondern auch die Ursachen. Er sagt: Die Ursachen der Evolution sind Mutation und Selektion. Mutation und Selektion. Mutation, das heißt Veränderungen, Selektion, das heißt Auslese. Er erklärt sich den Vorgang der Entwicklung folgendermaßen. Manche Nachkommen unterscheiden sich in gewissen Merkmalen und Eigenschaften von ihren Eltern. Sie variieren, wie sich Darwin ausdrückte. Und wenn diese Variationen sich durchzusetzen vermögen und mehr Nachkommen hervorbringen, denen sie ihre neu erworbenen Eigenschaften vererben, so entstehen mit der Zeit auf diesem Wege ganz andere Arten. Es entsteht aus einer Art eine andere und aus dieser wieder eine weitere Art. Diese sprunghaft auftretenden Veränderungen sind Mutationen. Allerdings ist in der Natur kein Züchter vorhanden, kein auslesender Züchter, der die besseren Exemplare auswählt und die weniger guten zugrunde gehen läßt. Das ist ja unser Prinzip, wenn wir Auslese betreiben. Wir wählen bei Körnern und Früchten die Ähren aus, die mehr Körner tragen als die anderen, und die säen wir wieder aus; und bei den Kühen wählen wir die aus, die mehr Milch geben als andere. Das ist durchaus richtig und bewährt. Aber in der Natur fehlt ein solcher Züchter, da wählt niemand aus. Und da setzt Darwin die Selektion ein, die Auswahl, die Auswahl im Kampf ums Dasein. Sie ist es, die die besseren Exemplare leben läßt und die weniger guten, die weniger angepaßten zugrunde gehen läßt. Also durch unberechenbare und sinnlose Mutationen entstehen neue Exemplare, und durch die erbarmungslose Auslese in dem Kampf ums Dasein überleben die am besten angepaßten. So meint Darwin die Höherentwicklung in der Natur erklären zu können.

Nun ist zunächst einmal klar, daß die Auslese nichts Neues schafft. Sie vermag Ungeeignetes auszumerzen, aber sie bringt nichts Neues hervor. Und das ist eine Selbstverständlichkeit, daß diejenigen Exemplare überleben, die zu überleben am besten geeignet sind. Bevor aber eine Selektion, eine Auslese, einsetzt, müssen ja die Organe besser angepaßt sein als die von anderen Lebewesen, und das ist der Stolperstein des Evolutionismus. Eine positive Auslese durch Mutationen, also durch Neuerwerbungen, durch Verbesserung von Organen, hat erst dann einen Wert, wenn diese Organe fertig sind. Solange sie nicht fertig sind, haben sie gar keinen Vorteil, können sie gar nicht den Zweck haben, sich im Daseinskampf besser zu behaupten. Das ist der Haupteinwand gegen den Darwinismus. Die ersten Anfänge eines Organs können noch keinen Nützlichkeitswert haben. Im Gegenteil, sie können das mit einem solchen anfänglichen Verbesserungswert ausgestattete Lebewesen in Gefahr bringen und ihm Nachteile verschaffen.

Außerdem muß man auch die Mutationen unter das Korn nehmen. Mutationen, also Veränderungen im Bauplan, sind sehr unwahrscheinlich, und sie ergeben gewöhnlich nur kleinste Veränderungen. Wir haben durch Versuche den Mutationsschritt nachzuahmen versucht. Man hat durch Röntgenstrahlen Tiere bestrahlt und dadurch Mutationen herbeizuführen versucht. Aber keine dieser Mutationen hat zu konstruktiven Neubildungen geführt. Niemals ist bei diesen Mutationen die Art überschritten worden. Auch nach Tausenden von Bestrahlungen bei der Taufliche Prosophila kamen keine anderen Exemplare heraus als eben Angehörige der Art Prosophila. Es ist keine Möglichkeit gewesen, die Artgrenze zu überschreiten. Und tatsächlich ist bis heute kein einziger Fall einer Überschreitung der Artgrenze bekannt.

Außerdem muß man sagen, die Zielstrebigkeit der menschlichen und der tierischen Organe läßt sich durch Zufall nicht erklären. Artur Köstler, der vom Kommunisten zum Christen wurde, hat auf das menschliche Auge verwiesen und dieses Auge als den klassischen Stolperstein der darwinistischen Theorie bezeichnet. Das Auge mit seiner Netzhaut, mit seinen Stäbchen und Zäpfchen, mit seiner Linse, mit seiner Iris, mit seiner Pupille und allem, was dazugehört, von den Tränendrüsen bis zum Sehzentrum im Gehirn, das alles ist sinnvoll zugeordnet und ergänzt sich. Und das alles soll nun durch Zufall entstanden sein, durch zufällige Mutationen sich entwickelt haben. Darwin selbst hat, als man ihm dieses Beispiel erzählte, gesagt, beim Gedanken an das Auge würde ihn am ganzen Leibe frösteln

– weil er nämlich keine Erklärung wußte. Aber der Darwinist kann eben auf den Zufall nicht verzichten, denn der Zufall ist der Ersatz für Gott. Der Zufall ist der Ersatz für Gott. Jeder Versuch, den Zufall für die Höherentwicklung verantwortlich zu machen, ist in Wirklichkeit ein Verzicht auf eine Erklärung. Die Wahrscheinlichkeitsrechnung – und das ist eine mathematische Lösung – weist nach, daß sich aus richtungs- und sinnlosem Zufall nichts Vernünftiges von selbst entwickeln kann. Man hat berechnet, daß es wahrscheinlicher ist, daß eine auf der Tastatur einer Schreibmaschine herumspringende Katze dabei zufällig Goethes „Faust“ tippt, als daß durch sich ergänzende und Häufung von Mutationen eine Katze entsteht. Und genauso ist es unwahrscheinlich, daß aus Kriechtieren durch Mutationen Vögel geworden sind und aus Vögeln Säugetiere. Alle diese Vorgänge haben so viel Unwahrscheinliches an sich, daß der Glaube an diese Theorie mehr Einsatz voraussetzt als der Glaube an die (unmittelbare) Schöpfung.

Ein Biologe erklärte, der Darwinismus sei eine vage, ungenügend beweisbare und weit von den in der strengen Wissenschaft üblicherweise angewandten Kriterien entfernte Theorie, eine in Wunschenken verstrickte Ideologie. In der Schule habe ich und haben wahrscheinlich auch viele von Ihnen das sogenannte biogenetische Grundgesetz gelernt. Das biogenetische Grundgesetz beinhaltet Folgendes: Die Entwicklung des einzelnen Menschen – vom Embryo bis zum ausgebildeten Menschen – die Embryonalentwicklung ist eine Wiederholung der Stammesentwicklung. Also was der Mensch im Schoße der Mutter durchmacht, das ist eine Rekapitulation dessen, was in der Stammesgeschichte vorgegangen ist, nämlich daß aus Fischen Säugetiere entstanden sind und aus diesen Säugetieren dann der Mensch. Dieses biogenetische Grundgesetz ist ein absoluter Unsinn. Es fristet eine papierene Existenz in den Schulbüchern, aber es ist von der Wissenschaft nicht zu beweisen. Die Embryologie und die Genetik vermögen zu zeigen, daß dieses Gesetz unhaltbar ist. Außerdem beruht es auf einem Zirkelschluß. Man setzt nämlich voraus, daß es eine Evolution gibt. Aus dieser Voraussetzung folgert man, daß die Entwicklung des Embryos diese Evolution wiederholt. Damit will man beweisen, daß eine Evolution stattgefunden hat; man setzt also das zu Beweisende schon voraus. Das nennt man einen Zirkelschluß.

Geradezu abenteuerlich sind die Vorstellungen, die Phantastereien, muß man sagen, mit denen sich manche diese Mutationsschritte vorstellen. Ich erwähne ein Beispiel. Der Mensch soll von einem Wasseraffen abstammen. Der Wasseraffe ernährte sich angeblich von Seetieren, die er im überfluteten Watt aufsammlte. Wenn die Flut allmählich höherstieg, mußte er sich aufrichten, wobei dann nur solche Exemplare überlebten, deren Wirbelsäule besonders kräftig war. Alle anderen ertranken. Und so wurden die Wirbelsäulen der überlebenden und sich weiter fortpflanzenden Wasseraffen immer stärker, bis sie schließlich auch an Land völlig aufrecht und auf den Hinterbeinen laufen konnten. So ist der Mensch entstanden. Diese Theorie hat nur einen verhängnisvollen Fehler: Es hat nie einen solchen Wasseraffen gegeben. Dieser Wasseraffe ist eine reine Erfindung der Phantasie. Wir haben kein einziges Beispiel, kein einziges Exemplar eines Wasseraffen je gefunden.

Es liegt im Wesen der Evolution des Lebendigen als eines einmaligen geschichtlichen und unwiederholbaren Vorganges, daß alle Aussagen über sie immer Theorie bleiben müssen. Niemand war dabei, niemand hat die Evolution beobachtet. Es sind alles Rückschlüsse von Funden, deren Sicherheitswert häufig denkbar gering ist. Exakte, beweisbare naturwissenschaftliche Aussagen lassen sich nur über das machen, was im Experiment wiederholbar ist, und die Evolution ist nicht wiederholbar. Kein Wunder, daß der französische Philosoph François Mauriac einmal gemeint hat: „Was diese Professoren sagen, ist noch viel unglaublicher als das, was wir armen Christen glauben.“ Ein anderer erklärte: „Der Mensch wäre nicht Mensch, wenn er nicht lebenslang immer neue Bäume im Garten Eden entdecken würde, die ihm zum Versteck gegen seinen Schöpfer und Herrn dienen.“

Die sich der marxistischen und materialistischen Ideologie verschrieben haben, vermögen die Welt nur durch eine ideologisch gefärbte Brille zu sehen. Von ihnen muß man sagen: Sie haben Augen, zu sehen, und sehen nicht, und sie haben Ohren, zu hören, und hören nicht. Und doch muß gerade der Biologe, der sich mit dem Lebendigen beschäftigt, tiefere Einblicke in das Wesen des Menschen und der Natur haben als andere. Ein solcher gläubiger Biologe bekennt: „Wenn ich jetzt die Männer der Wissenschaft sagen höre, daß sie Gott nicht sehen können, so staune ich. Für mich ist es unmöglich, ihn nicht zu sehen.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Argumente der Ungläubigen (16)

(Evolutions-Hypothesen)

09.05.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Was in den Schulbüchern unserer Kinder über die Herkunft des Menschen steht, läßt sich etwa wie folgt zusammenfassen: Vor schätzungsweise viereinhalb Milliarden Jahren kondensierte das Weltall zu ein wenig Materie, und es wurde die Erde geboren. Nach und nach verteilten sich die chemischen Elemente zwischen dem glühenden Kern und der erkaltenden Kruste. Am Beginn der geologischen Zeitalter war alles nur mineralisch, also Gesteine. Nach einer Milliarde Jahren hat eine unbekannte Zusammensetzung der Elemente die ersten Lebewesen entstehen lassen, Algen und Bakterien. Dann hat sich das Leben organisiert durch Abstammung; man schritt fort zu den Einzellern, zu den Pflanzen, zu den Schwämmen, der Lebensraum entwickelte sich. Vor dreihundert oder vierhundert Millionen Jahren erscheinen die ersten Wälder auf der Erde und die ersten Amphibien, die also im Wasser und auf dem Lande leben können, dann die Reptilien und Insekten in der Kohlezeit. Schließlich kommen Blumen auf und kleine Säugetiere, die ersten Vögel und die letzten Dinosaurier. Im Tertiär erscheinen die Affen, Primaten, Herrentiere genannt, vor allem der Australopithecus, und schließlich im Quartär ist auch der Mensch da.

Die Abstammungsreihe des Menschen wird von den Schulbüchern etwa so dargestellt: Am Anfang der Australopithecus, dann der Homo habilis und der Homo erectus, danach der Pithecanthropus, der Sinanthropus und der Atlanthropus, schließlich der Neandertaler und am Ende, und das ist unsere Zeit, der Homo sapiens. Als Ausgangspunkt der Menschen wird der Australopithecus bezeichnet. Das Wort bedeutet soviel wie Südaffe. Australopithecus ist übersetzungsgemäß der Südaffe. Der soll also der Ausgangspunkt des Menschen sein. Man hat von diesem Australopithecus Knochenreste gefunden, die man dann ausgeweitet hat auf den ganzen Körperbau, und man hat seinen Schädel gemessen und den Schädelinhalt vermutet.

Die Forschungen sind alles andere als eindeutig. Die einen Forscher ordnen den Australopithecus eindeutig den Affen zu. Ein Forscher schreibt: „Der Australopithecus-Schädel ist so überwältigend äffisch, daß die gegenteilige Position mit der Behauptung gleichgesetzt werden kann, schwarz sei weiß.“ Was aber die Ursprünglichkeit in besonderer Weise in Frage stellt, ist die Tatsache, daß man neben den Überresten des Australopithecus auch einen menschlichen Schädel und weitere menschliche Reste gefunden hat. Also: Der Australopithecus ist gleichzeitig mit dem Homo sapiens, mit dem heutigen Menschen, und das widerspricht der Evolution. Es ist höchstwahrscheinlich, daß der heutige Mensch den Affen Australopithecus als Jagdtier benutzt hat. Noch heute wird in Afrika von den Menschen der Affe als besonders geschätzte Nahrung gejagt. Das gleichzeitige Vorhandensein von Australopithecus und homo sapiens widerspricht der Evolution an einer entscheidenden Stelle.

Die nächste Stufe soll der Homo habilis sein, den man 1964 gefunden hat in Oldowai. Der homo habilis hat angeblich ein größeres Gehirn als der Australopithecus, aber auch hier bleibt unsicher, ob dieser Homo habilis, wie man ihn getauft hat, also der Mensch, der fähig ist, etwas zu tun - Homo habilis -, ob dieser Homo habilis tatsächlich zu den Menschen gehört, oder ob er den Affen zugerechnet werden muß. Die Fundstücke sind derart klein und derart unsicher, daß eine eindeutige Zuordnung nicht möglich ist. Das Ähnliche gilt für den Homo erectus, den man früher als Pithecanthropus bezeichnete. Homo erectus, also aufgerichteter Mensch, und Pithecanthropus, das heißt Affenmensch, sind dasselbe. Der Name Affenmensch stammt von Häckel. Er hat gemeint, dieser Pithecanthropus

sei das gesuchte Zwischenwesen zwischen Affen und Menschen, er sei das Bindeglied, das missing link, das bisher fehlende Verbindungsglied zwischen Affen und Menschen. Aber auch hier müssen wir die Evolutionisten enttäuschen, denn an der Ausgrabungsstelle, wo man den Pithecanthropus gefunden hat, also vor allem in Greenville auf Java, an der Ausgrabungsstelle, wo man ihn gefunden hat, fand man auch Überreste von Menschen. Menschenaffen und Menschen haben dort gelebt, und das wird man wohl zugeben müssen, daß die Menschen der Affen Herr geworden sind und daß sie die Affen gejagt und als Beute betrachtet haben. Tatsächlich hat der Entdecker des Pithecanthropus im Jahre 1936 zugegeben, daß die Schädeldecke, die er gefunden hatte, einem Gibbon gehört, also einem Affen.

Es ist also nichts mit der Reihe Australopithecus, Homo habilis, Homo erectus (= Pithecanthropus) und dann der heutige Mensch. Ähnliches gilt auch für den Sinanthropus, also den Fund, den man in China gemacht hat. Bei dem Sinanthropus ist dasselbe vorgefallen wie bei den übrigen Funden. Man hat neben ihm Überreste von sechs modernen Menschen gefunden, die eben den Sinanthropus, diesen Affen, gejagt haben. Noch heute ist Affenhirn eine geschätzte Speise bei vielen Völkern.

Das letzte Glied der Reihe ist dann der Neandertaler. Er wurde im Jahre 1856 im Neandertal bei Düsseldorf ausgegraben. Der Neandertaler, das ist heute unbestritten, ist eine Frühform des heutigen Menschen. Wir kennen einige tausend Funde von Neandertalern. Sie haben nicht nur im heutigen Deutschland gelebt, sondern auch in anderen Ländern, und die Verwandtschaft des Neandertalers mit dem heutigen Menschen ist offensichtlich. Seine Intelligenz war dem heutigen Menschen ebenbürtig. Es ist ganz falsch, ihn äffisch darzustellen; er ist kein Affe und kein Abkömmling von Affen. Ein amerikanischer Anthropologe hat die Lage folgendermaßen zusammengefaßt: „Wenn ein rasierter Neandertaler sich in der üblichen Kleidung unter die modernen Stadtbewohner mischen würde, die gerade einkaufen oder in eine Straßenbahn umsteigen, würde er vielleicht durch sein etwas ungewöhnliches Aufsehen den Blick auf sich ziehen, aber nicht mehr.“ Meine lieben Freunde, nicht ich, sondern gelehrte Männer, gelehrtere Männer als ich sagen uns, daß zwischen Mensch und Tier eine Kluft besteht, die durch keine Fossilien und durch keine darauf aufbauende Hypothesen geschlossen werden kann. Der Mensch besitzt eine Intelligenz, die die tierische weit überragt. Der Mensch besitzt eine Fertigkeit in der Herstellung von Werkzeugen, die kein Tier erreicht. Der Mensch besitzt die Fähigkeit, sich zu dorfähnlichen und stadähnlichen Gemeinschaften schon in früher Zeit zusammenzuschließen. Der Mensch besitzt die Fähigkeit, Kunst zu produzieren, zu formen, zu bilden, zu zeichnen.

Wir brauchen uns durch die Hypothesen der Evolutionisten, die sich dem Darwinismus verschrieben haben, nicht zu folgen. Es gibt genügend Gelehrte, große Gelehrte, ausgewiesene Gelehrte, die uns die Waffen in die Hand geben, die Aufstellung, der Mensch stammt vom Affen an, zu zerschlagen. Es läßt sich folgende begründete Reihe von Aussagen machen. Erstens: Die Geschichte des Lebens kennen wir hauptsächlich durch Fossilien, das heißt erhalten gebliebene Reste von Pflanzen und Tieren, die wir aus der Erde ausgraben, die in erdgeschichtlicher Vergangenheit gelebt haben. Wir kennen Fossilien, aber das Entscheidende: Wir kennen keine Art von Übergang. In der Paläontologie, also in der Wissenschaft von den alten ausgegrabenen Fossilien, ist fast alles umstritten. Was der eine Forscher bejaht, das verneint der andere. Die gefundenen Überreste sind derart gering und oft zertrümmert, daß sie eine eindeutige Erklärung und Bestimmung nicht zulassen.

Zweitens: Eine Abstammungsreihe vom Australopithecus über den Pithecanthropus zum homo sapiens ist unbewiesen. Sie ist eine Konstruktion von Ideologen der Abstammungslehre. Die bis zum Menschen gehende Evolution ist und bleibt eine reine Hypothese, die so unbewiesen ist wie je zuvor. Die jeweils begrüßten Zwischenformen sind Seitenzweige, nicht die erhofften Vorfahren. Die Übergänge zwischen Tier und Mensch fehlen.

Drittens: Selbstverständlich bestehen Ähnlichkeiten zwischen den Lebewesen. Sie frappieren uns manchmal. Wenn wir in den Zoo gehen, und wir sehen, wie sich die Affen benehmen, dann stellen wir Ähnlichkeiten fest. Aber diese Ähnlichkeiten sind auch festzustellen mit anderen Tieren. Die Eichhörnchen verhalten sich ebenso ähnlich, wie Menschen sich verhalten, und doch nimmt niemand eine Abstammung vom Eichhörnchen an. Ähnlichkeiten und zeitliche Folgen beweisen nichts von gemeinsamen Vorfahren. Nicht die Ähnlichkeit begründet die Abstammung, sondern die Abstammung begründet die Ähnlichkeit.

Viertens: Mutationen, die angeblich neue Strukturen liefern, also den Übergang von einer Art zur anderen, Mutationen bleiben ausnahmslos innerhalb der Grenzen der Arten. Wir kennen keine Mutationen, daß aus einem Amphibium ein Reptil wird oder aus einem Reptil ein Vogel. Mutationen bleiben innerhalb der Artgrenzen, sie ändern lediglich Vorhandenes, sie bringen aber nichts wesensgemäß Neues vor.

Fünftens: Die Menschen früherer Erdzeiten waren genauso intelligent wie die heutigen Menschen. Auch sie haben umwälzende Entdeckungen gemacht, zum Beispiel das Formen des Tones oder die Herstellung von Schneidewerkzeugen oder die Erfindung des Rades und des Wagens. Diese Menschen waren genauso intelligent wie die heutigen, und ihre Entdeckungen waren genauso fundamental wie unsere heutigen Entdeckungen. Die Denkfähigkeit des Menschen hat sich nicht aus winzigen Anfängen zu späterer Höhe entwickelt. Die früheren Menschen waren keine Wilden.

Und schließlich sechstens: Der Glaube erhebt keinen Einspruch gegen einen leiblichen Zusammenhang zwischen Menschen- und Tierreich. Die Sonderstellung des Menschen wird dadurch nicht umgeworfen. Wenn nachgewiesen werden kann - was bisher nicht geschehen ist - wenn nachgewiesen werden kann, daß eine vormenschliche Leiblichkeit durch einen göttlichen Eingriff zur materialen Teilursache der menschlichen Natur geworden ist, dann können wir das akzeptieren. Gott mußte nicht aus unbelebtem Stoff den Menschen schaffen, er konnte auch einen belebten Stoff hernehmen, um den Menschen zu bilden. Der biologische Begriff der Evolution widerspricht nicht der Schöpfung, er setzt die Schöpfung voraus, und er bestätigt die Schöpfung. Es ist das eine creatio continua, eine weitergehende, eine fortgesetzte Schöpfung.

Wir brauchen uns also durch vermeintliche Aufstellungen von Naturwissenschaftlern, durch angebliche Abstammungsreihen in unserem Glauben an Gott, den Schöpfer des Alls und des Menschen, nicht irremachen zu lassen. Es bleibt bestehen, daß Gott den Menschen nach seinem Ebenbild geschaffen hat. Die Modalität, die Weise, wie das geschehen ist, darüber gibt der Glaube keine Auskunft. Das zu erforschen ist Sache der Naturwissenschaft, und sobald sie uns über jeden Zweifel erhabene Beweise vorlegen würde, daß der Mensch aus vormenschlichen Vorfahren entstanden ist, dann würden wir das als Triumph der göttlichen Schöpfungstätigkeit akzeptieren. Aber noch einmal: Mensch und Tier bleiben durch Abgründe geschieden. Allein der Mensch besitzt eine unsterbliche Seele, und wer diese unsterbliche Seele geschaffen hat, das kann nur Gott sein.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Argumente der Ungläubigen (17)

(Der Einspruch der gläubigen Vernunft gegen den Evolutionismus)

16.05.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir haben am vergangenen Sonntag von Evolution und Evolutionismus gesprochen. Evolution besagt die Entwicklung, das stufenweise Voranschreiten, Evolutionismus ist die Ideologie oder die Hypothese, die diesen Vorgang zu erklären versucht. Dabei spielen, wie man sagt, Mutation und Selektion, also Veränderung und Auswahl im Kampf ums Dasein, die entscheidende Rolle. Eines brauchen die Jünger des Evolutionismus nicht zur Erklärung ihrer Entstehung der Welt, der Pflanzen und der Tiere und des Menschen, eines brauchen sie nicht, nämlich Gott. Sie meinen alles erklären zu können mit dem Zufall. Was geschehen ist und was sich entwickelt hat und was vorangeschritten ist bis zu dem heutigen Stand, das ist dem Zufall zu verdanken. Einer von diesen Evolutionisten sagt, aus lauter Mißtönen ist das große Konzert der Schöpfung entstanden. Aus lauter Mißtönen, das heißt: Wenn man an beliebig viele Menschen Musikinstrumente verteilen würde, wenn man sie jetzt auffordern würde, diese Instrumente in Gang zu setzen und zu benutzen, also zu trommeln, zu blasen, zu streichen, dann würde sich, wenn nur dieser Tonsalat Jahrmillionen anhält, eines Tages die 9. Sinfonie von Beethoven daraus ergeben.

Gegen einen solchen offensichtlichen Unsinn erhebt die Vernunft Einspruch. Nicht der Glaube, die Vernunft erhebt dagegen Einspruch, und deswegen wollen wir heute sehen, was die Vernunft, vom Glauben belehrt, uns darüber sagt. Ich habe hier vor mir die Heilige Schrift des Alten Testaments. In dieser Heiligen Schrift des Alten Testaments lautet der erste Satz: „Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde.“ Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde. Diesen markanten Satz müssen wir uns merken, denn er widerlegt den Atheismus. Nicht der Zufall, sondern Gott hat das Weltall geschaffen. Dieser Satz widerlegt auch den Pantheismus, denn Gott geht nicht im All auf, sondern er ist größer als das All. Dieser Satz widerlegt auch den Polytheismus; wir brauchen keine Vielgötter-Lehre. Ein Gott ist der Schöpfer alle Dinge. Dieser Satz widerlegt auch den Materialismus, denn die Materie hat einen Anfang, sie wurde geschaffen. Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.

Die Erde hat eine Sonderstellung im Weltall. Es ist nicht so, wie manche Vertreter der Kosmologie behaupten, daß die Erde ein Stern wie jeder andere ist. Nein, die Erde ist eine für das Leben und für den Menschen, und letztlich für den Menschen Jesus Christus entworfene ökologische Nische. Eine für den Menschen, und letztlich für den Menschen Christus entworfene ökologische Nische. Denn nur auf der Erde gibt es Wasser, Kalzium und eine Atmosphäre, die geatmet werden kann. Gott hat alles von Anfang an so eingerichtet, daß der Mensch auf dieser Erde finden konnte, was er zum Leben braucht. Nicht das Wirken der Chemie, der Elektrizität oder irgendwelche geometrische Montage von Molekülen hat die Erde geschaffen, sondern am Anfang schuf Gott die Erde; eine allmächtige Intelligenz hat diese Erde ins Leben gerufen.

Der Mensch ist durch Gott in diese Welt hineingeschaffen worden, und es ist ganz absurd, durch ein atheistisches Vorurteil die Zweckbestimmtheit der Schöpfung zu leugnen. Nein. Es ist ein Grundsatz der abendländischen Wissenschaft, daß es kein Gesetz gibt ohne einen Gesetzgeber. Die Gesetze, die in der Welt wirksam sind, deuten auf einen überragenden Gesetzgeber, der mit einer unermesslichen Intelligenz und mit einem schöpferischen Willen ausgestattet ist. Das ist der Sinn der Welt, und das ist der Sinn der Erde, eine ökologische Nische für den Menschen zu sein.

Die Heilige Schrift sagt dann: „Der Geist Gottes schwebte über den Wassern.“ Das Wort, das ich hier mit „schwebte“ übersetzte habe, heißt eigentlich „brütete“. Der Geist Gottes „brütete“ über den Wassern. Damit soll ausgedrückt werden, daß Gott den Wassern Fruchtbarkeit gab, Fruchtbarkeit, um den Menschen, um den Tieren und den Pflanzen zu dienen. Nicht chemophysikalische Bestandteile allein haben diese Erde geschaffen, sondern Gottes Weisheit. Nur zum Leben ist Wasser notwendig, und der Mensch ist geschaffen worden, um einmal über die Lebewesen zu herrschen. Die anthropozentrische Zielgerichtetheit der Erde wird durch diese ersten Verse der Bibel bestätigt.

Gott erschuf die Erde; er erschuf auch das Leben. Das Leben ist von Gott geschaffen worden, und zwar mußte ein bestimmte Reihenfolge eingehalten werden: erst das pflanzliche Leben, dann das tierische, denn das pflanzliche Leben bildet ja die Atmosphäre und gibt die Nahrung, die die Tiere benötigen. Leben im biblischen Sinne besitzen eigentlich nur die Tiere. Indem sie die grünen Kräuter, wie es hier heißt, weiden, brachten sie also nicht den Tod in die Welt. Ohne etwas zu zerstören, deponierten sie auf der Erde eine organisierbare Materie, die dem Wachstum neuer Pflanzen dienen würden.

Wir haben in der Schule gelernt zwischen organischer und anorganischer Chemie zu unterscheiden. Dieser Unterschied ist nicht von der Hand zu weisen. Die organische Chemie unterscheidet sich von der anorganischen aber im Grunde nur dadurch, daß die Stoffe - Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff - anders organisiert sind. Die belebte Materie unterscheidet sich dagegen von der unbelebten durch die Anwesenheit von Chromosomen. Chromosomen sind die Bestandteile, die die Erbsubstanz in sich enthalten, die die Erbinformation in sich enthalten, und gleichzeitig sind sie verantwortlich für den Aufbau von Eiweiß. Das ist eigentlich das Charakteristikum der belebten Materie, des Lebens, daß darin Chromosomen enthalten sind. Und diese Chromosomen enthalten die Erbinformation des Menschen und dienen dem Aufbau von Eiweißen, von Proteinen, wie die Chemie sagt.

Die Schrift des Alten Testaments erzählt dann die Erschaffung des Menschen. Diese Erschaffung wird als ein Vorgang geschildert, der inhaltsschwer ist für die ganze übrige Schöpfung. Die Erde ist schon gebildet, aber es war noch niemand da, um sie zu bebauen und sie zu pflegen. „Da bildete“, so heißt es, „Gott der Herr den Menschen, Staub von der Erde, und hauchte ihm den Odem des Lebens ins Gesicht, und es ward der Mensch zum lebenden Wesen.“ Der Mensch ist der Staubgeborene, der Staubgewordene. Er soll diese seine Herkunft nicht vergessen. Sie trägt seine Gegenwart und seine Zukunft. Sein Anfang ist die Vergänglichkeit, der Tod. „Weil er von der Erde kommt“, so heißt es in der Genesis, „kehrt er wieder zu ihr zurück.“ So gebrechlich ist er, daß der Mensch wieder verschwinden müßte, wenn Gott seinen Odem zurückzöge.

Nun wird von der Erschaffung des Menschen gesagt: „Gott bildete ihn aus dem Lehm der Erde.“ Es wird also ein Bild gebraucht, ein Bild, wie es aus der Natur, wie es aus der Landwirtschaft bekannt ist. Da muß man die Erde auch manchmal in die Hand nehmen, und daraus kann man etwas bilden. Selbstverständlich darf man die Darstellungsweise nicht mit dem damit gemeinten Inhalt verwechseln. Die Darstellungsweise ist genommen von dem Schaffen aus der ländlichen Erfahrung, aber der Inhalt besagt etwas anderes. Es soll nämlich ausgedrückt werden, daß alles, auch der Mensch, von Gott stammt. Nicht eine blinde Evolution hat den Menschen hervorgetrieben, sondern Gott hat ihn bewußt und gewollt geschaffen. Der heilige Augustinus hat schon zu seiner Zeit dagegen Stellung genommen, daß man diese bildliche Darstellungsweise wörtlich nimmt. „Daß Gott“, schreibt er, „mit körperlichen Händen den Menschen aus dem Lehm der Erde gebildet habe, ist doch eine gar zu kindliche Vorstellung.“ Also Augustinus weist es ab, diesen Text wörtlich zu verstehen; er ist bildlich gemeint. Es soll ausgedrückt werden, daß Gott den Menschen geschaffen hat und daß er von Gott zum Leben gerufen wurde, ja daß er nach dem Ebenbild Gottes geschaffen wurde; er ist Gott ähnlich. Wenn auch die Ähnlichkeit viel weniger groß ist als die Unähnlichkeit, so besteht doch eine Ähnlichkeit zwischen dem Menschen und Gott. Von keinem Tier wird diese Ähnlichkeit ausgesagt, wohl aber vom Menschen, und das erhebt ihn über die gesamte Tierwelt.

Die Erzählung schreitet dann weiter zur Erschaffung der Frau. „Gott der Herr sprach: ‚Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Ich will ihm eine Gehilfin schaffen wie ein Gegenstück zu ihm.‘“ Gott will den Menschen von seiner Einsamkeit befreien. Die Verbundenheit mit Gott genügt offensichtlich nicht, um dem Menschen das naturhafte Gefühl des Alleinseins zu nehmen. Gott selbst bestätigt dies. Gott macht sich also ans Werk, und zwar versucht er, dem ersten Menschen eine Gehilfin zu geben, indem er Tiere schafft. „Nachdem so Gott der Herr aus der Erde alle Tiere des Feldes und alle Vögel

des Himmels gebildet hatte, führte er sie zu Adam, daß er sähe, wie er sie nenne. Denn so wie Adam jegliches benannte, das ist sein Name. Und Adam nannte mit ihrem Namen alles Vieh und die Vögel des Himmels und alle Tiere des Feldes. Aber für Adam fand sich keine Gehilfin, die ihm gleich war." Ein ganz inhaltsschwerer Satz: Für Adam fand sich keine Gehilfin, die ihm gleich war. Es gibt kein Gegenstück für Adam unter den Tieren. Damit ist die Sonderstellung, die einzigartige Position des Menschen gegenüber dem Tierreich ausgesprochen. Kein Tier paßt zu ihm, kein Tier ist imstande, ihm ein lebendiges und waches und wahres Gegenüber zu sein, auch kein Affe, kein Gorilla und kein Schimpanse.

Die Schrift fährt dann fort: „Da ließ Gott der Herr einen tiefen Schlaf über Adam kommen und nahm eine von seinen Rippen und verschloß die Öffnung mit Fleisch. Und es erbaute der Herr die Rippe, die er von Adam genommen hatte, zum Weibe und führte es Adam zu." Wie wird jetzt das Urteil ausfallen? Wie wird jetzt Adam das Wesen benennen, das Gott ihm zugeführt hat? „Diese endlich ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch. Diese soll Männin heißen, denn vom Manne ist sie genommen." Hier wird wiederum in bildlicher Weise etwas ganz Wesentliches zum Gegenüber der Geschlechter ausgesagt: Die Frau ist ein Gegenstück, eine Ergänzung des Mannes. „Deshalb", so fährt die Schrift fort, „wird der Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen, und sie werden sein zu einem Fleisch." Daß Eva aus der Rippe Adams gebildet wurde, ist natürlich nicht wörtlich zu verstehen, sondern das besagt, daß sie weder die Herrin noch die Sklavin des Mannes ist, sondern seine Gefährtin. Es besagt, daß sie zusammengehören, Mann und Frau, und es soll dadurch auch eingeschränkt werden, daß der Mann die Frau lieben muß und daß zwischen ihnen eine innige Lebensgemeinschaft bestehen soll.

Nun gibt es eine Entdeckung der modernen Molekularbiologie, die eine überraschende Bestätigung dieses Schöpfungsberichtes enthält. Wir kennen die Geschlechtschromosomen, also die Chromosomen, die den geschlechtlichen Charakter des Menschen prägen, ob er ein Mann oder eine Frau ist. Die Geschlechtschromosomen unterscheiden sich als XY und XX, das heißt, die erste weibliche Zelle wurde durch die Verdoppelung einer Hälfte eines männlichen Chromosomenpaares gebildet. Ich wiederhole noch einmal diesen fundamentalen Satz der modernen Molekularbiologie: Die erste weibliche Zelle wurde durch die Verdoppelung einer Hälfte eines männlichen Chromosomenpaares gebildet. Die Gattin ist also tatsächlich die Hälfte des Mannes. Sie gehören zusammen, sie sind aufeinander verwiesen. Der Schöpfer hat von Anfang an den Mann und die Frau als ein Paar gesehen.

Wenn wir diese Überlegungen uns vor Augen führen, meine lieben Freunde, dann verstehen wir, was der französische Mathematiker Ampère - bekannt aus der Elektrizitätslehre - vor über 150 Jahren einmal gesagt hat: „Entweder hatte Moses naturwissenschaftliche Kenntnisse, die unseren gleichkommen, oder er war inspiriert." Wahrhaftig, so ist es. Entweder hatte Moses naturwissenschaftliche Kenntnisse, die unseren gleichkommen, als er nämlich die fünf Bücher Moses verfaßte bzw. wer immer daran beteiligt war, oder er war inspiriert. So ist es, meine lieben Freunde, die Entstehung der Erde, die Entstehung des Lebens und die Entstehung des Menschen entzieht sich der Beobachtung. Im wahren, eigentlichen Sinne kann man wissenschaftlich darüber gar nichts mit untrüglicher Sicherheit aussagen, denn niemand war dabei, und niemand kann es beobachtet haben. Also Experiment und Beobachtung, das sind ja die Mittel der Naturwissenschaft, scheiden dabei aus. Warum sollen wir uns dann nicht auf den Bericht verlassen, den Gott uns durch seine Diener, die Schriftenverfasser Moses und die Propheten, überliefert hat? Warum sollen wir uns nicht auf ihre Weisheit verlassen, die uns vor allem im ersten Buch der Heiligen Schrift, in der Genesis, niedergelegt ist?

Wir wollen uns, meine lieben Freunde, durch den Evolutionismus nicht irremachen lassen in unserem Glauben an die Schöpfung durch Gott. Im Anfang schuf Gott Himmel und die Erde. Wir beten nicht im Glaubensbekenntnis: Ich glaube an den Zufall, an den blinden Zufall, sondern: „Ich glaube an Gott, den Allherrscher, den Schöpfer Himmels und der Erde."

Amen.



Prof. Dr. Georg May

## Die Argumente der Ungläubigen (18)

(Erhöhung des Herrn, ein historisches Ereignis)

20.05.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Himmelfahrt unseres Herrn Versammelt!

Wenn Sie das Lexikon für Theologie und Kirche aufschließen, das soeben in dritter Auflage herausgegeben ist, und Sie würden dabei nachschlagen bei dem Artikel „Himmelfahrt Christi“, dann würden Sie dort die Aussage finden, daß die Himmelfahrt Christi kein historisches Ereignis ist. Kein historisches Ereignis, das heißt nicht geschehen. Dieses Lexikon für Theologie und Kirche ist das Standardwerk der katholischen Theologie in Deutschland, herausgegeben von Herrn Kasper, jetzt Kardinal an der Römischen Kurie. Es besteht kein Zweifel, daß mit dieser Falschaussage der Glaube der Kirche radikal verfälscht wird. Die Kirche hat 2000 Jahre lang untrüglich und ohne Schwanken die Himmelfahrt Christi als ein historisches Ereignis, als einen in der Wirklichkeit geschehenen und beobachteten Vorgang bekannt.

Die Auferstehung Jesu und die Himmelfahrt des Herrn gehören eng zusammen. Die Himmelfahrt ist das Komplement, die Ergänzung der Auferstehung. Der auferstandene Herr ist im Himmel. Es ist kein Zweifel daran, daß Jesus, als er aus dem Grabe entstieg, sogleich zum Vater im Himmel erhoben wurde. Er hat nicht etwa die 40 Tage auf Erden irgendwo verbracht; er ist sofort, als er verwandelt wurde aus einem Leichnam in den lebendigen, verklärten Christus, in den Himmel aufgestiegen. Und vom Himmel her hat er 40 Tage lang sich sehen lassen. Es hat also, wenn man so will, viele Himmelfahrten Jesu gegeben, denn jedesmal, wenn er auf Erden erschien, ist er zum Vater zurückgekehrt. Die Himmelfahrt, die wir heute feiern, ist die letzte; sie ist der Abschluß der Erscheinungen.

40 Tage lang ist der Herr seinen Jüngern erschienen, ist er sichtbar geworden. Er hat sich sehen lassen; er hat gesprochen; er hat mit ihnen gegessen; er hat sich betasten lassen, um die Gewißheit seiner wirklichen, seiner leibhaftigen Auferstehung in ihnen zu begründen. In diesen 40 Tagen sind bedeutende Dinge geschehen. Der Herr unterrichtete sie über das Reiches Gottes, das ist ja der zentrale Begriff seiner Verkündigung: Reich Gottes. Und darüber hat er sie belehrt in diesen 40 Tagen. Er gab ihnen Aufträge, den Missionsbefehl: „Gehet hin in alle Länder zu allen Völkern, macht sie alle zu meinen Schülern und lehret sie alles halten, was ich euch geboten habe!“ In dieser Zeit hat er den Petrus eingesetzt zum Schlüsselmann. „Liebst du mich? Ja, wenn du mich liebst, dann weide meine Lämmer, weide meine Schafe!“ In diesen 40 Tagen hat er die Kirche aufgebaut, die dann am Pfingstfest an die Öffentlichkeit trat. Das sind selige Tage gewesen, die nie mehr wiederkehren werden, die aber fundamental sind für unseren Glauben, für die heilige Religion, für unsere Kirche.

Auferstehung und Himmelfahrt werden in der Heiligen Schrift zusammengefaßt unter dem Begriff Erhöhung, Hypsosis. Erhöhung ist die Einheit von Auferstehung und Himmelfahrt. Der aus dem Grabe entrissene Herr ist in verklärter Gestalt in die Herrlichkeit des Vaters aufgenommen worden. Er sitzt, wie wir im Glaubensbekenntnis bekennen, zur Rechten des Vaters, d. h. er hat den Ehrenplatz neben dem Vater. Er ist erhöht worden. Das Wort Höhe stammt natürlich, wie fast alle unsere Begriffe, aus der Welt der Anschauung. Höhe, Tiefe, Breite, Länge, das sind Worte, die wir in unserer Umgangssprache fortwährend gebrauchen. Wir sprechen auch vom Unräumlichen in räumlicher Weise. Wir sagen, wenn jemand befördert wird: Er wird erhöht, und wenn jemand erniedrigt wird, degradiert wird, dann fällt er eben aus der Höhe herab. Also wir können auch vom Unräumlichen nur in räumlichen Begriffen sprechen. Das besagt aber nicht, daß diese Begriffe, so wie sie klingen, auf die Wirklichkeit zutreffen. Erhöhung ist ein Vorgang in unräumlicher Weise. Er besagt das Eintreten in die Herrlichkeit des Vaters. Das besagt das Inbesitznehmen der Macht, die der Vater ihm überträgt. Das besagt das Wort Erhöhung.

Die Himmelfahrt des Herrn am 40. Tage nach seiner Auferstehung ist ein historisches Ereignis, welches die Erscheinungen abschließt und den Herrn endgültig in seine Herrlichkeit einführt. Es ist für uns von größter Bedeutung, denn der Herr sagt ja: „Ich gehe hin, euch eine Wohnung zu bereiten.“ Er ist aktiv in seiner Erhöhung. Er sorgt für uns; er sorgt für uns weiter. Er bereitet uns eine Wohnung; er ist unser Vorbild, und er ist unser Unterpfand. Was mit ihm geschehen ist, das wird und soll und muß mit uns geschehen. Er ist das Haupt, und was mit dem Haupt geschehen ist, das soll auch den Gliedern widerfahren. Er ist der Mittler, und deswegen geht er dahin, um uns eine Wohnung zu bereiten. Christus ist in die Herrlichkeit des Vaters, in die Lebensform Gottes eingegangen. Er ist bei Gott, daran ist gar kein Zweifel.

Aber es gibt eine Schwierigkeit, denn Christus ist ja in die Herrlichkeit des Vaters eingegangen mit seiner menschlichen Natur, wenn auch in verklärter Gestalt, aber mit seiner menschlichen Natur, also mit Leib und Seele. Da erhebt sich die Frage: Wo ist denn diese menschliche Natur Jesu? Sie kann nicht überall sein, wie Gott überall ist. Sie muß doch wohl irgendwo an einem Orte sein. Gagarin, der sowjetische Raumfahrer, sagte, er habe bei seinem Weltraumflug Gott nicht gefunden, und als vor einiger Zeit eine Mutter mit ihrem Kinde zur Beerdigung der Großmutter fuhr und sich dafür des Flugzeugs bediente und man dem Kinde sagte: Die Oma ist im Himmel, da sagte das Kind nach der Rückkehr: Jetzt waren wir im Himmel und haben die Oma nicht gesehen. Was würden wir darauf antworten? Vielleicht: Ja, du warst eben nicht hoch genug. 4 Kilometer in der Höhe ist nicht viel, aber wenn es 400 oder 400.000 Kilometer sind, würde man da vielleicht auf den Ort stoßen, wo sich die Natur, die menschliche Natur Jesu befindet? Wenn man die stärksten Teleskope anstellt, die uns Kunde geben von Sternen, die Millionen von Lichtjahren entfernt sind, könnte man damit vielleicht den Ort entdecken, wo sich die Natur, die menschliche Natur Jesu befindet? Er muß doch irgendwo sein. Es ist doch auch Maria mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen worden. Auch sie muß sich doch irgendwo befinden. Und gar die Seelen, die Millionen und Abermillionen Seelen von Verstorbenen, sie müssen doch irgendwo sein, sie können ja nicht überall sein. Sie müssen irgendwo sein. Aber wo sind sie denn?

Darauf gibt es nur eine einzige Antwort: Wir wissen es nicht. Wir wissen es nicht, wo sich die menschliche Natur Jesu, wo sich die Gottesmutter, mit Leib und Seele aufgenommen in den Himmel, wo sich die Seelen der Verstorbenen befinden. Wir können keinen Ort angeben, der mehr oder weniger geeignet wäre, um diese genannten Wirklichkeiten zu umfassen.

Aber, meine lieben Freunde, wem diese Antwort unbefriedigend erscheint: Wir wissen es nicht, dem sei folgendes zu überlegen gegeben. Wenn wir wüßten, wo der Himmel ist, dann könnten wir uns seiner bemächtigen, dann könnten wir in den Himmel eindringen durch eigene Macht, etwa durch starke Raumfahrzeuge, und es wäre der Himmel nicht mehr ein Geschenk der Gunst Gottes. Der Himmel muß jenseits der Erfahrung liegen; denn wenn er innerhalb der Erfahrung läge, wäre er grundsätzlich dem menschlichen Zugriff offen. Es ist mit der Souveränität Gottes, also mit seiner Weltüberlegenheit, es ist mit der Transzendenz Gottes, also mit seiner Jenseitigkeit, nicht zu vereinbaren, daß der Himmel dem menschlichen Bemühen, der menschlichen Macht, der menschlichen Erfahrung zugänglich ist. Gott muß unangreifbar und unverfügbar für den Menschen sein, und das gilt auch für den Himmel. Der Himmel ist eine Wirklichkeit, aber er ist eine Wirklichkeit, die menschlichem Zugriff radikal entzogen ist. Der Himmel ist die Wirklichkeit Gottes, und es gibt einen Ort, wo Gott sich jetzt schon, vor der Auferstehung der Leiber, den Seligen offenbart. Wir dürfen überzeugt sein, daß diejenigen, die im Zustand der Gnade abgeschieden sind, im Himmel sind und Gott schauen und ihn lieben und von ihm entzückt sind. Aber wir haben keine Kenntnis, wo dieser Ort sich befindet. Wir können durch Eroberung des Weltraums diesen Ort niemals entdecken, weil er wesentlich verschieden ist von allem, was der Erfahrung zugänglich ist.

Meine lieben Freunde, wir brauchen am Feste Christi Himmelfahrt nicht verlegen zu sein. Wir brauchen uns auch nicht irremachen zu lassen von Herrn Nützel, wenn er im Lexikon für Theologie und Kirche schreibt: Die Himmelfahrt Christi ist kein historisches Ereignis. Wir brauchen uns nur zu halten an unser Glaubensbekenntnis: „Auferstanden von den Toten, aufgefahren in den Himmel, sitzt er zur rechten Hand Gottes, von dannen er kommen wird zu richten die Lebenden und die Toten. Und seines Reiches wird kein Ende sein.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Argumente der Ungläubigen (19)

(Die Offenbarung gegen den Evolutionismus)

23.05.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Nicht der Evolutionismus erklärt uns, warum es eine Erde und eine Sternenwelt gibt, warum es auf der Erde Leben gibt und Menschen, die Gott anbeten. Das Rätsel, daß überhaupt etwas besteht und daß dieses Bestehende sinnvoll angeordnet ist, löst uns nicht der Evolutionismus, sondern nur die Offenbarung. Nur weil Gott uns das Rätsel aufgelöst hat, wissen wir, woher die Welt kommt und wohin sie geht. Gott ist der Schöpfer der Welt; sie stammt von ihm. Und diese Herkunft von Gott trägt die Welt. Die Herkunft aller Dinge aus dem Geiste Gottes, aus seinem schöpferischen Erkennen und aus seinem schöpferischen Wollen erklärt die Wesenhaftigkeit, die Sinnhaftigkeit, die Werthhaftigkeit der Dinge. Sie erklärt aber auch die Tatsächlichkeit, die Wirklichkeit und die Daseinskraft der Dinge, denn Gott hat ihnen beides verliehen, die Sinnhaftigkeit und die Tatsächlichkeit.

Gott hat die Welt geschaffen aus nichts. Das besagt nicht, daß er einen Stoff vorgefunden hat, aus dem er geschaffen hätte, sondern es besagt die absolute Voraussetzungslosigkeit. Gott hat keine andere Voraussetzung seines Schaffens als sein eigenes, allmächtiges Wesen. Die Herkunft aus dem Nichts erklärt die Begrenztheit, die Endlichkeit, die Daseinsschwäche aller Dinge. Die Dinge sind schwach, gebrechlich; sie sind endlich, sie sind vergänglich, sie sind unsicher und bedroht. Sie sind „in den Tod hineingehalten“, wie in diesem Falle zu Recht die Existenzphilosophie sagt. Unser Dasein ist ein Hinsein zum Tode. Die Welt und ihre Dinge haben eine fragwürdige Existenz; sie sind ständig bedroht.

So verbürgt also die Schöpfung der Welt durch Gott allen Dingen ihre Existenzsicherheit, aber diese Herkunft verbürgt ihnen nicht die Unzerstörbarkeit ihrer Form. Die Seinsform ist auf Abbruch angelegt. Die Seinsform, die die Dinge jetzt tragen, muß einmal einer anderen Seinsform weichen. In Jesus Christus ist sie vorgebildet. Nachdem das irdische Zelt abgebrochen war, bekam er von Gott eine andere, verklärte Wirklichkeit, und auf dieses Ziel hin ist die ganze Welt, sind alle Menschen in Bewegung. Wir nennen diesen neuen Zustand, den wir erwarten und dem wir entgegengehen, den neuen Himmel und die neue Erde. Wir wissen nicht, wann dieser Zustand eintritt, aber daß er einmal kommt, ist gewiß. So lebt der Mensch in einer letzten Ungewißheit. Er weiß nicht, wann der Ruf Gottes ihn trifft, er muß deswegen immer bereit sein. Er kann diese Unsicherheit nur aushalten in einem letzten Vertrauen auf Gott. Wer die Unsicherheit des Lebens ohne den bergenden Hintergrund Gottes zu bestehen versucht, der verfällt dem Nihilismus, der Sinnlosigkeit. Dagegen der Glaube an Gott, den Schöpfer, schenkt uns in der Unermeßlichkeit des Alls, in der Hast des Alltags und in der Gefährdung der Existenz das Wissen um eine letzte Geborgenheit. So sehr wir also unter der Ungewißheit leiden, so können wir doch in einer Zuversicht Gott und dem von ihm bestimmten Schicksal entgegengehen.

Wenn Gott der Schöpfer alles Weltgefüges ist, dann ist die Welt ganz von ihm abhängig, dann ist er wirklich der Herr der Welt. Sein Herrentum greift tiefer als jedes andere. Es ergreift das innerste Wesen eines jeden Menschen; das innerste Gefüge des Seins wird von diesem Herrn bestimmt. Seine Herrschaft reicht in das innerste Geheimnis eines jeden Dinges hinein.

Dennoch übt Gott seine Herrschaft nicht so aus, daß er den Dingen ihr Eigensein nimmt. Nein, er übt seine Herrschaft gewöhnlich aus im natürlichen Laufe der Welt. Die Naturgesetze sind die Sprache Gottes. In den Naturgesetzen drückt sich das Herrentum Gottes aus.

Dem Herrsein Gottes entspricht der Gehorsam der Geschöpfe. Die untermenschlichen Dinge gehorchen Gott, indem sie die Gesetze, die in ihnen angelegt sind, fraglos erfüllen. Der Mensch gehorcht in freiem Gehorchen, in freier Antwort auf Gott, in freier Entscheidung und in freier Verantwortung. Der Gehorsam, meine lieben Freunde, entwürdigt den Menschen nicht. Er ist vielmehr die einzig sachgemäße und seinsgemäße Haltung. Die Verweigerung des Gehorsams ist dagegen ein Angehen gegen das Wesen des Menschen. Der Ungehorsame widerspricht seiner Herkunft von Gott; er verletzt sein Sein und zerstört letztlich sogar sein Sein. Der von Gott geschaffene Mensch handelt nur wesensgemäß und seinsgemäß und gelangt zur Erfüllung seines Wesens, wenn er sein Leben im Gehorsam vollzieht.

Der Schöpfungsglaube lehrt uns auch das rechte Verhalten in der Welt. Er lehrt uns die rechte Einstellung zu den Welt dingen. Weil die Welt aus dem Erkennen Gottes kommt, ist sie sinnhaft, ist sie nicht sinnlos. Und weil sie aus dem Willen Gottes kommt, ist sie gut, sie ist nicht böse. Sinnhaftigkeit und Gutsein der Welt erklären sich aus der Herkunft vom göttlichen Erkennen und vom göttlichen Wollen. Die Herkunft der Dinge aus Gott, aus der Liebe Gottes, bestimmt deswegen auch ihr Verhältnis untereinander. Die Dinge sind darauf angewiesen, in Liebe einander zu begegnen. Die Liebe ist die sachgemäße Haltung, die uns mit allen Menschen, mit allen Geschöpfen verbindet. Es ist keine allgemeine, unbestimmte Liebe, sondern es ist eine konkrete Liebe. Sie geht auf das klar umrissene Eigensein eines jeden Dinges. Das heißt, wir müssen die Menschen und die Dinge gelten lassen. Wir müssen sie gelten lassen in ihrem Eigensein und in ihrer Eigenart. Ja, wir müssen ihnen zu der von Gott gewollten Gestalt verhelfen. Das ist unsere Aufgabe in der Liebe gegenüber den Geschöpfen. Wir dürfen uns also nicht eine Welt zurechtträumen oder Menschen zurechtphantasieren. Das wäre eine Welt der Selbsttäuschung und der Illusionen. Nein, wir müssen die Menschen und die Dinge wirklichkeitsgetreu, sachgemäß, seinsgerecht, also nüchtern und wahrhaftig betrachten und behandeln. Die Nüchternheit des Blickes ist keine Gleichgültigkeit, sondern wir wissen, daß wir für die Dinge verantwortlich sind, daß wir also Interesse an ihnen haben und es ihnen gegenüber bezeugen müssen. Wir wissen, daß wir in unserer Nüchternheit gleichsam trunken sein müssen, weil die Liebe diese Nüchternheit durchwirkt.

Weil die Dinge von Gott kommen, habe sie eine unermeßliche Tiefe. Diese Tiefe fordert von uns eine heilige Scheu. Die Liebe, die wir zu den Dingen haben, muß von der Scheu durchwirkt sein. Es muß eine scheue Liebe und eine liebende Scheu sein, das heißt, es muß Ehrfurcht sein. Albert Schweitzer hat von der Ehrfurcht vor dem Leben gesprochen, und das ist nicht falsch. Aber wir müssen noch mehr sagen: Wir müssen Ehrfurcht vor Gott, dem Schöpfer, haben und vor seinen Geschöpfen. Das Leben, das wir ehrfürchtig betrachten, kommt von Gott, und so hat jedes Ding und jeder Mensch ein Geheimnis, ein Geheimnis, das ihm nicht entrissen werden darf. Auch in der Freundschaft und in der Liebe, meine lieben Freunde, muß der Mensch sein Geheimnis behalten. Es darf gleichsam der Mensch nicht entblättert werden, nicht restlos enthüllt werden. Vertrauen ja, aber keine Auflösung des Geheimnisses, das jeder Mensch in sich trägt. Wenn die Grenze, wenn die Schranke überschritten wird, die die Ehrfurcht zwischen den Menschen aufrichtet, dann stirbt auch die Liebe. Ehrfurcht und Liebe sind untrennbar miteinander verbunden. Der Mensch, der die Ehrfurcht verletzt, verletzt auch die Liebe.

Die Liebe zur Welt darf aber auch keine Weltseligkeit sein. Das heißt, wir dürfen in den Dingen nicht ruhen. Die Dinge dürfen für uns kein Endpunkt sein. Wir meinen gewiß mit unserer Liebe die Dinge, aber unsere Liebe geht über die Dinge hindurch zum Schöpfer, zu Gott. Wir lieben die Dinge in Gott. Deswegen betet die Kirche so oft, daß wir alles in Gott lieben sollen, d. h. als Ausdruck des schöpferischen Wollens und des schöpferischen Erkennens Gottes. Wenn wir also die Dinge sehen, Tiere, Pflanzen, Gesteine, Menschen, dann geht unser Blick über sie hinaus zu Gott. In der Welt, die der Sünde verfallen ist, besteht freilich die Gefahr, daß die Geschöpfe den Menschen verzaubern, daß er nicht durch sie hindurchsieht, sondern daß er bei ihnen stehenbleibt, daß er nicht über sie hinausblickt zu Gott. Je größer die Herrlichkeit, die Macht und die Schönheit der Dinge ist, um so größer ist die Gefahr, daß der Mensch sich bei den Dingen beruhigt. Das erleben wir ja fortwährend in unserer Umgebung, wie den Menschen Essen und Trinken, Reisen und Verdienen genug ist, wie sie nicht hinausschauen über das Materielle und nicht hinfinden zum Immateriellen, zu Gott. Der Mensch, der dieser Gefahr unterliegt, bleibt bei den Dingen stehen und steigt nicht über sie hinauf zu Gott. Er

verehrt die Dinge, wie man nur Gott verehrt, wie man nur Gott verehren darf: das Geld, die Macht, den Besitz, die Karriere, den Leib seiner Frau oder den Leib ihres Mannes.

Den Sinn der Welt und der Dinge verfehlt aber auch der, welcher sie mißachtet oder gar mißbraucht. Und auch diese Gefahr ist gegeben, daß die Dinge mißachtet, zugrunde gerichtet oder mißbraucht werden. Die Müllmänner sagen uns, wie viele wertvolle Dinge heute weggeworfen werden. Sie erklären uns, wie die Menschen mit Lebensmitteln umgehen, eben so, wie man nicht mit solchen Dingen umgehen darf. Das ist Mißbrauch, das ist Geringschätzung der Dinge, das ist ein Attentat auf den Schöpfer. Nein, meine lieben Freunde, die Dinge dürfen weder verachtet noch mißbraucht werden. Man muß sie lassen, wenn Gott sie uns entzieht, aber das ist keine buddhistische Verneinung der Dinge, sondern das ist ein Hindurchgehen durch die Dinge, um die ewigen Güter nicht zu verlieren. Der Abstand bedeutet also echte Liebe. Im Abstand wird die rechte Verbundenheit gefunden. Der Glaube an die Schöpfung bewahrt uns vor einer gottvergessenen Weltseligkeit, bewahrt uns aber auch vor einer falschen Gottseligkeit.

Weil alle Geschöpfe von Gott herkommen, sind sie auch zu Gott hingeneigt. Diese Neigung zu Gott ist zunächst eine Seinsneigung. Aber diese Seinsneigung muß vom Menschen im Erkennen und Willen aufgenommen werden. Das heißt, der Mensch muß sich in freier Entscheidung zu Gott hinwenden, und es überfällt mich immer ein Schauer, wenn ich Menschen sehe, Menschen erlebe, Menschen kennenlerne, die nicht beten, die nicht bereuen, die nicht zu Gott flehen, die sich bei Gott nicht bedanken, die in den Tag hineinleben, als ob Gott nicht existierte. Sie haben nicht begriffen, daß sie auf dem Wege zu Gott sind, ob sie wollen oder nicht. Sie haben nicht erfaßt, daß Gott sie rufen wird und eines Tages Verantwortung von ihnen heischen wird. Nein, meine lieben Freunde, der Mensch muß seine Seinsneigung aufnehmen, er muß, wenn er zu seiner eigenen Tiefe kommen will, die ja von Gott stammt, auf Gott hin unterwegs sein und sich auf diesen Weg machen, unermüdlich und rastlos, bis die Schatten dieser Erde fallen.

Es gibt im Menschen eine Unruhe zu Gott. „Unruhig ist unser Herz“, sagt Augustinus, „bis es ruht in Gott.“ Diese Unruhe zu Gott macht sich im Menschen bemerkbar als Schwermut, als Ungenügen, daß er an keinem Ding, wenn er ein waches Herz hat, sein Genüge findet, daß er in keinem Dinge ausruht. „Ach, daß dem Menschen nichts Vollkommenes wird auf Erden!“ So ruft ja Faust in der Dichtung von Goethe aus. Wahrhaftig, so ist es. Ach, daß dem Menschen nichts Vollkommenes wird auf Erden! Das ist ein Ausdruck der Schwermut. Die heidnischen Dichter haben davon schon gewußt. Vergil sagt: „Sunt lacrimae rerum“ - Die Dinge haben ihre Tränen, und Dante spricht von der „grande Tristezza“, von der großen Traurigkeit der Dinge. Das ist keine Erfindung der Dichter, das ist eine Erkenntnis des innersten Wesens aller Dinge. Sie sind unterwegs zu Gott, und sie finden keine Ruhe, bis sie bei Gott angelangt sind. Sie treibt den Menschen immer wieder über sich hinaus, diese Unruhe, zur Vollendung, die Gott ihm einmal schenken soll.

„Restlos ganz beansprucht dich für sich, der dich geschaffen hat“, schreibt einmal der heilige Augustinus. Restlos ganz beansprucht dich für sich, der dich geschaffen hat. Wahrhaftig, so ist es. Wir sind Gott gehörig, wir sind auf dem Wege zu ihm, und wir müssen unsere Leben so vollziehen, daß diese Gottgehörigkeit immer zum Ausdruck kommt. Von dem heidnischen Kaiser Titus wird berichtet, daß er in seinem Park einen zahmen Hirsch unterhielt. Und damit kein Jäger diesen Hirsch erlegte, ließ er ihm ein goldenes Halsband machen, und auf diesem Halsband standen die Worte: „Noli me tangere, Caesaris sum“ - Rührt mich nicht an, ich gehöre dem Kaiser. Wir tragen nicht ein sichtbares Band um unseren Leib, aber unsichtbar steht in unser Herz geschrieben und ist auf unseren Weg gelegt: Rührt mich nicht an, ihr Versuchungen und Verlockungen dieser Welt, rührt mich nicht an, denn ich bin Gottes, und ich bin auf dem Weg zu ihm.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Pfingsten – Die Kraft aus der Höhe

30.05.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, in heiliger Pfingstfreude Versammelte!

Der Geist des Herrn erfüllt den Erdkreis. Das ist die Botschaft des Pfingsttages. Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten bilden eine Einheit. Was an Ostern begonnen wurde, nämlich die Verklärung des Herrn, das fand seinen Abschluß in der Erhöhung zum Vater im Himmel und seine Krönung in der Sendung des Heiligen Geistes. Diese drei Feste sind vom Jubel des Erlösers und der Erlösten erfüllt. Der Jubel des Erlösers darüber, dass er den Tod endgültig besiegt hat, dass er einzieht in das Reich des Vaters und dass er sein Werk auf Erden krönt mit der Sendung des Geistes. Der Jubel der Erlösten, die wissen, sie partizipieren am Sieg des Erlösers. Für sie ist er vorangegangen, um Wohnungen zu bereiten, und ihnen sendet er den Geist, damit sie fruchtbar werden in ihrer Erlösungsgnade. Sie sollen Künder und Kämpfer für das Reich Gottes werden.

Die Anfänge geschahen am Pfingsttage in Jerusalem. Da war eine kleine Menge von Männern, über die der Heilige Geist kam. Seltener ist ein großes Unternehmen kümmerlicher begonnen worden als damals. Diese armen Fischer vom See Genesareth hatten kein Ansehen und keine Macht; sie gehörten zu den Ärmsten im Lande. Sie besaßen nicht das Wissen, das die Schriftgelehrten in Jerusalem besaßen und die Philosophen im römischen Reiche. Sie waren keine glänzenden Rhetoren, sie hatten keine Rhetorenschule besucht. Sie hatten auch keine zündenden, begeisternden Ideen, die die Menschen mitreißen und fortreißen, sondern sie predigten von Buße und von Entsagung, von Überwindung und von Kampf. Sie waren auch keine Helden. Die Leidensgeschichte des Herrn zeigt, wie es in ihnen aussah, als der Herr in seiner Not allein war. Niemals ist ein großes Unternehmen so kümmerlich begonnen worden wie damals. Sie wurden nun hinausgesandt und sollten das Erdreich für Christus erobern. Sie sollten das Evangelium bis an die Grenzen der Erde tragen, und sie sollten diese verfaulte, diese sittlich verfaulte Gesellschaft erneuern. Sie haben diesen Auftrag angenommen, und sie haben ihn erfüllt. Sie haben tatsächlich das Antlitz der Erde erneuert. Sie haben die Frohbotschaft nach Judäa und nach Samaria und bis an die Grenzen der Erde getragen. Sie haben das römische Reich sittlich, von unten her aus der Kraft des Geistes erneuert.

Dieser Petrus, der da vor die Volksmenge tritt und ihnen den Gottesmord vorhält, dieser Petrus, der sie zur Buße und zum Glauben auffordert, das ist nicht mehr derselbe, der im Vorhof des Hohenpriesters vor einer Magd zusammengeknickt ist. Dieser Petrus ist durch den Heiligen Geist ein anderer geworden. Und die Apostel, die sich scheu im Abendmahlssaal verkrochen und die Türen verschlossen, das sind nicht mehr dieselben furchtsamen Jünger des Herrn, sondern das sind begeisterte und furchtlose Männer, die sich freuten, wie es in der Apostelgeschichte heißt, für den Namen Jesu Schmach zu leiden. Der Geist des Herrn hat sie verwandelt. Er hat sie über sich selbst emporgehoben. Die Kraft aus der Höhe ist über sie gekommen, und so sind sie anders geworden.

Das Pfingstwunder ist vergangen, aber der Geist des Herrn ist nicht erloschen. Er lebt weiter in der Kirche. In der Kirche wirkt er wie die Seele im Leibe. Er macht diese Kirche unüberwindlich. Was ist schon in zweitausend Jahren, meine Freunde, über dieser Kirche gekommen: Angriffe von außen ohne Zahl, Ärgernisse von innen ebenfalls ohne Zahl. Und oft war der falsche Anhänger für die Kirche gefährlicher als der offene Feind. Was ist schon alles in zweitausend Jahren über die Kirche gekommen! Und immer wieder hat sie sich siegreich aus dem Niedergang erhoben. Gar nicht zu erklären ist es manchmal, wie es zu einer Erneuerung kommen konnte. Es war das ein geschichtliches Wunder wie am Pfingsttage, als die Kirche entstand, ein geschichtliches Wunder, dass diese Kirche trotz aller

Verrätereien im Inneren und trotz aller Attacken von außen sich wieder glänzend erholte und erneuerte.

Wir alle wissen, und wir machen kein Hehl aus unserer Überzeugung, wir alle wissen, in welchem beklagenswertem Zustand sich die Kirche, jedenfalls in Deutschland, im Augenblick befindet. Wir alle wissen um die wachsende Zerrüttung. Ein Priester schrieb mir einmal: „Ich habe die Kirche nur im unaufhörlichen Niedergang erlebt.“ Im Jahre 1961 bekannten sich 95 Prozent der Deutschen als Christen, 95 Prozent. Im Jahre 1996 waren es noch 67 Prozent. In wenigen Jahrzehnten war ein Drittel abgefallen, und täglich und stündlich und jedes Jahr verlassen Zehntausende die Kirche. Aber, meine lieben Freunde, das ist doch kein Schicksal, das muß doch nicht sein, dagegen kann man doch etwas tun. Es liegt nicht am Heiligen Geist, dass die Kirche daniederliegt, es liegt an den Menschen, denn das Schicksal der Kirche ist zu gutem Teil in die Hand der Menschen gelegt. Christus kommt so weit, wie die Menschen ihn tragen. An den Menschen liegt es, dass Gottes Reich auf Erden einen derartigen Niedergang erlebt hat und immer noch erlebt. Wir haben die Talsohle noch nicht erreicht!

Vor wenigen Tagen fragte mich ein Priesterkandidat: „Ja, wird denn der nächste Papst die Kirche wieder aufrichten?“ Ich habe ihm entgegnet: „Ich vertraue nicht auf Menschen, ich vertraue allein auf die Macht des Geistes.“ Er allerdings vermag Menschen zu erwecken. Er vermag Menschen über sich selbst emporzuheben. Er vermag aus Feiglingen tapfere Männer, ja Helden zu machen. Das ist die Kraft aus der Höhe, und ihrer gilt es sich anzuvertrauen. Die Menschen müssen offen werden für den Heiligen Geist, sie müssen sich nach ihm sehnen, und sie müssen auf seine Kraft vertrauen, und sie müssen in seiner Macht Kündler und Kämpfer für das Reich Gottes werden.

Kündler für das Reich Gottes. Durch das Bekenntnis, nicht durch Flucht in eine Nische verkündet man das Reich Gottes, nicht indem man sich irgendeinen ruhigen Winkel aussucht, wo man ungestört ist, sondern indem man hinausgeht und bekennt! Es ist noch zu viel Feigheit in unseren Christen; es ist noch zu viel beschämtes und feiges Sich-Zurückziehen. Es ist noch zu wenig Eroberungsgeist in unseren Christen. Und Kämpfer müßten sie sein. Also nicht schweigen, wenn der Heilige Geist gelästert wird, nicht schweigen, wenn die Kirche verunglimpft wird, nicht schweigen, wenn die Priester verdächtigt werden, sondern reden und bekennen, verteidigen und angreifen. Ja, Angriff ist immer die beste Verteidigung. Halten wir doch den anderen einmal ihr Versagen vor! Zeigen wir doch einmal, wie sie diese Welt zugrunde richten, weil sie sich nicht vom Geiste leiten lassen!

Die Wende, meine lieben Freunde, in der Kirche wird kommen. Sie wird kommen mit derselben Sicherheit, wie auf die Nacht der Tag folgt. Wir wissen nicht, wann die Stunde des Heiligen Geistes schlägt, aber wir wissen, dass wir bereit sein müssen, bereit für diese Stunde. Uns ist kein ruhiges Leben versprochen; wir werden keinen gemütlichen Lebensabend haben, sondern wir werden uns mit vermehrter Kraft für Gott und sein Reich einsetzen müssen. Wir dürfen es uns nicht bequem machen. Wir dürfen nicht nach Behaglichkeit streben. Wir müssen Kündler und Kämpfer des Heiligen Geistes werden. Schauen Sie hinaus in die Natur, wie da alles grünt und blüht, was vorher dürr und abgestorben schien. Es ist alles wieder aufgeblüht, und auch das ist ja Wirkung des Heiligen Geistes, denn der Geist ist die Macht auch der Natur. Aber was in der Natur geschieht, ist nur ein schwaches Bild dessen, was der Geist in den Seelen wirken will. Er will sie aufwecken, er will sie bekehren, er will sie erfüllen, denn er ist die Kraft aus der Höhe, die der Kraft aus der Tiefe entgegengesetzt ist. Und mit dieser Kraft aus der Höhe müssen wir uns erfüllen lassen. Wir müssen rufen und uns sehnen und dürfen nicht aufhören zu flehen: „Komm, o Geist der Heiligkeit aus des Himmels Herrlichkeit, sende deines Lichtes Strahl!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Pfingsten - Geist der Wahrheit

31.05.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In der Stunde, da Jesus Abschied nahm von seinen Aposteln, verließ er ihnen einen anderen Tröster. Solange er auf Erden weilte, war er der Tröster, aber jetzt, da er von der Welt schied, sollte ein anderer sie trösten. Er nannte ihn den „Geist der Wahrheit“. Und von diesem Geiste sagte er: „Er wird euch in alle Wahrheit einführen.“

Da könnte jemand fragen: „War das denn notwendig? Hat nicht der Herr selbst die Wahrheit verkündet? Hat er nicht von sich bekannt: ‚Ich bin die Wahrheit?‘ Hat er nicht vor Pilatus das herrliche Zeugnis abgelegt: ‚Dazu bin ich in die Welt gekommen, dass ich der Wahrheit Zeugnis gebe. Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört auf meine Stimme.‘“ Tatsächlich, der Herr hatte die Wahrheit verkündet, aber die Vollendung in der Wahrheit überließ er dem anderen, dem Tröster, dem anderen Tröster. Er sollte die Jünger in alle Wahrheit einführen, und das hat er in zweitausend Jahren getan. Wenn wir fragen: War denn die Verkündigung Jesu unvollständig, so müssen wir sagen: In gewisser Hinsicht ja. Vieles war in seiner Verkündigung enthalten, was der Entfaltung bedurfte. Die Theologie gebraucht die Ausdrücke implizit und explizit. Implizit war alles, was Gott offenbaren wollte, in der Verkündigung Jesu enthalten, aber explizit, ausgefaltet, war es noch nicht. Die Apostel beispielsweise wussten nicht, dass Maria die unbefleckt Empfangene ist. Das wurde erst im Laufe der Lehrentwicklung, die vom Heiligen Geist geleitet war, in der Kirche erkannt. Und so hat der Geist in zweitausend Jahren das Volk Gottes in die Wahrheit Gottes eingeführt, immer tiefer, immer weiter, immer glänzender und immer leuchtender.

Damit die Wahrheit nicht unterginge, hat der Herr eine Institution geschaffen. Wir nennen sie katholische Kirche. Diese Institution sollte die Trägerin und die Hüterin der Wahrheit sein. Sie sollte die Trägerin sein, das heißt sie sollte die Wahrheit in sich bergen und den Menschen künden. Sie sollte sie überallhin tragen bis an die Grenzen der Erde. Und sie sollte diese Wahrheit hüten, dass sie nicht verunstaltet wird, dass sie nicht versackt und versinkt, dass sie nicht nach Menschengelüsten geformt wird. Zweitausend Jahre hat die Kirche diese Aufgabe des Hüterns ausgeübt, und es war wahrlich notwendig. Kaum war die Kirche den Katakomben entzogen, da kamen die Irrlehrer. Die Arianer; sie leugneten die Gottheit Christi, die Monophysiten; sie leugneten die zwei Naturen in Christus, die Nestorianer; sie leugneten, dass Maria den Sohn Gottes, nicht bloß den Christus geboren hat. Es kamen die Pelagianer; sie leugneten die Erbsünde. Es stand im Abendland Berengar von Tours auf; er leugnete die Transsubstantiation, die Wesensverwandlung in der heiligen Messe. Es kamen die Albigenser; sie bestritten die soziale Ordnung, die Obrigkeit weltlicher und geistlicher Natur, den Eid, die Ehe, die Sakramente. Es kamen Luther und seine Gefolgschaft, und sie bestritten die innere Heiligung des Menschen in der heiligmachenden Gnade. Sie sagten, die Sünden werden nur zugedeckt, aber nicht durch innere Heiligung vernichtet. Sie lehrten, dass es keine konstitutive Überlieferung gibt, und sie behaupteten, es gebe keine äußere Verfassung der Kirche, die der Herr gewollt hat. Jeder soll sein eigener Papst sein. „Alles, was aus der Taufe gekrochen ist“, sagt Luther, „ist Papst und Bischof und Pfarrer.“ Es kamen die Jansenisten, und sie leugneten die Willensfreiheit. Es kam die liberale Theologie, und sie zerrte Jesus den Königsmantel der Gottheit von den Schultern. Es kam die religionswissenschaftliche Schule, und sie setzte Jesus neben Buddha und Mohammed und andere Heilsbringer der verschiedensten Religionen. Es kam Hans Küng aus der Schweiz und behauptete, Jesus sei nur der Sachwalter Gottes, nicht der wesensgleiche Sohn Gottes, nur der Sachwalter. Und es trat Gotthold



Hasenhüttl in Saarbrücken auf und behauptete, die Dreifaltigkeit sei eine kulturgebundene Vorstellung, die man ohne weiteres aufgeben könne.

In diesen zweitausend Jahren hat sich die Kirche mit eiserner Konsequenz und mit höchster Ehrfurcht vor die Wahrheit gestellt und die Irrtümer abgewiesen. Es hat in der Kirche Ärgernisse ohne Zahl gegeben, es hat Zeiten sittlichen Niederganges gegeben, es haben Päpste versagt, aber niemals, nicht ein einziges Mal hat ein Papst eine falsche Lehre verkündet und auf ihr bestanden. Das ist die Wirkung des Heiligen Geistes. Er wird die Kirche, er wird die Jünger Jesu in alle Wahrheit einführen und sie darin erhalten. Er wird dafür sorgen, dass die Wahrheit nicht untergeht.

Das, meine lieben Freunde, ist ja eigentlich der einzige und der letzte Grund, warum wir in dieser Kirche bleiben, nicht aus traditionalistischer Anhänglichkeit, nicht aus emotionaler Behaglichkeit, sondern weil wir überzeugt sind: Sie ist die Trägerin und die Hüterin der Wahrheit.

Die Wahrheit kann ausgesagt werden. Man kann sie in Sätze fassen, und man kann diese Sätze verbindlich machen; dann wird aus dem Glaubenssatz das Glaubensgesetz. Und diese Glaubenssätze und Glaubensgesetze nennen wir Dogmen. Dogma ist eine Wirklichkeit, die in der Offenbarung enthalten ist und von der Kirche verbindlich und verpflichtend vorgelegt wird zur Annahme. Es ist ganz selbstverständlich, dass die Wahrheit nicht in Emotionen bestehen kann und dass die Religion nicht in Gefühlen aufgehen kann, sondern die Wahrheit ist satzhaft, und sie ist gesetzhaft. Und eben das geschieht, wenn die Kirche feierlich ein Dogma verkündet. Das Dogma ist die tragfähige Grundlage der Religion. Das Dogma ist die innere Kraft der Religion. Das Dogma ist die verpflichtende Autorität der Religion. Ohne Dogmen zerfasert eine Religion, löst sich auf in tausend Meinungen. Der Modernismus, dieses Sammelbecken der Irrtümer, das Papst Pius X., der heilige, verurteilt hat, wollte eine Gefühlsreligion aufrichten. Die Lehren, so sagt der Modernismus, sind lediglich Chiffren für das, was dahinter steht. Sie sagen nichts wirklich Zutreffendes aus. Nein, meine lieben Freunde, die Dogmen sagen Zutreffendes aus, auch wenn sie die Wahrheit nicht erschöpfen. Die Wahrheit ist unerschöpflich, weil sie göttlich ist. Aber die Dogmen sind die notwendigen Weisen, wie die Wahrheit uns gegenwärtig bleibt. Sie geben uns die Gewissheit, dass unser Glaube stimmt, dass wir uns darauf verlassen können, dass wir unser Leben nach diesem Glauben einrichten können.

Die Dogmen sind keine Gewissensklaverei; sie sind kein Gewissenszwang. Sie sind das notwendige Gerüst unserer heiligen Religion. Ein Wegweiser, der dem Wanderer das Ziel angibt, vergewaltigt den Wanderer nicht, und die biologischen und physikalischen Gesetze hindern den Forscher nicht; sie sind die Grundlagen, auf denen er aufbaut. Sie wissen, daß beim Bau des französischen Flughafens De Gaulle in Paris Fehler gemacht worden sind. Weil die physikalischen Gesetze nicht beachtet worden sind, ist das Gebäude eingestürzt. Nein, die Dogmen sind notwendige und unentbehrliche Wegweiser zum Himmel. Auf die Dogmen können wir unser Leben bauen. Sie geben uns die freudige, unerschütterliche Gewissheit, dass wir auf dem rechten Wege sind.

Der Herr hat sich selbst als die Wahrheit bezeichnet und verlangt, dass die Jünger an seiner Wahrheit festhalten. „Wenn ihr euch an meine Worte haltet, dann seid ihr wahrhaft meine Jünger. Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.“ Genau das ist es: Die Wahrheit ist kein Prokrustesbett, was uns in eine unerträgliche Lage zwingt, die Wahrheit ist das Element, das uns zur Freiheit führt, Freiheit vom Irrtum, Freiheit von der Sünde, Freiheit vom Laster. „Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die katholische Lehre vom dreifaltigen Gott

06.06.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Kein Gott, kein Papst, kein Vaterland!“ Mit diesem Plakat wurde gestern abend der Heilige Vater in der Schweiz empfangen. „Kein Gott, kein Papst, kein Vaterland!“ In dieser Lage begehen wir heute das Fest des dreifaltigen Gottes. Die Höhepunkte des Kirchenjahres sind vorüber. Im Kirchenjahr wird ja das Leben und Wirken unseres Herrn und Heilandes dargestellt in liturgischer Form. Diese Darstellung ist jetzt zum Abschluß gekommen. Gleichsam als eine Zusammenfassung des ganzen Heilswerkes begehen wir heute das Fest des dreifaltigen Gottes, denn er ist das Urgeheimnis des gesamten Kirchenjahres, des gesamten Erlösungswerkes. Der dreifaltige Gott ist das unergründlichste Geheimnis, die tiefste Quelle und das letzte Ziel alles Lebens, alles Heiles und aller Gnade.

Die drei göttlichen Personen haben am Erlösungswerk mitgewirkt. Der Vater hat die Welt geliebt, und aus Liebe zur Welt hat er seinen Sohn in die Welt gesandt und ihn für das Leben der Welt dahingegeben. Der Sohn ist, dem Willen des Vaters gehorsam, Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt; er ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze. Der Heilige Geist ward vom Vater und vom Sohne gesandt, um das Erlösungswerk, um das Heiligungswerk in den Seelen der Gläubigen zu vollenden. So ist das Dreifaltigkeitsfest gleichsam das große Te Deum über die Heilsgeheimnisse des vergangenen Kirchenjahres.

Wenn wir von Gott reden, dann sprechen wir von dem unfassbarsten Geheimnis. Man denkt manchmal, es wäre vielleicht besser, von Gott zu schweigen, eben weil er unfassbar ist. Aber wir dürfen nicht schweigen, sondern wir müssen reden, weil wir ihn bekennen müssen, und weil wir ihn anbeten müssen. Gott ist das unergründlichste Geheimnis, das es überhaupt gibt. Das Wesen Gottes ist jedem geschöpflichen Geiste in dieser Zeit und im Jenseits schlechthin unbegreiflich – schlechthin unbegreiflich. Wenn wir Gott erfassen könnten, wäre er nicht Gott, dann wäre er unseresgleichen, dann könnten wir ihn manipulieren und könnten ihn gewissermaßen „nachbauen“. Nein, er muß kraft seines Wesens unbegreiflich und unfassbar bleiben, weil er Gott bleiben muß. Gott bleibt nur Gott, wenn er unseren irdischen Sinnen und unserem Verstand unbegreiflich bleibt. Gott hörte auf, Gott zu sein, wenn ein Geschöpf ihn begreifen könnte. Dennoch müssen wir ihn anreden, müssen wir von ihm reden, müssen wir Wahrheiten über Gott unserem Glaubensbekenntnis und unserem Katechismus einverleiben, denn wir dürfen nicht von ihm schweigen.

Die Offenbarung gibt uns Hinweise auf die Wirklichkeit Gottes. Im 1. Buch der Heiligen Schrift wird Gott als der, „der da ist“, bezeichnet, als der Seiende. Gott ist das absolute, vollkommene Sein. Das heißt: Ihm fehlt keine Vollkommenheit; er verdankt sein Sein nicht einem anderen, deswegen absolut. Wir sind relatives Sein, wir haben unser Sein von anderen empfangen. Gott ist das absolute Sein, das heißt, er trägt den Grund des Seins in sich selbst. Er ist das „ens a se“ – das Sein, das von sich selbst seinen Grund erhält, und alles andere verdankt ihm das Sein. Er ist der Schöpfer von allem. Wir bekennen ihn als den Schöpfer der sichtbaren und der unsichtbaren Dinge.

Nun legen wir Gott Eigenschaften zu, und das ist recht so; denn wenn wir ihm keine Eigenschaften zulegten, dann würden wir seine Lebendigkeit nicht erfassen. Wir sagen, er ist ewig, allgegenwärtig, er ist allmächtig, er ist allwissend, und das ist richtig. Aber selbstverständlich können wir mit diesen Eigenschaften das Wesen Gottes nicht ausschöpfen, denn alle diese Begriffe stammen ja aus unserer irdischen Welt und sind deswegen eigentlich adäquat nur für Welt Dinge anwendbar. Wenn wir sie auf Gott anwenden, dann geschieht das in einer ganz anderen Weise, in der „via eminentiae“, indem wir die irdischen Eigenschaften so zu steigern versuchen, dass sie einigermaßen auf Gott passend gemacht

werden. Wir wollen also sagen: Wenn Gott ewig, allgegenwärtig, allmächtig, allwissend genannt wird, dann soll damit ausgesagt werden, dass es für ihn keine Grenzen der Zeit, keine Grenzen des Raumes, keine Grenzen der Macht und keine Grenzen der Erkenntnis gibt.

Dieser dreieinige Gott wird uns in der Heiligen Schrift bezeugt. Ich erwähne vor allem vier Geschehnisse, wo vom dreifaltigen Gott die Rede ist. Der himmlische Vater hat durch die Kraft, durch die Überschattung des Heiligen Geistes im Schoße der Jungfrau Maria seinen Sohn Fleisch annehmen lassen - erste Kundgabe der Dreifaltigkeit. Als dieser Sohn sich der Bußtaufe des Johannes unterwarf, da sprach eine Stimme vom Himmel: „Dieser ist mein geliebter Sohn“, und der Heilige Geist kam wie etwas Taubengleiches auf ihn herab – zweite Kundgabe der Dreifaltigkeit. Als Jesus in der letzten Stunde im Abendmahlssaal mit seinen Jüngern weilte, da kündigte er das Kommen des Heiligen Geistes an, der vom Vater ausgeht. Er wird ihn senden, wenn er zum Vater heimgekehrt ist – dritte Kundgabe der Dreifaltigkeit. Und als er die Apostel nach seiner Auferstehung aussandte, die Welt zu

bekehren, alle zu seinen Jüngern zu machen, da tat er das in der Formel: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“ sollen sie hingehen, sollen sie taufen, sollen sie die Völker lehren, sollen sie sie an alles erinnern, was er ihnen gesagt hat – vierte Kundgabe der Dreifaltigkeit.

Aber nicht nur in den Evangelien ist vom dreifaltigen Gott die Rede, auch in den Schriften der Apostel, die wir die Briefe nennen. Im zweiten Korintherbrief lautet der Schluß: „Die Gnade unseres Herrn Jesu Christus und die Liebe Gottes des Vaters und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen.“ Da haben wir sie, die Dreifaltigkeit: die Gnade des Herrn Jesus Christus, die Liebe des Vaters und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes. Ähnlich im ersten Brief des Apostels Petrus. Als er an die auserwählten Fremdlinge in der Diaspora schreibt, da spricht er von der Auserwählung: „Zufolge der Vorherbestimmung Gottes des Vaters, durch die Heiligung des Geistes, zum Gehorsam und zur Besprengung mit dem Blute Jesu Christi.“ Vorherbestimmung des Vaters, Heiligung des Geistes, Besprengung mit dem Blute Christi. Und gar der Liebesjünger Johannes schreibt in seinem ersten Briefe davon, dass es drei sind, „die Zeugnis geben im Himmel, der Vater, das Wort und der Heilige Geist, und diese drei sind eins“. Da haben wir in nuce, im Kern, die Dreifaltigkeitslehre der katholischen Kirche. Drei sind, die Zeugnis geben im Himmel, der Vater und der Sohn und der Heilige Geist, und diese drei sind eins.

Die Kirche hat dann die Lehre von der Dreifaltigkeit im Athanasianischen Glaubensbekenntnis zusammengefasst. Von diesem Glaubensbekenntnis sagte einmal ein protestantischer Theologe: „Wer dieses Glaubensbekenntnis unterschrieben hat, hat den Gesetzen des menschlichen Denkens den Abschied gegeben.“ O nein, meine lieben Freunde, o nein. Dieses Glaubensbekenntnis ist widerspruchsfrei. Wir sagen nicht drei und eins von demselben aus, das wäre gegen das Gesetz vom Widerspruch, sondern wir sagen drei und eins von Verschiedenem aus: drei der Personen, eines das Wesen. Und so heißt es im Athanasianischen Glaubensbekenntnis: „Wir verehren den einen Gott in der Dreifaltigkeit und in der Einheit, indem wir weder die Personen miteinander vermengen noch das Wesen trennen. Eine andere ist die Person des Vaters, eine andere die des Sohnes, eine andere die des Geistes. Aber nur eine Gottheit ist die des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Unerschaffen, unendlich, ewig ist der Vater, der Sohn und der Heilige Geist, und doch sind nicht drei Unerschaffene, Unendliche und Ewige, sondern nur ein Unerschaffener, Unendlicher und Ewiger.“ Das ist die Lehre der Offenbarung, welche die Kirche im Athanasianischen Glaubensbekenntnis zusammengefasst hat.

Selbstverständlich haben die Theologen seit der Zeit der Kirchenväter sich bemüht, in das Geheimnis der Dreifaltigkeit einzudringen, es einigermaßen, soweit es dem menschlichen Geist gegeben ist, verständlich zu machen, und so ist die sogenannte psychologische Trinitätslehre entstanden. Sie geht zurück hauptsächlich auf den heiligen Augustinus. Wie will die psychologische Trinitätslehre die Dreifaltigkeit erklären? Sie geht davon aus, dass Gott das Sein ist und die Quelle des Seins, aber kein starres, kein totes Sein, sondern ein lebendiges Sein, und dieses Sein ist geistiger Art. Geistiger Art aber ist alle Tätigkeit, die wir Erkennen und Wollen nennen. Und da setzt nun diese psychologische Trinitätslehre ein. Der Vater erfasst in einem einzigen unendlichen Akte sein göttliches Wesen, und dadurch erzeugt er in sich ein vollkommenes Erkenntnisbild seiner selbst. Aber anders als bei uns ist dieses Erkenntnisbild selbst personal, ist eine Person; wir nennen es den Sohn. Wir nennen es das Wort Gottes. In diesem sich erschöpfenden Erkenntnisbild wird der Sohn nun jetzt nicht geschaffen,

das wäre arianisch, sondern gezeugt, d.h. es wird ein vollkommenes Erkenntnisbild hergestellt, ohne dass der Vater eine Überlegenheit als Schöpfer und der Gezeugte als Geschöpf hätte. Dieses Abbild, das der Vater in sich erzeugt, ist eine neue göttliche Person. Und durch diese Verschiedenheit der Personen ist die Dreifaltigkeit gewährleistet und gleichzeitig die Einheit der Natur gewahrt, denn die Personen besitzen das gleiche göttliche Wesen. Der Vater besitzt es ungezeugt, der Sohn besitzt es gezeugt. Indem nun die beiden göttlichen Personen einander anschauen, der Vater als Urbild, der Sohn als Abbild, entflammt zwischen ihnen eine Liebesflut, ein Liebesstrom, lodert ein Liebesfeuer, das wiederum personal ist. Wir nennen es den Heiligen Geist. Der Vater schaut den Sohn, und der Sohn schaut den Vater, und dieses Schauen ist von solcher Mächtigkeit und von solcher Kraft und von solcher Innigkeit, dass es eine Person ist, der Heilige Geist.

Ich weiß nicht, ob diese psychologische Trinitätslehre unser Denken befriedigen kann. Immerhin ist es ein Versuch, mit menschlichen Mitteln in das Geheimnis der Dreifaltigkeit einzudringen. In der Epistel des heutigen Tages ruft Paulus aus: „O Tiefe des Reichtums, der Weisheit und der Erkenntnis!“ Er will damit sagen: Was wir von Gott aussagen, was wir vor allem vom trinitarischen Gott aussagen, das ist ein Stammeln, das ist ein armseliges Reden angesichts der Wirklichkeit des dreifaltigen Gottes. Eigentlich müssten wir nur niederknien und mit den Cherubim und Seraphim bekennen und singen: Heilig, heilig, heilig ist der Herr.

Und das versucht ja die Kirche auch. Sie verehrt dieses Zentralgeheimnis des Glaubens mit ehrfürchtiger Andacht. Kein Gebet wird in der Kirche so oft gesprochen wie das „Ehre sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist“. Wir Priester beten dieses Gebet etwa fünfzigmal am Tag; fünfzigmal am Tage „Ehre dem Vater durch den Sohn im Heiligen Geist“, wie man das auch sagen kann, und „Ehre dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist“, wie es die Formel ist, die wir in unseren Gebetbüchern vorfinden. Jeder Priester spendet die Segnungen im Namen des dreifaltigen

Gottes. Alle Sakramente werden im Namen des dreifaltigen Gottes vollzogen. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes wurden wir in die Kirche aufgenommen und von der Erbsünde befreit. Im Namen des dreifaltigen Gottes empfangen wir die Stärkung im Sakrament der Firmung. Im Namen des dreifaltigen Gottes sind Sie, meine lieben Freunde, am Ehealtar verbunden worden. Im Namen des dreifaltigen Gottes wird uns der Abendseggen vermittelt im Sakrament der Heiligen Ölung, der Krankensalbung. Und immer, wenn wir das Kreuzzeichen machen, tun wir das im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Wir sollten es nicht gedankenlos und oberflächlich tun, sondern wir sollten es mit wahrer dankbarer Gesinnung und mit dem Lobpreis im Herzen tun, der vom Anfang unseres Lebens bis zum Ende aufklingen soll. Im Namen des dreifaltigen Gottes haben wir das Leben begonnen. Im Namen des dreifaltigen Gottes wollen wir es beschließen: Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Das Märchen von der gemeinsamen Bibel

13.06.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Aber die Bibel haben wir gemeinsam!“ So höre ich die Ökumeniker sagen. Katholiken und Protestanten, so behaupten sie, haben dieselbe Bibel. Ist das zutreffend oder ist das ein hohles Schlagwort? Haben Katholiken und Protestanten wirklich dieselbe Bibel? Wir werden sehen, meine lieben Freunde, dass sich Katholiken und Protestanten in bezug auf den Umfang, auf die Übersetzung und auf die Erklärung der Bibel voneinander unterscheiden.

Der Umfang der Bibel ist festgelegt im sogenannten Kanon. Das kirchliche, das oberste kirchliche Lehramt hat bestimmt, welche Bücher zum Alten und zum Neuen Testament gehören. Der Kanon des Alten Testaments umfasst 45 Bücher, der Kanon des Neuen Testaments 27 Bücher. Mit höchster lehramtlicher Vollmacht, ja mit Unfehlbarkeit ist festgestellt, dass diese Bücher Gott zum Urheber haben, von Gott inspiriert sind und uns den Glauben der Offenbarung vermitteln sollen. Der Protestantismus hat einen anderen Kanon. Luther streicht aus dem alttestamentlichen Kanon sieben Bücher, also statt 45 bleiben 38. Sieben Bücher werden von ihm aus dem Kanon verwiesen: das Buch der Weisheit, das Buch Jesus Sirach, das Buch Baruch, das Buch Judith, das Buch Tobias und das erste und zweite Makkabäerbuch. Sind denn diese Bücher überflüssig für die Begründung des Glaubens? Benötigen wir sie nicht, um das uns zu lehren, was Gott uns vermittelt haben wollte?

Diese Bücher sind keineswegs unbeachtlich, meine lieben Freunde. Im Buch der Weisheit sind grundwesentliche Wahrheiten unseres Glaubens enthalten. Zum Beispiel wird darin gelehrt, dass Gott aus der Natur erkannt werden kann. Man kann aus der Wirkung auf die Ursache zurückschließen. Das lehrt das Buch der Weisheit. Im selben Buch der Weisheit ist vom ewigen Leben der Seelen die Rede, also keine Ganztodhypothese, wie sie im Protestantismus vertreten wird, sondern vom ewigen Leben der Seele wird uns dort Belehrung zuteil. In den Makkabäerbüchern werden wir belehrt, dass es einen Zwischenzustand zwischen Hölle und Himmel gibt, nämlich das Fegfeuer. Die Kirche hat immer die Makkabäerbücher in dem Sinne verstanden, dass hier Hinweise auf das Fegfeuer, auf den Reinigungszustand enthalten sind. Kein Wunder, dass der Protestantismus den Reinigungszustand verwirft. Er verwirft ihn, weil er die Bücher verwirft, in denen der Reinigungszustand ausgesagt ist. Es ist also unzutreffend zuzusagen, Katholiken und Protestanten haben dieselbe Bibel. Nein, sie haben nicht dieselbe Bibel.

Das gilt auch für das Neue Testament. Auch im Neuen Testament scheidet Luther mehrere Bücher und sagt, sie gehörte nicht zu den rechten gewissen Hauptbüchern des Neuen Testaments, und zwar handelt es sich dabei um den Hebräerbrief, um den Jakobusbrief, um den Judasbrief und um die Johannes-Apokalypse. Warum setzt er diese Bücher an das Ende des Kanons oder weist sie ganz aus dem Kanon? Weil sie nicht in seine Theologie passen. Er findet dort das nicht wieder, was er als seinen Glauben ansieht. Ein Beispiel dafür ist der Brief des Apostels Jakobus. In diesem Briefe heißt es: „Was hilft es, meine Brüder, wenn einer sagt, dass er Glauben habe, wenn er keine Werke hat? Kann etwa der Glaube ihn selig machen?“ Hier sehen wir, warum Luther diesen Brief verwirft. Er selbst predigt ja die Gerechtigkeit allein aus Glauben, und hier wird gesagt, dass der Glaube nicht genügt, um selig zu werden. „Was hilft es, meine Brüder, wenn einer sagt, dass er Glauben habe, wenn er keine Werke hat? Kann etwa der Glaube ihn selig machen?“ Das ist der Grund, warum der Jakobusbrief von Luther als eine stroherne Epistel bezeichnet wird. Strohern, das heißt ohne gediegenen Inhalt. Dabei ist der Jakobusbrief für uns von größter Wichtigkeit. In ihm ist das Sakrament der Krankensalbung, der Letzten Ölung, bezeugt. „Ist jemand krank unter euch, so rufe er die Priester der Kirche, dass sie über ihn beten und ihn mit Öl salben, und das Gebet des Glaubens wird ihn aufrichten.“ Kein

Wunder, dass der Protestantismus das Sakrament überhaupt nicht kennt. Es ist falsch, zu sagen, Katholiken und Protestanten haben dieselbe Bibel. Sie haben nicht dieselbe Bibel.

Ähnliches gilt für die Übersetzung. Die Bibel ist in hebräischer und in griechischer Sprache geschrieben. Wer diese Sprachen nicht kennt, muß sich an Übersetzungen halten, und Übersetzungen sind selbstverständlich von Anfang an vorgenommen worden, auch Übersetzungen in die germanischen Sprachen, in die deutsche Sprache. Wir kennen eine Übersetzung aus dem Jahre 370 von dem gotischen Bischof Ulfilas. Er veranstaltete eine Übersetzung der Bibel ins Gotische. Wir wissen, dass die alte deutsche Sprache ebenfalls Bibelübersetzungen kannte. Aus dem Jahre 748 haben wir ein Fragment, ein Bruchstück erhalten einer Bibelübersetzung in das damalige alte Deutsche. Erst recht sind Bibelübersetzungen veranstaltet worden, als der Druck aufkam. Von 1466 bis 1521 wurde 14 hochdeutsche und 4 niederdeutsche Übersetzungen der Bibel veranstaltet. 14 hochdeutsche und 4 niederdeutsche Druckausgaben der Bibel vor Luther, denn er gilt ja als derjenige, der die Bibel für die Deutschen entdeckt hat, was ein Märchen ist. Die Bibel war längst in Deutschland bekannt, übersetzt und im Gebrauch, als Luther daran ging, die Bibel zu übersetzen.

Er hat sie übersetzt, aber seine Übersetzung hat viele Mängel. Zunächst einmal war seine Grundlage, nämlich die Handschriften der Bibel, unzureichend. Er stützte sich für die hebräische Bibel auf eine Ausgabe in Brescia von 1494 und für das Neue Testament auf die zweite Ausgabe von Erasmus von Rotterdam. Das war natürlich eine viel zu schmale Grundlage, um eine gediegene Bibelübersetzung zustande zu bringen. Aber nicht nur das. Er übersetzte seine Bibel so, dass er seine Theologie in sie eintrug. Jede Übersetzung verrät ja etwas vom Verständnis, das einer vom Text gewinnt, und er verstand sie eben so, wie er sich die Theologie zurechtgemacht hatte, im Gegensatz zur katholischen Kirche.

Ein Beispiel für diese Weise, wie Luther arbeitete, ist der Römerbrief. Im Römerbrief heißt es in 3,28: „Wir halten dafür, dass der Mensch durch den Glauben gerechtfertigt werde, ohne die Werke des Gesetzes.“ „Wir halten dafür, dass der Mensch durch den Glauben gerechtfertigt werde, ohne die Werke des Gesetzes.“ Was macht Luther? Er fügt ein Wort ein: „Wir halten dafür, dass der Mensch durch den Glauben, allein durch den Glauben, gerechtfertigt werde.“ Das Wort allein steht nicht im Urtext; das Wort hat er eingefügt. Warum? Um gegen die katholische Kirche eine Handhabe zu haben, die eben außer dem Glauben noch andere Dispositionsakte für die Rechtfertigung verlangt. Nach katholischer Lehre genügt der Glaube allein nicht, um gerechtfertigt, also geheiligt zu werden, sondern es braucht auch die heilsame Furcht vor der Gerechtigkeit Gottes. Es braucht auch die Hoffnung auf die Barmherzigkeit Gottes. Es braucht auch den Anfang der Liebe. Es braucht vor allem Reue, also Abscheu vor der Sünde, und Vorsatz. Niemand wird gerechtfertigt ohne Reue. Das alles weist Luther ab mit seinem Wörtchen „allein“. „Wir halten dafür, dass der Mensch allein durch Glauben gerechtfertigt werde.“

Solche Übersetzungen können wir nicht akzeptieren, solche Übersetzungen, die vorgeformt sind durch die Anschauung, die ein Einzelner vom Glauben der Kirche gewonnen hat. Diese Übersetzungen sind eine Gefahr, und wer sie übernimmt, der gerät mit der Übersetzung in das Risiko, den darin verborgenen nichtkatholischen Glauben zu übernehmen. Katholiken und Protestanten unterscheiden sich auch in der Übersetzung.

Sie unterscheiden sich drittens erst recht in der Erklärung der Heiligen Schrift. Der Protestantismus behauptet, die Schrift erkläre sich selbst. Das ist natürlichbarer Unsinn. Kein Buch erklärt sich selbst. Jedes Buch muß erklärt werden. Wenn wir in der Schule Cäsars „Gallischen Krieg“ gelesen haben, dann wissen wir, dass der Lateinlehrer uns erklären musste, was da an unverständlichen Begriffen, Ausdrücken und Worten in dem Buche enthalten war. Jedes Buch bedarf der Erklärung. Die Erklärung muß sich natürlich an den Gegebenheiten ausrichten. Sie darf nichts in den Text eintragen, was nicht darin steht; sie muß redlich sein. Die Heilige Schrift ist auch nicht überall durchsichtig und klar. Sie ist an vielen Stellen schwer verständlich und kann nur mit Hilfe von soliden Erklärungen, manchmal nur durch lehramtliche Feststellungen, erklärt werden. In der Heiligen Schrift selbst wird ausgesagt, dass sie schwer zu verstehen ist, nämlich im zweiten Petrusbrief. Da schreibt der Apostel: „So hat unser lieber Bruder Paulus euch geschrieben mit der ihm eigenen Weisheit wie in allen seinen Briefen, wo er von diesen Dingen redet. Manches in ihnen ist schwer zu verstehen, was dann die Ungebildeten und Ungefestigten, wie sie es auch mit den übrigen Schriften tun, zu ihrem eigenen Verderben

verdrehen.“ Ich wiederhole noch einmal diesen grundsätzlichen Satz: „Manches in ihnen ist schwer zu verstehen, was dann die Ungebildeten und Ungefestigten, wie sie es auch mit den übrigen Schriften tun, zu ihrem eigenen Verderben verdrehen.“ Nein, die Erklärung der Schrift ist eine hohe Kunst, und deswegen gibt es berufsmäßige Erklärer der Heiligen Schrift. Freilich, alle Menschen können irren; nur einer irrt nicht, nämlich Gott. Nur wenn Gott die Wahrheit einer Stelle verbürgt, sind wir sicher, dass sie auch so vom Heiligen Geist gemeint ist.

Ich will Ihnen ein Beispiel geben, wie Protestanten die Heilige Schrift verstehen. Sie alle kennen die Stelle Mt 16,18: „Ich sage dir, du bist Petrus“ – also der Fels – „und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“ Die Protestanten bieten dazu drei Erklärungen an. Die erste: Die Stelle ist unecht; sie ist später eingetragen worden. Das Wort ist nicht von Jesus gesprochen, sondern von den Aposteln oder von einem Redaktor erfunden worden. Alle Handschriften, die wir besitzen vom Matthäusevangelium, enthalten diese Stelle. Sie ist nicht später eingetragen worden, sie ist von Anfang an im Matthäusevangelium enthalten. Eine andere Erklärung sagt: Das geht auf den Glauben des Petrus. Auf den Glauben des Petrus will Gott seine Kirche bauen. Aber das steht doch gar nicht da. Es heißt doch nicht: Auf deinen Glauben will ich die Kirche bauen, sondern auf dich, auf die Person will ich die Kirche bauen. Eine dritte Erklärung sagt: Das geht schon auf den Petrus. Petrus ist tatsächlich gemeint in diesem Text, aber er sollte keine Nachfolger haben. Es geht nur auf den Petrus, nicht auf etwaige Nachfolger. Ja aber, meine lieben Freunde, wenn Petrus das Fundament ist, wie soll denn da ein Gebäude bestehen ohne Fundament? Muß er nicht einen Nachfolger haben, wenn er das Fundament ist? Sie sehen an dieser Stelle, an diesem Beispiel, wie die Erklärungen der Heiligen Schrift auseinander gehen. Wir glauben an das, was in goldenen Lettern an der Kuppel des Petersdomes in Rom geschrieben steht, nämlich dass damit der Primat des Apostels Petrus, der Primat des römischen Bischofs begründet wurde.

Wenn Sie einmal nach Ottobeuren kommen, dann können Sie sich ein Bild zeigen lassen, das früher im Kreuzgang hing, das man aber jetzt offenbar weggenommen hat; aber es muß noch im Kloster sein. Auf diesem Bilde ist Folgendes zu sehen. Jesus sitzt mit den Glaubensneuerern zu Tische. Jeder von ihnen hat in seiner Hand ein Spruchband, auf dem seine Lehre der Eucharistie enthalten ist. Zwingli hat ein Spruchband, auf dem steht geschrieben: „Das bedeutet meinen Leib.“ Calvin hat ein Spruchband, auf dem steht die Inschrift: „Das ist Kraft von meinem Leibe.“ Luther hat ein Spruchband, auf dem geschrieben steht: „Das enthält meinen Leib.“ Und Jesus hat ein Spruchband, auf das er mit Wehmut blickt, und auf diesem Spruchband steht geschrieben: „Das ist mein Leib.“ An diesem schönen Bild können Sie die Unterschiedlichkeit der Auslegung der Heiligen Schrift an einer entscheidenden erkennen.

Wenn im Protestantismus jemand das Wort von Petrus im Matthäusevangelium so versteht wie die Katholiken, dann verliert er sein Amt. Der evangelische Pfarrer Richard Baumann hat erklärt, dass die Stelle Mt 16,18 besagt: Es gibt ein Fundament der Kirche, das ist der Petrus bzw. das Papsttum, und auf dieses Fundament hat der Herr seine Kirche gebaut. Gegen den Pfarrer Richard Baumann wurde ein Lehrzuchtverfahren angestellt, und er musste aus seinem Amte scheiden.

Meine lieben Freunde, in diesen kurzen Ausführungen haben wir erkannt: Es ist unrichtig, zu sagen, Katholiken und Protestanten haben dieselbe Bibel. Die Bibel der Katholiken unterscheidet sich von der der Protestanten im Umfang, im Text und in der Erklärung. Die Bibel ist das Werk des Heiligen Geistes, und sie ist das Eigentum der Kirche. Der Heilige Geist lässt dieses Werk nicht im Stich. Er hat sein Lehramt eingesetzt, das die Bibel untrüglich, mit unfehlbarer Sicherheit auslegt. Der Heilige Geist behält die Herrschaft über die Bibel in der Erklärung des Lehramtes und durch die Erklärung des Lehramtes. Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Lüge von der „gemeinsamen“ Taufe

20.06.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Aber die Bibel haben wir gemeinsam!“ So sagen uns die Ökumeniker. Wir haben am vergangenen Sonntag gesehen, dass diese Behauptung nicht zutrifft. „Aber die Taufe haben wir gemeinsam!“ So sagen sie ebenso. Wir wollen heute sehen, ob diese Behauptung wahr ist.

Die Taufe ist das grundlegende Sakrament unseres Glaubens. Der Getaufte ist ein Kind Gottes, ein Glied am Leibe Christi, ein Erbe des Himmels. Die Taufe nimmt die ganze Sündenschuld vom Menschen, die Erbsünde und die persönlichen Sünden, wenn er solche hat, und die Sündenstrafen; er ist rein und neu geboren.

Die Glaubensneuerer des 16. Jahrhunderts haben die Taufe beibehalten, aber sie haben ihren Sinn geändert. Luther selbst hat an der Taufe festgehalten, auch wohl als ein Gnadenmittel, aber für ihn besteht die Wirkung der Taufe nur darin, dass die Sünden zugedeckt werden. Sie werden nicht angerechnet; also nicht eigentlich eine Neugeburt, sondern nur eine Verhüllung der Sünden. Die falsche Rechtfertigungslehre Luthers macht sich auch im Taufgeschehen bemerkbar. Erst recht entfernen sich Zwingli und Calvin von der katholischen Lehre. Diese beiden sogenannten Reformatoren der Schweiz lassen die Taufe nur als Zeichen der Zugehörigkeit zur Gemeinde gelten. Sie hat also nicht eigentlich generative, schöpferische Kraft, nein, sie ist ein äußeres Zeichen der Zugehörigkeit zur christlichen Gemeinde. Ein Gnadenmittel im eigentlichen Sinne, das durch seinen Vollzug bewirkt, was es anzeigt, ist sie weder für Calvin noch für Zwingli.

Erst recht gingen die weiteren Glaubensneuerer mit der Taufe in einer Weise um, die wir von unserem Glauben her nicht billigen können. Karlstadt und Schwenckfeld verwarfen die Taufe ganz; sie sei überflüssig. Sie sei nur notwendig gewesen in der Zeit der Missionen, heute sei sie entbehrlich. Und es gibt große protestantische Theologen, welche der Taufe ihre generative Kraft absprechen. Ich erwähne an erster Stelle den fast im Rang eines Kirchenlehrers stehenden Friedrich Schleiermacher. Ich habe noch einmal in seiner Glaubenslehre nachgeschlagen, und da steht tatsächlich der Satz, dass die Taufe an und für sich nichts bewirke, sondern nur ein äußeres Zeichen sei von dem Eintritt in die christliche Kirche. Das schreibt der in höchstem Ansehen im Protestantismus befindliche Schleiermacher, dass die Taufe an und für sich nichts bewirke, sondern nur ein äußeres Zeichen sei von dem Eintritt in die christliche Kirche. Bekannt ist, dass auch der hochangesehene protestantische Theologe Karl Barth in der Taufe nur ein kognitives Zeichen sah, also eine Einrichtung, an der man erkennen kann, dass jemand zu den Christen gehört. Aber er spricht ihr jede generative Kraft ab, und er hat deswegen auch die Kindertaufe verworfen.

Erst recht sind auf diesem Wege die protestantischen Freikirchen weitergeschritten. Die Quäker bezeichnen die Taufe als unnütz. Die Heilsarmee gibt die Taufe preis zugunsten einer Darbringung. Die Methodisten legen entscheidenden Wert auf die Bekehrung und nicht auf die Taufe. Die Pfingstbewegung träumt davon, dass in ekstatischen Ereignissen sich die Geisttaufe ereigne. Angesichts dieses Befundes wird man zugeben müssen, dass eine Deckungsgleichheit zwischen katholischer Tauflehre und protestantischen Ansichten über die Taufe nicht besteht.

Aber es gibt auch weitere, gravierende Unterschiede. Bis heute gibt es weite Teile des Protestantismus, welche die Kindertaufe ablehnen. Sie argumentieren so: Die Wirkung der Sakramente wird nur angeeignet im Glauben. Wer keinen Glauben hat, kann kein Sakrament empfangen. Die Kinder sind des Glaubens unfähig, also können sie auch nicht die Wirkung der Taufe empfangen. Das bedeutet,



dass viele Protestanten ihre Kinder nicht taufen lassen. Es gibt sogar evangelische Pfarrer, die ihre Kinder nicht taufen - im Bann der Tauflehre von Karl Barth.

Die Taufe ist der Eingang in die christliche, in die katholische Kirche. Einen anderen Eingang gibt es nicht. Nur wer getauft wird, ist Glied der Kirche. Anders die protestantische Auffassung. Es gibt dort eine Kirchenmitgliedschaft kraft Abstammung. Man kann auch ohne Taufe Mitglied der Kirche werden. In Schweden ist eine halbe Million nicht getauft und doch Mitglied der protestantischen lutherischen Kirche von Schweden. Sie können alle Ehrenämter, die Laien offen stehen, erlangen, obwohl sie nicht getauft sind. Es gibt also einen weiten Verzicht auf die Taufe als Vermittlung der Kirchengliedschaft. Ja, Luther selbst sagt, und ich habe es noch einmal nachgeschlagen, er schreibt in seinem Büchlein von der Beicht: „Ob du gleich nicht zum Sakrament (der Taufe) gehst, kannst du dennoch durch Wort und Glauben selig werden.“ Noch einmal: „Ob du gleich nicht zum Sakrament (der Taufe) gehst, kannst du dennoch durch Wort und Glauben selig werden.“ Und an einer anderen Stelle: „Wer nicht getauft sein will, der laß anstehen.“ Wer nicht getauft sein will, der laß anstehen, der laß es also gehen. Wir sehen, dass auch hier in der Frage der Kirchengliedschaft ein gewaltiger Unterschied zwischen katholischer Tauflehre und protestantischen Auffassungen besteht.

Das gilt auch für die Heilsnotwendigkeit der Taufe. Die Kirche hält sich an das Wort des Heilandes: „Wer nicht wiedergeboren wird aus Wasser und Heiligem Geist, der kann nicht in das Reich Gottes eingehen.“ Keineswegs ist das die Auffassung im Protestantismus. Die Heilsnotwendigkeit der Taufe wird weitgehend preisgegeben, wie das Wort von Luther, das ich eben vorgelesen habe, aussagt. Es gibt ein Heil auch ohne die Taufe, und zwar wenn man bewusst auf die Taufe verzichtet. Wir sind ja auch überzeugt, dass diejenigen, die nicht zur Taufe gelangen können, gerettet werden können auf Wegen, die Gott weiß. Aber wer die Taufe absichtlich versäumt, der kann nach unserer Überzeugung nicht gerettet werden, weil er das von Christus eingesetzte Heilmittel verschmäht.

Die Taufe macht nach Luther auch das Bußsakrament überflüssig. Es gibt kein Bußsakrament. Das, was wir Bußsakrament nennen, vollzieht sich nach protestantischer Ansicht in der Rückbesinnung auf die Taufe. Wer sich an die Taufe erinnert und sich in das Taufgeschehen hineinversetzt, der wird von den Sünden befreit. Aber eine Lossprechung, eine sakramentale Lossprechung, eine Lossprechung durch den Priester gibt es nicht. Aber wie erklären die Protestanten dann das Wort des Heilandes: „Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen. Welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten“? Das erklären sie von der Taufe. Sie sagen, das Wort beziehe sich auf die Taufe. Jeder katholische Christ wird fragen: Kann diese Erklärung vor dem wahren Sinn des Wortes bestehen? Das ist also der große Unterschied, der in der Lehre über die Taufe zwischen katholischer Kirche und protestantischen Auffassungen besteht.

Ein weiterer, erheblicher Unterschied besteht auch in der Praxis. Die Praxis der Taufe ist hüben und drüben verschieden. Was zunächst den Taufspender angeht, hat die katholische Kirche immer durch das oberste Lehramt die Aussage gemacht, dass auch die von nichtkatholischen Spendern gespendete Taufe gültig sein kann. Als Taufspender kann jeder Mensch fungieren, sogar der Ungetaufte. Tatsächlich, das ist katholische Lehre, und diese Lehre ist schon im 3. Jahrhundert festgestellt worden im Ketzertaufstreit. Da traten Männer auf, wie Tertullian, die sagten: Nein, die von den Ketzern, die von den abgefallenen Katholiken gespendete Taufe ist ungültig. Und manche Bischöfe haben sich dieser Meinung angeschlossen. Aber die Päpste haben unbeirrt und unbeirrbar daran festgehalten: Auch die von Ketzern gespendete Taufe ist gültig, wenn sie die richtige Form verwenden und wenn sie die rechte Absicht haben. Das wurde auf dem Konzil von Nizäa 325 von den dort versammelten 318 Bischöfen bestätigt. Die Taufe, die von Ketzern gespendet wird, ist gültig, sofern sie in der rechten Weise taufen und in der rechten Absicht handeln. An sich also können auch protestantische Taufspender die Taufe gültig spenden.

Aber zur gültigen Taufhandlung sind mehrere Elemente notwendig. Die Taufe ist ja eine Abwaschung, und zwar eine Abwaschung zunächst einmal äußerlich mit Wasser, innerlich dann durch den Heiligen Geist, der die Seele reinigt von der Erbsünde. Die Abwaschung muß aber so geschehen, dass sie tatsächlich ein Fließen des Wassers beinhaltet. Wenn jemand nur den Daumen in Wasser tunkt und die Stirn des Kindes berührt, dann ist das ungültig. Aber so taufen manche protestantische Pfarrer. Mit den Fingerspitzen berühren sie das Wasser, und dann übertragen sie es auf die Stirn des Täuflings. Diese Taufen sind ungültig, weil das Zeichen nicht gewahrt ist, nämlich das Zeichen der Abwaschung.

Außerdem muß jeder einzelne getauft werden. Es ist unmöglich, dahinzugehen und mehrere Täuflinge mit Wasser zu besprengen und dabei die Taufformel zu sprechen. Nein, jeder einzelne muß mit Wasser übergossen und dabei muß die Taufformel gesprochen werden. Die Taufformel ist unentbehr

lich. „Taufet sie“, hat der Herr gesagt, „im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Die Taufformel wird von manchen im protestantischen Bereich als nicht wesentlich angesehen. Es gibt protestantische Gemeinschaften, die taufen unter dem Druck des Feminismus nicht im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, sondern „im Namen des Schöpfers, des Erlösers und des Heiligers“. Solche Taufen sind ungültig. Man kann nicht den Vater und den Sohn und den Heiligen Geist durch zwar sinngleiche, aber eben andere Worte ersetzen. Die trinitarische Formel ist unentbehrlich. Auch muß das Übergießen mit Wasser und das Aussprechen der Formel zusammenkommen. Wer erst Wasser übergießt und danach die Formel spricht, der tauft ungültig. Während des Übergießens muß die Formel gesprochen werden; nur so kommen die äußere Handlung und das Sprechen der Worte zusammen.

Schließlich muß der Taufende die rechte Meinung haben. Gewiß, im Ketzertaufstreit ist sichergestellt worden, dass der rechte Glaube nicht zur gültigen Taufe erforderlich ist und dass auch ein Ungetaufter unter Umständen die Taufe spenden kann, das ist sicher, das ist katholische Lehre, daran ist nicht zu rütteln. Aber es ist die Frage, ob ein solcher, der nicht den rechten Glauben hat, die rechte Meinung, die rechte Absicht haben kann. Wir wissen doch, dass im Protestantismus die Dreifaltigkeit, die Gottheit Christi und die Erbsünde weithin bestritten werden. Werden liberale Pastoren, die nicht an die Dreifaltigkeit glauben, die nicht an die Gottheit Christi glauben, die nicht an die Erbsünde glauben, werden sie die rechte Meinung haben, nämlich das zu tun, was die Kirche Christi tut, wenn sie tauft? Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten. Allerdings haben es sich die deutschen Bischöfe leicht gemacht, sie haben nämlich Abkommen geschlossen mit protestantischen Gemeinschaften, wonach gegenseitig die Taufe anerkannt wird. Diese Vereinbarungen sind Papier. Ob dieses Papier in die Wirklichkeit übergeführt wird, ist eine andere Frage. Auch wenn man die Texte vergleicht, hier die Agenda zur Taufe und da das Rituale zur Taufe, und feststellt, im Wesentlichen besteht da Übereinstimmung, auch wenn man diese Texte vergleicht, ist doch sehr zu fragen, ob sich die einzelnen Taufspender daran halten. Mit diesen Vereinbarungen ist nach meiner Überzeugung nichts gewonnen. Es muß bei jedem einzelnen evangelischen Christen, der zur katholischen Kirche übertritt, festgestellt werden, wer getauft hat und wie getauft worden ist. Erst dann kann man Sicherheit gewinnen, ob die Taufe gültig vollzogen worden ist. Wenn sich herausstellt, dass ein Zweifel bleibt, wenn man bemerkt, dass keine Sicherheit zu gewinnen ist über die Gültigkeit der Taufe, dann muß eine bedingte Wiedertaufe erfolgen. Das ist keine zweite Taufe, sondern das ist die erste Taufe, wenn der Taufvorgang bei dem nichtkatholischen Religionsdiener ungültig war. Eine zweite Taufe gibt es nicht, die Taufe ist einmalig, sie gilt für immer. Aber wenn keine Gewissheit gewonnen werden kann, dass die erste Taufe gültig ist, muß eine bedingte Wiedertaufe folgen. Der Priester spricht dann: „Wenn du noch nicht getauft bist, dann taufe ich dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

Wir sehen, meine lieben Freunde, dass es mit der Behauptung „Die Taufe haben wir gemeinsam“ nicht weit her ist. Es gibt gravierende Unterschiede in der Lehre, und es gibt bestürzende Unterschiede in der Praxis. Wir freuen uns über alles, was wir gemeinsam haben mit den evangelischen Christen, aber wir müssen sicherstellen, dass bei allem, was sie tun, der Wille Christi gewahrt wird. „O welche Seligkeit, getauft zu sein.“ Wahrhaftig, das ist eine Seligkeit, wenn immer man gültig getauft ist.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Evangelien – das Wort Gottes (1)

(Angriffe gegen die Wahrheit der Evangelien)

27.06.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In diesen Tagen hielt ein indischer Theologe einen Vortrag in Eisenach. In diesem Vortrag fiel das Wort: „Wenn du willst, dass deine Gemeinde stirbt, lerne europäische Theologie!“ Ich wiederhole noch einmal diesen folgenschweren Satz: „Wenn du willst, dass deine Gemeinde stirbt, lerne europäische Theologie!“ Dieser indische Theologe war offenbar davon überzeugt, dass die europäische Theologie Gift ist und dass, wer dieses Gift genießt, daran zugrunde geht. „Wenn du willst, dass deine Gemeinde stirbt, lerne europäische Theologie!“

Selbstverständlich hat er nicht alle europäischen Theologen einbezogen, aber doch den Mainstream, diejenigen, die heute maßgebend sind, die gehört werden, die in der Öffentlichkeit beachtet werden und die von den Bischöfen gefördert werden. Wir haben es ja eben wieder erlebt, wie der Vorsitzende der Bischofskonferenz den ehemaligen katholischen Theologen Hans Küng als einen „Bruder in Christus“ begrüßte und ihm sagte, er solle ein Segen bleiben, er solle ein Segen bleiben – der er doch nie war. „Wenn du willst, dass deine Gemeinde stirbt, lerne europäische Theologie!“ Jawohl, so ist es! Ein Großteil, der maßgebende Teil der europäischen Theologie ist vergiftet. Er baut den Glauben nicht auf, sondern er zerstört ihn. Das gilt in erster Linie für die Glaubensurkunde des Christentums, für das Neue Testament. Die Zerstörung der Glaubwürdigkeit des Neuen Testaments hat begonnen durch protestantische Theologen. Es fing an mit David Friedrich Strauß in Tübingen, setzte sich fort über Bruno Bauer, schritt weiter zu Adolf Harnack und fand seinen vorläufigen Höhepunkt bei Rudolf Bultmann in Marburg. Zu unserem Bedauern sind diese Erscheinungen aber nicht auf den protestantischen Bereich beschränkt geblieben, sondern immer mehr katholische Theologen haben sich diesen Zerstörern des Glaubens angeschlossen und ihre Thesen übernommen.

Die Grundthese der Glaubenszerstörer lautet: Das Neue Testament ist ein Glaubenszeugnis und keine Geschichtsquelle. Im Neuen Testament übermächtigt das Dogma den Glauben. Das heißt: Die Verfasser der neutestamentlichen Schriften haben ihre theologischen Gedanken in Geschichte umgesetzt. Sie haben aus dogmatischem Interesse Worte und Taten Jesu erfunden. Nach diesen Zerstörern haben die wuchernde Phantasie und die berechnende Absicht die Worte und die Taten Jesu hervorgebracht, die wir in den Evangelien lesen. Wer das Motiv einer Erzählung kennt, so sagen sie, der kann ihre Entstehung erklären, denn dieses Motiv hat die Erklärung aus schriftstellerischem Interesse erzeugt. Mit anderen Worten ausgedrückt: Die Verfasser der neutestamentlichen Evangelien sind Phantasten; sie sind Fälscher; die Schriften des Neuen Testaments sind Fälschungen. Es ist ganz selbstverständlich, meine lieben Freunde, dass, wenn diese Positionen sich behaupten, das Ende des Christentums gekommen ist, nicht nur das Ende der europäischen Theologie, sondern das Ende des Christentums.

Was haben wir diesen Aufstellungen entgegenzusetzen? Zunächst einmal die Absicht der Evangelisten. Sie wollen Geschichte berichten, nicht Mythen. Sie sind nicht Fabeln nachgelaufen, sondern sie haben bezeugt, was sie gehört und gesehen haben. Es ist falsch, wenn man sagt, sie hätten ihren Glauben dargestellt. Nein. Sie haben aufgrund ihres Glaubens Geschichte geschrieben, und ihr Glaube ist aus der Geschichte begründet. Was sie glauben, haben sie erfahren und nicht erdichtet. Es sind gläubige Männer, die aufgrund der Ereignisse, die sie berichten, zum Glauben gekommen sind. Jawohl, so ist es; aufgrund von geschichtlichen Begebnissen haben sie Glauben gefasst. Den Evangelien wird von

den Ungläubigen der Geschichtswert abgesprochen. Nicht nur das Johannesevangelium, das als der erste „Leben-Jesu-Roman“ bezeichnet wird, der erste Leben-Jesu-Roman! Nein, auch die synoptischen Evangelien, also Matthäus, Markus und Lukas, werden als Erzeugnisse von Schriftstellern bezeichnet und nicht als Niederschlag von Geschichte. Wenn Sie das hören und bei sich überdenken, dann brauchen Sie sich nicht mehr zu wundern, meine lieben Freunde, warum es keine Priester mehr gibt, warum es keine gläubigen Jugendlichen mehr gibt, warum sich die Kirchen leeren. „Wenn du willst, dass deine Gemeinde stirbt, lerne europäische Theologie!“

Alle Evangelien sind Geschichtsquellen. Selbstverständlich unterscheiden sie sich, wie sich die Eigenart der Schriftsteller eben in der schriftstellerischen Tätigkeit niederlegt. Der eine ist tiefer in das Geheimnis des Christusereignisses eingedrungen, der andere nicht so tief. Am weitesten ist zweifellos der Liebesjünger, Johannes, in das Geheimnis Christi eingedrungen, und so stellt sein Evangelium die reifste Frucht der Evangelischreibung dar. Aber es besteht kein grundsätzlicher Unterschied zwischen dem ersten Evangelium, nämlich wahrscheinlich Markus, und dem jüngsten, nämlich Johannes. Ich habe in meiner Studentenzeit den Kommentar des evangelischen Theologen Lohmeyer zum Markusevangelium gelesen. Lohmeyer war ein gläubiger evangelischer Christ, und er hat in seinem Kommentar zum Markusevangelium immer aufgezeigt, wie eng dieses Evangelium sich mit dem Johannesevangelium berührt. So ist es. Zwischen den Evangelien besteht lediglich ein gradueller Unterschied in dem Eindringen in die Wirklichkeit des Herrn Jesus Christus, aber die Wurzel aller Evangelien ist die Geschichte.

Die Ungläubigen sagen weiter, die Messianität Jesu sei erfunden, ein Erzeugnis der Gemeinde. Die Gemeinde habe nach dem Tode Jesu über ihn nachgedacht, und dann habe sie gemeint, er sei der Messias gewesen, was er in Wirklichkeit nicht war. Meine lieben Freunde, auch hier ist die Axt an die Wurzel gelegt. Wenn Jesus nicht der Messias war, wie können wir ihn dann als den Christus bezeichnen, denn Christus ist ja das griechische Wort für Messias? Das ganze Neue Testament bezeugt, dass Jesus der Messias, der von Gott gesandte Christus, war. Das ganze Neue Testament versteht Jesus als Messias, und das ist nicht anders zu erklären, als dass es auf seinem Selbstzeugnis beruht. Schon als der Täufer nach ihm fragt, bekennt Jesus, dass er „der Kommende“ ist, der Kommende, der vorausgesagt ist, nämlich der Heilbringer. Er weist darauf hin, dass seine Taten für ihn zeugen: „Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf, Armen wird Heilsbotschaft verkündet.“ Das sind die Taten des Messias, wie sie beim Propheten Isaias vorausverkündet wurden. Also, wer diese Taten verrichtet, das ist der Messias. Sein Einzug in Jerusalem ist eine messianische Kundgebung: „Hosanna dem Sohne Davids!“ So singen die Scharen, und der Sohn Davids ist natürlich der Messias. Ganz eindeutig ist das Messiasbekenntnis Jesu im Angesichte des Todes. Der Hohepriester fragte ihn: „Bist du der Messias, der Sohn des Hochgelobten?“ „Ja, ich bin es“, sagt der Herr. Und dieses Zeugnis Jesu wird bestätigt durch die Befragung des Pilatus, denn als Pilatus ihn fragt: „Bist du der König der Juden?“, dann setzt das die Anklage der Juden voraus, dass er sich als der König der Juden, d. h. als den Messias, ausgegeben hat. Das bezeugt ja auch der Titel, den Pilatus an das Kreuz schlagen ließ: „Jesus von Nazareth, König der Juden.“

Erst recht bestreiten die Ungläubigen die Göttlichkeit Jesu. Sie sagen, Jesus war ursprünglich ein Mensch wie jeder andere. Aber mit zeitlichem Abstand hat man ihm immer mehr göttliche Züge zugesprochen, bis er am Ende völlig vergottet war. Es müsste also dann das älteste Zeugnis des Neuen Testaments am wenigsten von der Gottessohnschaft Jesu enthalten und das jüngste am meisten. Das älteste Zeugnis ist aber bei Paulus zu finden. Seine Briefe sind die ältesten Schriften des Neuen Testaments, und in der Paulusbriefen ist die Gottheit Christi so deutlich ausgesagt wie nirgends sonst. Die Hypothese trifft also nicht zu, dass mit fortschreitendem Abstand vom Leben Jesu die Vergottung fortgeschritten ist. Nein, sie war von Anfang an da, weil Jesus sich als den wahren Sohn Gottes verstanden hat.

Jesus hat sich selbst als den Sohn Gottes bezeugt. Er hatte ein einzigartiges Sohnesbewußtsein. Er fasst sich niemals mit seinen Jüngern in einem „wir“ gegenüber Gott zusammen, sondern er spricht von seinem Gott und „eurem“ Gott, denn er steht eben in einem anderen Verhältnis, in einer anderen Beziehung zu Gott als die Jünger. Jesus wurde als Rabbi bezeichnet, d. h. als Lehrer. Aber sein ganzes Reden und Tun sprengt den Begriff des Rabbi. Er fordert die Jünger, die Schüler zur persönlichen Nachfolge auf. Das hat kein Rabbi getan. Sein Reden ist zunftwidrig. „Er spricht“, so sagen die Mas-

sen, „wie einer, der Vollmacht hat“, nicht wie ihre Rabbinen. Er erklärt den Willen Gottes authentisch. „Den Alten ist gesagt worden... Ich aber sage euch...“ Er lehrt wie einer, der Vollmacht hat, und er versteht sich selbst als heilsentscheidend. An seinem Schicksal, an der Stellung zu ihm entscheidet sich das Schicksal der Menschen. „Wer mich vor den Menschen bekennt, den werde ich vor dem Vater im Himmel und vor den Engeln bekennen.“ Jesus war ein Rabbi, aber ein Rabbi ganz anderer Art als seine Zeitgenossen. Er war der göttliche Rabbi, den der Vater in diese Welt gesandt hat.

Jesus wurde auch als Prophet bezeichnet, und er war ein Prophet. Aber er sprengt weit die Kategorie des Prophetischen. Bei den Propheten wird immer eine Berufungsgeschichte erzählt oder ein Jahres-Spruch. Das fehlt bei Jesus. Er tritt auf, weil er von Anfang an als der Gottgesandte sich wusste. Er braucht keine Berufung, denn er ist von Gott gesandt, um seinen Willen den Menschen zu bringen. Deswegen sagt er auch, dass die Propheten der Vergangenheit ihm in keiner Weise gewachsen sind. „Hier ist mehr als Jonas und Salomon“, sagt er. Jonas, der große Prophet von Ninive. „Hier ist mehr als Jonas und Salomon.“ Seine Ansprüche passen nicht in die eschatologischen Kategorien, die die Zeit ihm darbot. Sein Bewußtsein sprengte auch die Erwartungen der Menschen. Er ist der unvergleichliche Heilsbringer, der sich nicht neben Gott setzt, sondern der Gott selber ist.

Die Ungläubigen geben sodann die Worte Jesu als literarische Komposition aus. Lediglich harmlose Worte lassen sie als echt gelten, alles andere ist erfunden, von den Evangelisten Jesus in den Mund gelegt. In Wahrheit schöpfen die Evangelisten aus der Tradition, die auf die mündliche Predigt der Augenzeugen zurückgeht. Die Menschen der Zeit Jesu waren nicht von einer Informationsflut überwältigt wie wir. Sie lasen keine Zeitungen, sie hörten kein Radio, sie saßen nicht vor dem Fernseher, und sie hatten deswegen ein gutes Gedächtnis. Was sie hörten, das bewahrten sie. So haben sie auch die Worte Jesu aufbewahrt und den anderen übermittelt, und sie wussten sich in eine heilige Pflicht genommen, die Worte Jesu so zu übermitteln, wie sie sie gehört hatten. Selbstverständlich konnten die Evangelisten auswählen aus den vielen Worten, Reden, Aussprüchen, die Jesus im Laufe seiner öffentlichen Wirksamkeit gemacht hatte, und sie haben ausgewählt. Deswegen gibt es eben Unterschiede zwischen den Evangelien. Aber authentisch, echt sind alle Worte, die im Evangelium von Jesus berichtet werden.

Insbesondere bezweifelt man, dass Jesus Leidensweissagungen gemacht hat. Man sagt, er konnte seinen Tod nicht voraussehen. O, meine Freunde, das finde ich geradezu lächerlich. Jesus wusste doch, welchen Widerstand er fand. Er hat doch erlebt, wie die Pharisäer ihn zu fangen suchten mit Fangfragen: „Ist es erlaubt, dem Kaiser Steuer zu zahlen?“ Er hat doch sicher Verbindungsmänner gehabt, die ins Synedrium reichten. Johannes war gut bekannt mit Leuten aus dem Synedrium, und er hat deswegen von dem wachsenden Widerstand gegen ihn erfahren. Also schon rein menschlich, rein natürlich, rein vernünftig musste er gewusst haben: Das kann nicht anders ausgehen als mit meinem Tod. Aber nicht nur, dass er damit rechnen musste und dass er damit gerechnet hat. Er wusste sich auch als den Knecht Jahwes, als den Knecht Gottes, der durch sein sühnendes Leiden die Welt erlösen muß. Der Vater hatte ihm geoffenbart, welchen Auftrag er ihm gab und was er von ihm erwartete. Und weil er um die erlösende Kraft seines Todes wusste, deswegen ist er bewusst in den Tod hineingegangen. Auch andere haben ihren Tod vorausgesehen. Wenn Sie einmal die Lebensgeschichte des englischen Lordkanzlers Thomas More lesen, dann finden Sie an mehreren Stellen, wie er lange, lange vor seinem Tode wusste, Heinrich VIII., der König werde ihn zu Tode bringen. Und so ist es ja gekommen.

Man sagt weiter, die Heilungswunder Jesu seien erfunden, seien Täuschungen. Der Mann am Teiche Bethesda, das sei ein eingebildeter Kranker gewesen, und er sei dann demaskiert worden. Und so verfährt man mit den übrigen Wundern Jesu. Ach, meine lieben Freunde, ich frage. Warum sind denn die Massen ihm nachgefolgt? Warum hat er so viele Menschen angezogen? Ja, weil sie geheilt wurden, weil er ihre Krankheiten von ihnen nahm. Der Zustrom zu ihm ist gerade nur zu erklären dadurch, dass er Heilungskräfte besaß. Und viele seiner Heilungen sind mit Worten verknüpft, die unbezweifelt sind. Ich erwähne eines solcher Worte: „Weh dir, Korrazin, weh dir, Bethsaida, denn wären die Wunder in Tyrus und Sidon geschehen, die in euch geschehen sind, sie hätten längst in Sack und Asche Buße getan.“ Hier wird eindeutig gesagt, dass Jesus Wunder, viele Wunder gewirkt hat und dass die Menschen sich darauf hin nicht bekehrt haben, und das wird ihnen zum Verhängnis, den Städten Korrazin und Bethsaida. Auch die Jünger haben die Wunder Jesu als Beglaubigung seiner Sendung ange-

sehen, und der Hohe Rat sah darin eine Gefahr: „Alles Volk läuft ihm nach!“ Ja, wegen der Wunder. Wie kann man dann sagen, die Wunder, die Heilungswunder Jesu seien erfunden? Das ist doch reine Willkür.

Dasselbe gilt von den Dämonenaustreibungen. Man sagt, man wollte Jesus von dem Verdacht reinigen, dass er mit dem Teufel in Verbindung stehe, und so hat man ihm Teufelsaustreibungen zugeschrieben. O meine Freunde, wenn der Messias gekommen ist, um die Bollwerke des Teufels zu zerstören, dann musste er doch den Kampf mit dem Satan aufnehmen, und dann musste der Satan doch diesen Kämpfer angreifen in der Versuchung. Jesus wusste, dass der Satan ihn begleitete wie der Schatten das Licht. In der Passionsgeschichte wird uns berichtet, dass der Satan in den Judas fuhr und dass der Satan verlangt hatte, die Jünger zu schütteln, zu sieben, wie man den Weizen siebt. Aber er hat den Starken gebunden, weil er stärker war als der Satan. Außerdem haben die jüdischen Behörden die Dämonenaustreibungen Jesu gar nicht geleugnet. Sie haben sie bestätigt, denn sie sagten: „Durch Beelzebul, den obersten der Teufel, treibt er die Teufel aus.“ Also die Tatsache der Austreibung haben sie nicht bestritten.

Meine lieben Freunde! „Wenn du willst, dass deine Gemeinde stirbt, lerne europäische Theologie!“ Das ist leider ein wahres Wort. Und was Ihre Kinder und Ihre Enkel in Schulbüchern lesen, ist oft nichts anderes als ein Abguß dieser falschen europäischen Theologie. Deswegen predige ich über dieses Thema, damit Ihr wisst, Ihr müsst den Respekt vor den Theologen ablegen. Ihr müsst euch an den Glauben halten und nicht an Phantasiegebilde von Theologen.

Johannes schreibt am Ende seines Evangeliums: „Jesus hat noch viele andere Wunder gewirkt, die nicht in diesem Buche aufgeschrieben sind. Diese aber sind aufgeschrieben, damit ihr glaubt, dass Jesus der Messias, der Sohn Gottes, ist und dass ihr durch den Glauben das Leben habt.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Evangelien – das Wort Gottes (2)

(Über Einwände gegen die Glaubwürdigkeit der Evangelien)

04.07.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Sie haben soeben beobachtet, wie der Priester das Buch, in dem die Evangelien enthalten sind, mit Weihrauch beräuchert. Diese Geste hat den Sinn, die Ehrfurcht vor diesem heiligen Buch, vor dem Inhalt dieses heiligen Buches, auszudrücken. Wir wissen, die Heilige Schrift ist Gottes Wort, und deswegen geizt ihr Ehrfurcht. Es gibt aber Schriftgelehrte der heutigen Zeit, die diese Ehrfurcht vor der Bibel verlernt haben. Sie betrachten dieses Buch wie eine Schrift, die von anderen Schriftstellern hergestellt worden ist. Sie haben vergessen, dass dieses Buch Gott zum ersten Verfasser hat, der freilich durch menschliche Werkzeuge uns diese Schrift geschenkt hat. Aber Gott ist und bleibt der ursprüngliche Verfasser der Heiligen Schrift. Die Kritiker der Schrift, die ungläubigen Theologen, suchen sie ihres göttlichen Glanzes zu entkleiden. Vor allem, sie wollen die Glaubwürdigkeit der Schrift erschüttern. Sie wollen die Schrift als ein Buch darstellen, dem man nicht unbesehen Glauben schenken kann. Dazu wenden sie verschiedene Mittel an.

Erstens, sie sagen, in der Heiligen Schrift wird übertrieben; es kommen in der Heiligen Schrift übertreibende Wendungen vor. Ich antworte: Ja, selbstverständlich, das ist üblich. In jeder volkstümlichen Redeweise wird mit übertreibenden Wendungen gearbeitet. Ich habe einen Freund, der schnelle Autos liebt. Einmal wurde er mitgenommen in einem Auto nach Berlin. Als der Tachometer 100 Kilometer anzeigte, sagte er zu seinem Begleiter: „Wir stehen ja!“ Das ist übertreibende Redeweise. Er wollte nicht sagen, wir haben angehalten, sondern er wollte bemerken, wir könnten auch noch viel schneller fahren, wir können es auf 150 km/h bringen. „Wir stehen ja“, sagte er. Solche Redeweisen finden Sie auch in der Heiligen Schrift; die sind üblich. Es ist das die volkstümliche Weise, sich auszudrücken. Zum Beispiel sagen die Johannesjünger über die Jünger Jesu: „Alle laufen ihm zu.“ Natürlich sind nicht alle Menschen zu Jesus gekommen, aber ein Teil, vielleicht auch ein beträchtlicher Teil. Aber sie sagen: „Alle laufen ihm zu“, das ist übertreibende Redeweise; so spricht man unter dem Volke. Jesus sagte von Johannes dem Täufer: „Er aß und trank nicht.“ Damit sollte selbstverständlich nicht gesagt werden, dass Johannes der Täufer auf Essen und Trinken verzichtet hat, sondern es sollte ausgesagt werden, dass er eine asketische, harte, strenge Lebensweise führte, bei der Genussmittel keine Rolle spielten. Als Jesus in Kapharnaum im Hause des Petrus weilte, da strömte die Menge zu ihm, und Markus berichtet in seinem Evangelium: „Die ganze Stadt war vor der Tür versammelt.“ Das ist selbstverständlich nicht wörtlich gemeint. Viele aus Kapharnaum, vielleicht sehr viele haben sich eingefunden vor dem Hause, in dem sie wussten, Jesus weilte dort. Aber der Volksmund sagt eben in übertreibender Weise: „Die ganze Stadt ist vor dem Hause versammelt.“ Die Glaubwürdigkeit des Evangeliums wird dadurch nicht gemindert. Die Evangelisten passen sich eben der üblichen Redeweise an, und selbst Jesus hat, wie wir gesehen haben, diese volkstümliche Redeweise benutzt.

Zweitens, man behauptet, im Evangelium gibt es Dubletten, also Erzählungen, die auf ein und dasselbe Geschehen zurückgehen, die aber mehrfach literarisch gefasst sind. Ein Geschehen, aber zwei Erzählungen von ein und demselben Geschehen, also Verdoppelungen literarischer Art, Berichte über ein und denselben Vorgang, die sich wiederholen. Man verweist auf die zwei Brotvermehrungen und sagt, es habe nur eine stattgefunden, aber die Berichte seien eben zwei. Man verweist auf die Sabbatheilungen, auch da habe die „Sage“ – so sprechen diese Leute! – die Erzählungen vervielfältigt. Meine lieben Freunde, wenn Jesus einmal eine wunderbare Brotvermehrung gehalten hat, warum soll er es

nicht zweimal getan haben? Und dass die Umstände bei den beiden Brotvermehrungen ähnlich sind, wen wundert das? Die Leute kommen in die Wüste, in die Steppe, wo es keine Kaufläden gibt, und sie haben Hunger, und der Herr sieht es und erbarmt sich ihrer. Ja, das wiederholt sich dann eben. Wenn die Situationen ähnlich sind, wird sich auch der Vorgang ähnlich gestalten. Und was die Sabbatheilungen angeht: Der Sabbat ist eben arbeitsfrei, da haben sich die Menschen bei Jesus eingefunden, haben ihre Kranken mitgebracht, und sie hat Jesus eben am Sabbat geheilt, nicht bloß einmal, sondern viele Male. Wenn er nicht oft am Sabbat geheilt hätte, hätten ihn seine Feinde nicht als Sabbatschänder verdächtigen können. Er muß also wiederholt Sabbatheilungen vorgenommen haben.

Ebenso ist es, wenn die Gegner sagen: „Im Bunde mit Beelzebul treibt er die Teufel aus.“ Das wird nämlich zweimal gesagt. Ich bin überzeugt, dass die Gegner es noch viel öfter gesagt haben, denn sie wollten ja Jesus verdächtigen, sie wollten ihn im Angesichte des Volkes herabsetzen, und so mussten sie ihn mit dem Teufel in Zusammenhang bringen. Das gelang nur, wenn sie wiederholt sagten: Er ist mit Beelzebul im Bunde. Das sind keine Dubletten, sondern das sind Wiederholungen, die sich in der Wirklichkeit zugetragen haben. Ähnlich ist es bei Gleichnissen. Sie kennen das Gleichnis vom verlorenen Schaf und das Gleichnis von der verlorenen Drachme. Man sagt, das ist ein und dieselbe Rede, die eben in zweifacher Form umlief. Nein! Der Herr hat ja doch monate-, jahrelang gesprochen, und er wird viele Gleichnisse in ähnlicher Weise wiederholt haben, er wird sie abgewandelt haben. Das sind keine Dubletten, das sind verschiedene Reden Jesu, die aufgenommen worden sind. So etwas kommt eben vor. Im Jahre 1939 heiratete der persische Kronprinz eine ägyptische Prinzessin. Die deutsche Regierung versprach ihm als Hochzeitsgeschenk einen Daimler-Benz, einen Sportwagen. Der Sportwagen wurde über Russland in den Iran geschafft, geriet aber dort in eine Kamelkarawane und war nicht mehr brauchbar. Die Regierung in Deutschland versprach ein zweites Mal einen Daimler-Benz und lieferte ihn. Aber er kam nur bis Bulgarien, denn inzwischen war der Iran von den Russen und von den Engländern besetzt. In Bulgarien fiel er den Russen 1944 in die Hände. Zweimal derselbe Vorgang, zweimal wurde aus demselben Anlaß ein Daimler-Benz-Sportwagen geschenkt. Keine Erfindung, sondern ein wirkliches Geschehnis. Es gibt im Leben solche Merkwürdigkeiten, die sich wiederholen.

Drittens, man verdächtigt die Evangelien, weil über ein und denselben Vorgang in verschiedener Weise berichtet wird. Gewöhnlich ist man geneigt, die ausführlichere Erzählung als erfunden anzusehen. Meine lieben Freunde, es ist allgemein üblich, ein Geschehnis entweder ausführlich oder knapp zu erzählen. Wir haben die Möglichkeit, je nach den Kreisen und je nach der Zeit, die uns zur Verfügung steht, ein Begebnis mit allen Einzelheiten zu schildern oder es eben nur knapp zusammenzufassen. Und so machen es die Evangelisten. Ein Beispiel! Im Matthäusevangelium wird berichtet, dass Jesus misshandelt wurde, und die Peiniger forderten ihn auf, zu weisagen, wer ihn geschlagen habe. Dieses Ersuchen um eine Prophezeiung hat aber nur dann Sinn, wenn Jesu Antlitz verhüllt war, so dass er seine Peiniger nicht sehen konnte. Diese Verhüllung übergeht Matthäus, doch sie findet sich im Evangelium nach Lukas. Dort wird erwähnt, dass sie ihn verhüllten und dass dann eben die Aufforderung kam: Jetzt weissage, wer dich geschlagen hat! Beide berichten die Wahrheit, aber Matthäus hat etwas ausgelassen, um die Erzählung abzukürzen. Es gibt eben verschiedene Gesichtspunkte, die einen bestimmen bei einem Bericht, und diese Gesichtspunkte sind von den Evangelisten verschieden gehandhabt worden.

Der Tod des Johannes des Täufers wird nur von einem Evangelisten ausführlich erzählt, nämlich von Markus. Die anderen Evangelisten verfahren damit in ihrer Weise. Matthäus faßt die Geschichte kurz zusammen, Lukas übergeht sie ganz, er lässt sie weg. Sie war für ihn ohne wesentliche Bedeutung, und deswegen übergeht er sie. Aber keiner will sie leugnen, keiner sagt etwas Falsches, jeder hat unter seinen Gesichtspunkten eben eine bestimmte Auswahl getroffen.

Viertens sagt man, es lasse sich ein schneeballartiges Anwachsen der Tradition beobachten. Am Anfang steht eine kurze Erzählung, die aber schließlich angereichert wird, durch Erfindungen angereichert wird, und mit zeitlichem Abstand wird die Erzählung immer ausführlicher und reicher. Die Überlieferung, so sagt man, wächst an durch Erfindungen. Die genaue Prüfung der Evangelien zeigt ein anderes Bild. Häufig ist der ältere Bericht der umfangreichere und der jüngere der weniger umfangreiche. Nach dem Evangelium des Markus und des Matthäus schmähen die Mitgekreuzigten den Herrn. Lukas berichtet, dass der eine den anderen zurechtgewiesen hat, Johannes, der jüngste Evange-



list, erwähnt gar nichts von ihrem Verhalten. Es ist also nicht diese Erzählung angereichert worden, sondern sie ist verdünnt, ja, sie ist ausgelassen worden. Kein schneeballartiges Anwachsen, sondern eine Verminderung der Geschichte. Ein anderes Beispiel! Die ersten drei Evangelisten nennen den Namen der Mutter Jesu, nämlich Maria. Im ganzen Johannesevangelium fehlt der Name Maria. Johannes will nicht leugnen, dass die Mutter Jesu Maria geheißen hat, er hat sie ja zu sich genommen unter dem Kreuze. Aber er hielt es offenbar nicht für notwendig, den Namen Maria zu erwähnen. Auch hier nicht ein schneeballartiges Anwachsen der Tradition, eine größere Ausführlichkeit bei dem späteren Evangelium. Außerdem muß eine Zunahme an Einzelheiten in einem Bericht nicht auf Erfindung beruhen; sie kann auch darauf zurückgehen, dass man sich näher um die Fakten gekümmert hat, dass man Zeugen befragt hat, dass man in den Archiven nachgeschaut hat. Viele von uns, von uns Älteren, erinnern sich an den sogenannten Volksaufstand in der DDR am 17. Juni 1953. Es drangen zunächst nur wenige Nachrichten in den Westen. Der eine oder andere, der geflohen war, berichtete. Aber dann hat man sich bemüht, die Geschehnisse aufzuhellen. Man hat systematisch Zeugen befragt, vor allem, nachdem die Mauer gefallen war, konnte man an die Archive der DDR herankommen, und jetzt weiß man genau, wie sich das zugetragen hat. Die Tradition ist also gewachsen; die Einzelheiten haben zugenommen, aber nicht durch Phantasie, sondern durch genaues Zusehen.

Fünftens, die „Sage“ – so wird von den Neuerern des Glaubens behauptet – erfindet Kontraste und ergreifende Szenen. Sie liebt Kontraste, also Gegensätze, und ergreifende Szenen. Man verweist beispielsweise auf den reichen Jüngling. Das ist ein ehrbarer junger Mann, der alle Gebote gehalten hat und der zu Jesus kommt und fragt, was er noch tun soll, worauf ihm der Herr entgegnet: „Eines fehlt dir noch. Verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen.“ Aber da ging der junge Mann traurig davon, denn er war sehr reich. Das wollte er nun doch nicht tun, alles verkaufen und den Armen geben. Das ist ein Kontrast, eine kontrastreiche Geschichte. Aber jedermann wird fragen: Warum soll eine solche Geschichte erfunden sein? Die Wahrhaftigkeit des Erzählers steht ihr gleichsam ins Gesicht geschrieben. Ähnlich ist es bei ergreifenden Szenen. Wir wissen alle um die Begebenheit mit der Ehebrecherin. Die Juden stellen eine Ehebrecherin vor den Herrn hin und fragen ihn, was mit ihr geschehen soll. Er zeichnet mit dem Finger in den Sand und sagt dann zu ihnen: „Wer von euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein!“ Dann gingen sie alle davon. Er fragt dann die Frau: „Hat dich keiner verurteilt?“ Sie antwortet: „Nein, Herr, keiner.“ „Also gehe hin und sündige nicht mehr!“ Das ist wahrhaft eine ergreifende Szene. Aber jedermann wird sich fragen: Warum soll eine solche Szene erfunden worden sein? Sie ist doch gleichsam auf den Herrn zugeschnitten. Sie zeigt doch genau, wie er war. Ergreifende Szenen schreibt auch das Leben, meine lieben Freunde. Kontraste hat auch das Leben in reicher Fülle für uns bereit. Im Mai 1945 eroberte die Rote Armee Berlin. Der erste Stadtkommandant hieß Bersarin. Einer der ersten Befehle des bolschewistischen Stadtkommandanten von Berlin lautete: „Die Kinder in der Schule sind darüber zu unterrichten, dass ein Gott existiert.“ Ist das kein Kontrast? Wenn ein Generaloberst der Roten Armee als einen seiner ersten Befehle ausgibt, Religionsunterricht zu erteilen? Aber nicht erfunden, sondern geschehen.

Sechstens, der stärkste Trieb der „Sage“, so sagen wiederum unsere Kritiker, sei der, zu verherrlichen. Der bedeutende, große Mensch wird umgeben mit einem Kranz von Erfindungen, die ihn als rühmenswert darstellen sollen. Meine lieben Freunde, von wirklich großen Menschen ist in der Tat etwas Rühmenswertes auszusagen. Es wird nicht erfunden, sondern es entspricht der Wirklichkeit. Wer große Menschen rühmt, der anerkennt das, was Gott in ihnen und durch sie gewirkt hat. Das sind keine Phantastereien, sondern das ist die Wiedergabe der Wirklichkeit. Von unserem Herrn und Heiland wird doch berichtet: „Er hat alles heil gemacht. Die Tauben macht er hören, und die Stummen lässt er reden.“ Als die Evangelien entstanden, lebten noch Tausende der Menschen, die Jesus gesehen und gehört hatten. Sie hätten Einspruch erhoben, wenn in den Evangelien etwas geschrieben gewesen wäre, was der Wirklichkeit nicht entspricht. Die Entstehung des Christentums ist doch nur erklärlich, wenn Jesus eine ungewöhnliche, außergewöhnliche, außerordentliche Persönlichkeit war. Wenn weiter nichts geschehen wäre als bei allen anderen Predigern, dann wäre das Christentum nie entstanden. Er war eben eine herrliche Persönlichkeit, und was von ihm erzählt wird, ist keine von Menschen gemachte Verherrlichung, sondern die Wiedergabe der Wirklichkeit, die Treue zu dem, was Gott durch Jesus und in Jesus gewirkt hat.

Siebtens behauptet man, das Wunderhafte nehme im Evangelium zu; in den älteren Evangelien weniger Wunderhaftes, in den jüngeren mehr Wunderhaftes. Auch dieser Kanon der Kritiker versagt. Es gibt viele Geschichten im Evangelium, die im ältesten Evangelium, also bei Markus, ausführlich geschildert sind und in jüngeren weniger ausführlich. Ich erinnere zum Beispiel an den Besessenen von Gadara. Er wird von Markus folgendermaßen beschrieben: „Ein Mann hauste in den Grabhöhlen. Man konnte ihn nicht einmal mit Ketten binden, denn oft war er mit Fußfesseln und Ketten gefesselt worden, aber die Ketten waren von ihm zerrissen und die Fußfesseln zerrieben worden, und niemand konnte ihn bändigen. Immerfort, Tag und Nacht, hielt er sich in den Grabhöhlen auf und im Gebirge, schrie und schlug sich selbst mit Steinen.“ Das ist eine ganz außerordentliche Beschreibung der Besessenheit, und man sollte annehmen, dass die anderen Evangelisten sie von Markus übernommen hätten. Keineswegs. Die anderen lassen diese Beschreibung weg, und damit vermindern sie gewissermaßen das Wunder, das Jesus gewirkt hat, als er ihn heilte. Also die größere Wunderhaftigkeit ist am Anfang, nicht bei späteren Evangelisten. Ähnlich ist es bei der Geschichte von dem Gelähmten in Kapharnaum. Die Menschen drängten sich um Jesus; er war im Hause, alles war gerammelt voll. Sie konnten nicht mit dem Gelähmten zu ihm vordringen. Was machten sie? Sie deckten das Dach ab und ließen ihn aus dem Dach vor ihn nieder. So berichtet der älteste Evangelist Markus. Die jüngeren lassen diese Einzelheiten weg. Aber die spannendere Geschichte ist doch die erste. Die späteren Erzählungen lassen gerade das spannende Element fallen. Oder noch ein anderes Beispiel. Nach Markus und Matthäus ereigneten sich beim Tode Jesu Wunderzeichen. Die Sonne verfinsterte sich, der Vorhang des Tempels zerriß, die Felsen spalteten sich, Tote kamen aus den Gräbern. Johannes – der unter dem Kreuze stand! – berichtet von dem nichts. Er lässt alle diese Ereignisse weg. Also diese großen, diese ungeheuren, diese ungeheuerlichen Wunder werden von ihm einfach beiseite gelassen. Also wiederum keine Zunahme der Wunderhaftigkeit bei dem späteren Evangelium, sondern ein Rückgang der Wunderhaftigkeit.

Und schließlich noch achtens. Man sagt auf seiten der Kritiker, es werde eine unbestimmte Bezeichnung durch eine bestimmte ersetzt. Am Anfang handelt es sich also um eine unbekannte Persönlichkeit, später fügt man einen Namen dazu. Nun, das kann sich sehr gut erklären. Man hat eben Nachforschungen angestellt: Wie heißt denn der? Und so ist es tatsächlich gewesen. Man hat bei manchen Evangelisten Namen gefunden, die bei früheren Evangelisten fehlen. Andererseits gibt es die Erscheinung, dass bei älteren Evangelisten der Name angegeben wird und bei jüngeren fortfällt. Bei Markus wird der Name des Synagogenvorstehers, Jairus, genannt. Matthäus lässt den Namen weg. Ihm kommt alles auf das Geschehen an, aber nicht auf die Namen. Der Name spielt keine Rolle. Bei Markus gibt Jesus den beiden Söhnen des Zebedäus, also Johannes und Jakobus, einen Beinamen: Boanerges, Donnersöhne. Eine bedeutsame Sache. Sie erhalten von Jesus einen eigenen Namen. Matthäus und Lukas lassen die Namengebung weg. Sie interessiert sie nicht; sie ist für sie nicht wesentlich. Sie wollen das Geschehen nicht dadurch leugnen, sie wollen es nicht bestreiten, aber dem Zweck ihres Evangeliums dient es nicht, wenn dieser Name erwähnt wird.

Sie sehen an diesen Beispielen, die man vervielfältigen kann, meine lieben Freunde, dass die Einwände gegen die Glaubwürdigkeit der Evangelien hohl und leer sind. Die Evangelien wollen Geschichte berichten, und sie berichten Geschichte. Die Evangelien sind nicht durch Phantasien und durch berechnende Absicht angereichert worden, sie geben zuverlässig wieder, was Jesus getan und gesprochen hat. Wir wollen uns deswegen an den heiligen Paulus halten, der in seinem zweiten Brief an Timotheus schreibt: „Ich weiß, wem ich geglaubt habe.“ Geglaubt hat er dem Herrn, der durch seine Apostel und seine Jünger, durch seine Evangelisten das Evangelium ihm vermittelt hat. Und im Brief an die Galater schreibt er: „Es gibt kein anderes Evangelium. Es sind nur gewisse Leute, die euch verwirren und darauf ausgehen, das Evangelium Christi zu verdrehen.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Evangelien – das Wort Gottes (3)

(Über die Bibelforschung der Modernisten)

11.07.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Es ist die Aufgabe von Kriminalbeamten, dem Verdacht einer Straftat nachzugehen. Für die Straftat kommen alle Personen in Frage, die sich irgendwie in der Umgebung des Tatortes befunden haben. Sie stehen unter Verdacht, bis sie sich durch ein Alibi von dem Verdacht befreien können.

Die modernistischen Theologen stellen die Evangelisten unter Verdacht. Sie stellen sie unter den Verdacht, erfunden zu haben, gefälscht zu haben und betrogen zu haben. Es ist ein erschreckendes Zeichen, wohin es in der theologischen Zunft gekommen ist, daß die Schriften des Neuen Testaments nicht mehr als Offenbarungsurkunde und Zeugnis der Augenzeugen begriffen werden, sondern als schriftstellerisches Werk, das man nach allen Seiten abklopfen und abhören muß, wo es Unschärfen, Unstimmigkeiten und Widersprüche enthält. Widersprüche - das ist es, was man vor allem in den Evangelien aufspüren will. Wenn man Widersprüche nachweist, so meinen diese modernistischen Theologen, dann kann man die Glaubwürdigkeit der Evangelien erschüttern. Und daran ist ihnen offenbar gelegen.

Ich würde, meine lieben Freunde, nicht davon sprechen, wenn nicht Ihre Kinder und Enkel im Religionsunterricht weithin von diesen modernistischen Theologen bzw. deren Büchern vergiftet würden. Sie suchen Widersprüche in den Evangelien aufzufinden, und durch diese Widersprüche die Glaubwürdigkeit der Evangelisten zu erschüttern.

Es mag tatsächlich Berichte in den Evangelien geben, die widersprüchlich erscheinen. Aber diese Widersprüche lassen sich auflösen. Wenn man genauer zusieht und wenn man den Evangelisten mit dem Vertrauen begegnet, das sie verdienen, dann lässt sich zeigen, dass die Widersprüche, die scheinbaren Widersprüche, darin gelegen sind, dass jeder Evangelist eine verschiedene Sichtweise hatte, und die verschiedene Sichtweise bedingt eben eine andere Darstellung und auch eine andere Auswahl. Wer ein verschiedenes Ziel der Darstellung hat, wird seine Darstellung nach diesem Ziel ausrichten. Er wird das aufnehmen, was diesem Ziel dient, und weglassen, was ihm nicht dient. Ich kann Otto von Bismarck in verschiedener Weise schildern. Ich kann ihn darstellen als Menschen, als Familienvater, als Christen, ich kann ihn auch schildern als Beamten, als Politiker, als Reichskanzler, als Kulturkämpfer. Jeweils die verschiedene Sicht wird das Material bestimmen, das ich für diese Darstellung beibringe. Ich werde also, wenn ich von Bismarck als dem Familienvater spreche, nicht von seinen kulturkämpferischen Eskapaden reden.

Ähnlich machen es die Evangelisten. Sie haben ihre jeweilige Sichtweise. Wenn die Evangelisten alle dieselbe Sichtweise hätten, dann bräuchte man nicht vier Evangelien. Aber weil sie sich eben unterscheiden, deswegen hat die Kirche vier kanonische Evangelien als echt und unverbrüchlich anerkannt. Matthäus ist vor allem daran gelegen, den Weissagungsbeweis anzutreten. Er will nachweisen, dass Jesus in seinem Handeln und Reden der verheißene Messias ist. Das ist seine Sichtweise. Lukas kommt es vor allem darauf an, Jesus als den Heiland der Sünder, der Verachteten, der Frauen darzustellen, und diese Sichtweise bedingt die Auswahl seines Materials. Johannes wiederum schreibt sein Evangelium für die Welt des Griechentums, für die Welt des Hellenismus, und so zeigt sich zum Beispiel bei ihm ein besonderes Interesse an den beiden Aposteln, die griechische Namen tragen, nämlich Andreas und Philippus. Jeweils eine verschiedene Sichtweise, ein verschiedener Gesichtspunkt, ein verschiedenes Ziel prägt die Darstellung. Aber das sind keine Widersprüche, sondern diese Sichtwei-

sen ergänzen sich. Jesus war alles das, was die Evangelisten schildern, er war es insgesamt, aber jeder greift eben, vom Heiligen Geist bewegt und nach seiner eigenen schriftstellerischen Eigenart, bestimmte Züge aus diesem Bilde heraus.

Ganz falsch ist es, wenn man wirkliche oder vermeintliche Lücken im Evangelium finden will und daraus Widersprüche konstruieren will. Denn es fehlt den Evangelisten die Absicht, eine lückenlose Darstellung der Ereignisse zu geben, eine Schilderung der Motive zu bieten, die handelnden Personen nach ihren Beweggründen darzustellen. Das Stillschweigen eines Evangelisten über eine Begebenheit, die ein anderer erzählt, bedeutet nicht, dass er diese Begebenheit leugnet. Keinem Evangelisten lag das gesamte Material vor; jeder musste auswählen, und die Auswahl ist verschieden getroffen worden. Jeder Evangelist musste sich mit Teilen des Materials über Jesus zufrieden geben. Es ist zum Beispiel sehr unwahrscheinlich, dass der Evangelist Lukas das Wort, das bei Matthäus steht: „Kommet zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken“, dieses Wort ausgelassen hätte, wenn er es gekannt hätte.

Die Evangelisten berichten regelmäßig nur das, worauf es ihnen ankommt. Sie lassen die Zwischenglieder weg, unwichtige Einzelheiten, Übergänge, auch Personen und die Entwicklung. Matthäus berichtet zum Beispiel, dass Jesus in Jericho einen Blinden heilte, indem er seine Augen berührte. Markus und Lukas erwähnen die Berührung nicht. Das ist kein Widerspruch. Es kam ihnen nicht darauf an; es war ihnen nicht wichtig genug, dass sie die Berührung erwähnten. Es kam ihnen allein auf den Erfolg an, nämlich er hat den Blinden geheilt. Der Weg dazu, die Methode war ihnen nicht des Berichtens wert. Oder ein anderes Beispiel. Matthäus berichtet, wie Jesus den Andreas und dessen Bruder Simon Petrus berief. Er berief sie, und sie folgten ihm. Johannes schildert die Sache genauer. Er berichtet, wie Jesus zuerst den Andreas ansprach und Andreas dann den Petrus zu Jesus führte. Aber das ist kein Widerspruch. Das ist nur eine genauere Erklärung desselben Vorgangs. Der Apostel Matthäus hat eben diese Zwischenstation nicht erwähnt, weil sie ihm nicht der Erwähnung wert war.

Man behauptet dann weiter, Jesus habe sich widersprüchlich zu den Samaritern verhalten. Bei der Aussendung der Apostel gibt er ihnen den Befehl: „Geht nicht in die Städte der Samariter!“ Er selber aber geht dann zu den Samaritern. Er spricht ja mit der Frau am Jakobsbrunnen, und die Samariter glauben, was die Frau ihnen berichtet, sie glauben sogar an Jesus. Ist das ein Widerspruch? Mitnichten. Jesus hat eben die erste Aussendung, die erste Mission seiner Jünger auf Israel beschränken wollen. Er selbst sagte, dass er sich nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt weiß. Erst wenn das Erlösungswerk vollbracht war, sollte die Mission weitergehen nach Samaria, nach Tyrus und Sidon, zu den Heiden und bis an die Grenzen der Erde. Das ist kein Widerspruch. Jesus hat die Samariter geliebt und sie mehrfach hervorgehoben. In seinem Gleichnis von dem barmherzigen Samariter schildert er einen vorbildlichen Samariter, der den unter die Räuber Gefallenen pflegte und in die Herberge brachte. Und bei den zehn Aussätzigen kam ein einziger zurück, um sich zu bedanken, und das war ein Samariter. Kein Widerspruch, sondern verschiedene Begebenheiten, die sich nahtlos miteinander verbinden lassen, wenn man nur den Willen hat, nicht angebliche Widersprüche aufzudecken.

Jesus heilte den Besessenen von Gadara, der in den Gräbern hauste und der gefesselt wurde, wie es Markus ergreifend schildert. Nach Matthäus waren es zwei Männer. Schon der heilige Augustinus hat sich mit diesem angeblichen Widerspruch befasst. Markus erwähnt nur einen Mann, Matthäus erwähnt zwei Männer. Ja, sagt er, es kam eben dem Markus nur auf den an, der die Hauptrolle spielte. Das ist eine übliche Weise einer Darstellung. Wenn man mit mehreren Leuten zu tun hat, hält man sich an den, der als Sprecher auftritt. So ist es auch offensichtlich bei dem Besessenen von Gadara geschehen.

Die Tempelreinigung ist Ihnen bekannt. Jesus kam in den Tempel und vertrieb die Käufer und Verkäufer, stieß die Tische der Geldwechsler um und die Gebauer der Taubenhändler. Er ließ niemanden etwas durch den Tempel tragen. Was ist da an Widerspruch anzumelden? Nach den Kritikern stimmt die Zeitangabe nicht. Nach den drei Synoptikern Matthäus, Markus und Lukas geschah dieses Ereignis in der Leidenswoche, also bevor Jesus hinging, um zu sterben. Nach Johannes geschah diese Begebenheit schon viel früher. Ist das ein Widerspruch? Meine lieben Freunde, die Evangelisten legen auf die genaue Chronologie, also die zeitliche Abfolge, keinen Wert. Sie haben die umlaufenden Geschichten über Jesus gesammelt und zusammengestellt, und sie haben sie dort eingeordnet, wo es ihnen am passendsten schien. Den drei ersten Evangelisten erschien es passend, die Geschichte von der Tempelreinigung dort zu berichten, wo sie das erste und einzige Mal erzählen, dass Jesus den Tempel

besuchte. Johannes dagegen berichtet von mehreren Tempelbesuchen, und deswegen sind wir geneigt, was die Chronologie angeht, bei ihm die zeitlich richtige Einordnung zu finden. Die anderen Evangelisten haben diese Tat dort eingereiht, wo Jesus zum ersten und einzigen Mal den Tempel betritt, und das war nach ihrer Darstellung in der Leidenswoche.

Bei den Salbungen, die an Jesus vorgenommen sind, hat man ebenfalls Widersprüche entdecken wollen. Es gibt die Erzählung von der Frau, die bei dem Gastmahl Jesus salbte im Hause Simons des Aussätzigen, und es wird dann erzählt von der Frau, die Jesus salbte in Bethanien. Die modernistischen Theologen sagen, das ist ein und dieselbe Geschichte. Wenn man genauer hinsieht, stellt man fest, dass sich erhebliche Unterschiede zwischen den beiden Begebenheiten finden. Die Salbung im Hause Simons des Aussätzigen erfolgte durch eine Sünderin, eine sündige Frau, und sie war ein Ausdruck ihrer Reue und ihrer Liebe. Die Salbung in Bethanien erfolgte nicht durch eine Sünderin, sondern durch eine Schwester des Lazarus, und diese Salbung ist nach Jesu Wort zielgerichtet: „Sie hat mich für mein Begräbnis gesalbt.“ Also nicht eine Verwirrung in den Evangelien, sondern eher eine Verwirrung in den Köpfen der modernistischen Theologen. Die Salbungen sind verschieden, und warum soll nicht eine Salbung sich mehrfach wiederholt haben, wenn sie eben ein Ausdruck der Ehrerbietung, der Liebe und der Zuneigung zum Herrn ist?

Die drei ersten Evangelisten berichten die Einsetzung der Eucharistie. In der Nacht, bevor der Herr verraten wurde, hielt er das Letzte Abendmahl ab und setzte das eucharistische Opfersakrament ein. Johannes erwähnt davon kein Wort. Die Einsetzung der Eucharistie fehlt bei Johannes. Da geht einer dieser Modernisten hin – ich habe es selber gelesen – und sagt: Er wusste nichts davon, dass Jesus die Eucharistie eingesetzt hat. Dieser Einwand ist natürlich lächerlich. Johannes, der letzte Evangelist, der Lieblingsjünger, der an der Brust des Herrn geruht hatte, der im 6. Kapitel seines Evangeliums die Eucharistie so eingehend beschreibt wie kein anderer Evangelist, soll nicht gewusst haben, dass Jesus die Eucharistie eingesetzt hat, die doch zu seiner Zeit in allen christlichen Gemeinden gehalten wurde? Einen solchen Unsinn kann man nur behaupten, wenn man ein modernistischer Theologe ist. Man will um jeden Preis einen Widerspruch zwischen den Evangelisten konstruieren, nicht auffinden, sondern konstruieren.

Der Leidenskampf Jesu am Ölberg wird von den drei ersten Evangelisten eingehend beschrieben. „Er fing an zu zittern und zu zagen...“ Der Schweiß rann ihm wie Blutstropfen vom Leibe, und er bat den Vater, er möge doch den Kelch vorübergehen lassen. Diese Szene fehlt wiederum im Johannes-evangelium. Aber es gibt eine Stelle bei Johannes, die zeigt, dass er diese Szene kennt. In Joh 12,27 heißt es: „Nun ist meine Seele erschüttert, und was soll ich sagen? Vater, rette mich aus dieser Stunde? Doch deshalb bin ich in diese Stunde eingetreten.“ Das ist genau der Inhalt dessen, was die drei anderen Evangelisten vom Ölgarten berichten, nämlich das anfängliche Zittern und Beben und dann die Ergebenheit in den Willen des Vaters: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst!“ Also kein Widerspruch, sondern eine geraffte Darstellung, eine zusammengefasste Darstellung, die Johannes bietet. Dafür hat er anderes Material, das bei den Synoptikern fehlt.

Jesus wurde verhaftet. Markus berichtet: Alle Jünger flohen. Wenige Zeilen später bemerkt er aber: Petrus folgte dem Herrn von ferne. Also ein Widerspruch, sagen die modernistischen Theologen. Ja, wieso denn? Sie sind anfänglich selbstverständlich abgehauen; sie sind geflohen aus Angst. Als sie sahen, dass es nur um Jesus ging, dass sie selbst unbehelligt blieben, dass sie selbst nicht verhaftet würden, da hat Petrus wieder etwas Mut gefasst und ist ihm gefolgt. Apomakrothen heißt es im griechischen Text, von ferne. Also nicht aus der Nähe, sondern von ferne folgte er ihm. Er wollte doch sehen, wie es ausging, aber möglichst nichts riskieren. Kein Widerspruch, meine lieben Freunde, sondern eine durchaus verständliche Reaktion des Simon Petrus.

Im Markusevangelium wird berichtet, wie Petrus Jesus nachgeht in den Palast des Hohenpriesters. Johannes berichtet genauer. Er wird von einem anderen Jünger hineingeführt, und der andere Jünger war mit dem Hohenpriester bekannt, und deswegen hatte er Zutritt. Ein Widerspruch? Keineswegs, nur eine genauere Darstellung. Ein Zug, der bei Markus fehlt, wird bei Johannes nachgeliefert, nämlich dass in dieser Nacht des Verrates und der Verleugnung Petrus Jesus gefolgt ist, und zwar unter Führung des anderen Jüngers, wahrscheinlich Johannes selbst, der mit dem Hohenpriester bekannt war. Die Darstellung des einen schließt die des anderen nicht aus.

Die Misshandlung Jesu wird mehrfach geschildert, einmal geschah sie von den Juden, dann von den Heiden, einmal also von den Mitgliedern des Hohen Rates und deren Dienern und dann von den römischen Soldaten. Eine Dublette? Ein Widerspruch? O nein. Wenn man genau hinschaut, sieht man, dass die Verspottung jeweils eine ganz verschiedene Zielrichtung hatte. Die Juden verspotteten Jesus als Propheten: „Weissage uns, wer dich geschlagen hat!“ Das appelliert an seine Propheteneigenschaft. Die römischen Soldaten verspotteten Jesus wegen seiner politischen Dimension: „Sei begrüßt, König der Juden!“ So, wie es den Römern eben nahe lag. Also eine ganz verschiedene Zielrichtung. Die beiden Verspottungsszenen ergänzen sich. Ja, sagt man, warum hat denn Lukas die Szene vor den römischen Soldaten nicht berichtet? Er lässt sie nämlich aus. Der Grund ist sehr einfach: Er berichtet eine weitere Verspottung, nämlich vor Herodes. Kein anderer Evangelist berichtet, dass Pilatus versuchte, Jesus loszuwerden. Er übergab ihn dem Herodes, dem Landesfürsten, und dort wurde Jesus wiederum verspottet, mit einem weißen Spottkleid bekleidet. Das war dem Evangelisten Lukas offensichtlich genug; zwei Verspottungen reichten, die dritte, vor den Römern, hat er deswegen ausgelassen.

Als Jesus ins Grab gelegt wurde, begann der Sabbat, und am Sabbat hielt man im Judenlande Ruhe. Erst am Sonntag gingen Frauen zum Grabe. Aber, sagt man, das ist ja ganz widersprüchlich. Nach Lukas gingen Maria Magdalena, Johanna, Maria, die Mutter des Jakobus und andere, also eine unbestimmte Zahl von Frauen, drei genannte. Markus erwähnt drei Frauen: Maria Magdalena, Maria, die Mutter des Jakobus und Salome. Matthäus berichtet von zwei Frauen: Maria Magdalena und die andere Maria. Und Johannes erzählt gar nur von einer Frau, nämlich Maria Magdalena. Ein Widerspruch? Meine lieben Freunde, diese Verschiedenheit lässt sich sehr gut erklären. Kein Evangelist musste alles berichten, was er wusste; jeder konnte auswählen. Und bezeichnend ist: Bei allen vier Evangelisten ist die Frau erwähnt, die in der Urgemeinde die größte Rolle spielte, Maria Magdalena. Sie hatte den Herrn begleitet, sie hatte unter dem Kreuze gestanden, ihr war der Herr erschienen, und so ist sie die Frau, die alle vier Evangelisten aufzählen, wenn von den Frauen am Grabe Jesu die Rede ist. Es liegt das ganze Gewicht auf Maria Magdalena. Wer kennt schon Johanna? Wer kennt schon Salome? Das waren Frauen, die in der Urgemeinde offensichtlich keine große Rolle gespielt haben. So lassen sie die anderen Evangelisten weg. Das ist ein übliches Verfahren. Vor vierzehn Tagen strahlte das Fernsehen einen Film aus über den 20. Juli 1944, also über das Attentat gegen Hitler. Der Film folgte im wesentlichen dem historischen Ablauf. Aber in dem Film fehlten mehrere Personen, die nachweislich an dem Attentat bzw. an dem Aufstandsversuch beteiligt waren. Es fehlte in dem Film der Generalfeldmarschall Witzleben, es fehlte der General Fellgiebel, der Chef des Nachrichtenwesens, es fehlte der spätere Bundestagspräsident Eugen Gerstenmaier, der in der Bendlerstraße verhaftet wurde. Die Autoren des Films haben selbstverständlich nicht geleugnet, dass Witzleben an dem Ort erschienen ist. Sie haben auch nicht geleugnet, dass Fellgiebel an dem Attentat beteiligt war, und noch viel weniger, dass Gerstenmaier verhaftet wurde. Aber es kam ihnen nicht darauf an. Sie ließen Personen weg, die für den Zweck ihres Filmes – und der muß ja auch eine bestimmte Zeitspanne einhalten – nicht interessant waren. Das ist allgemein üblich. Ein anderes Beispiel. 1938 wurde bekanntlich Österreich an Deutschland angeschlossen. Der damalige Reichskanzler Hitler reiste nach Österreich und hielt Ansprachen in Linz und in Wien. Die Presse zählte die Männer auf, die neben ihm und hinter ihm auf der Bühne standen. Aber einen zählte sie nicht auf, der mit Sicherheit dageigestanden ist, nämlich Martin Bormann. Das war damals ein unbekannter Parteisoldat, der war ihnen nicht wichtig, den haben sie weggelassen. Aber selbstverständlich ist dadurch das historische Faktum, dass Bormann beteiligt war und teilgenommen hat an diesen Auftritten, nicht geleugnet.

Ich muß an dieser Stelle, meine lieben Freunde, abrechen. Es war mein Ziel, Ihnen zu zeigen, dass die scheinbaren Widersprüche in den Evangelien sich beheben lassen. Es ist auch heute üblich, bei Berichten verschiedene Gesichtspunkte geltend zu machen, ohne dass man deswegen auf einen Widerspruch schließen muß. Vor einer Reihe von Jahren starb die Ihnen bekannte Schauspielerin Romy Schneider. Sie starb in Paris. Die französische Polizei gab als erstes ein Bulletin heraus: „Sie hat Selbstmord begangen.“ Kurz darauf hieß es: Nein, sie ist einem Herzversagen erlegen. Ja, meine lieben Freunde, das schließt sich nicht aus. Wenn das Herzversagen auf die Einnahme einer Überdosis von Schlaftabletten zurückzuführen ist, kann das sehr wohl ein Selbstmord gewesen sein. Es ist eben eine

verschiedene Sichtweise, nur muß man erkennen, dass eine verschiedene Sichtweise nicht etwas gegen die Historizität eines Geschehnisses aussagt.

Wir wollen an der Geschichtlichkeit, an der Wahrheit, an der Redlichkeit und Aufrichtigkeit der Zeugen des Jesusgeschehens festhalten. Kein Geringerer als Jean Jacques Rousseau, der französische Philosoph, hat einmal geschrieben: „Das Siegel der Wahrheit, welches das Evangelium trägt, ist so groß, so überragend, so unnachahmlich, dass der Erfinder größer wäre als der Held.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Evangelien – das Wort Gottes (4)

(Über eine unhistorisch-skeptische Theologie)

18.07.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Etwa 500 Jahre vor Christi Erscheinen lebte der griechische Philosoph Parmenides. Die einzige Kunde, die wir von ihm haben, stammt von Simplikios, der wiederum 500 Jahre nach Christus lebte. Das, was Simplikios über Parmenides berichtete, ist das einzige, was wir von diesem wissen, vor allem über das Lehrgedicht über die Natur, das Parmenides verfasst hat. Und doch bezweifelt kein Altphilologe, dass Parmenides gelebt hat, dass er das Lehrgedicht über die Natur verfasst hat und dass Simplikios wahrheitsgetreu über ihn berichtet. 1000 Jahre trennen Simplikios von Parmenides, und dennoch sind wir überzeugt, dass er die Wahrheit über ihn berichtet. Die Evangelien sind fast noch zu Lebzeiten des Herrn geschrieben worden, wenige Jahre, wenige Jahrzehnte, nachdem er in den Himmel aufgefahren ist. Sie sind also viel näher an den Ereignissen als Simplikios gegenüber Parmenides. Deswegen müssen wir die Evangelien ernst nehmen.

Der Kardinal Ratzinger hat das schöne Wort gesprochen: „Der Jesus der Evangelien ist der einzig wirkliche Jesus.“ Ein treffliches Wort! Der Jesus der Evangelien ist der einzig wirkliche Jesus. Nicht, den missratene Neutestamentler aus den Evangelien herausdestillieren wollen, ist der Jesus der Geschichte, sondern der Jesus, wie er uns in Matthäus, Markus, Lukas und Johannes entgegentritt. Der Jesus der Evangelien ist der einzig wirkliche Jesus.

Wenn Sie aber unsere Theologiestudenten hören, dann vernehmen Sie ganz andere Dinge. Vor einiger Zeit besuchte mich ein Theologiestudent und sagte: „Mein Lehrer im Neuen Testament glaubt nicht an die Auferstehung Jesu.“ Ich wiederhole diesen Satz: „Mein Lehrer im Neuen Testament glaubt nicht an die Auferstehung Jesu.“ Er soll die anderen im Neuen Testament unterrichten, glaubt aber nicht an die Auferstehung Jesu. In den Vorlesungen und Seminarien bekommen die Studenten die angeblich gesicherten Ergebnisse der neutestamentlichen Wissenschaft vorgelegt. Wenn sie sich aber dann in der Literatur umsehen, wenn sie Bücher lesen, verschiedene Bücher, dann sehen sie, dass andere Gelehrte genau das Gegenteil von dem sagen, was sie in Vorlesung und Seminar gehört haben. Mit den gesicherten Ergebnissen der Wissenschaft ist es also nicht so weit her.

Die Forscher sind sich immer weniger einig über das, was Jesus gesagt und getan hat. Es gibt so viele konkurrierende Theorien und so wenige konkrete, gesicherte Ergebnisse. Wir wissen, dass Paulus vierzehn Briefe zugeschrieben werden, aber viele neutestamentliche Forscher behaupten, nur sieben Briefe würden tatsächlich von ihm stammen, die anderen sieben wären von anderen Verfassern. Den Studenten wird als gesicherte – als gesicherte! – Lehre vorgetragen die sogenannte Zweiquellen-theorie. Das heißt, Matthäus und Lukas haben, als sie ihr Evangelium schrieben, angeblich zwei Quellen benutzt, nämlich das Markusevangelium und eine Logienquelle, eine Sammlung von Worten Jesu. Englische und amerikanische Forscher sind ganz vom Gegenteil überzeugt. Sie halten daran fest, obwohl sie keine Katholiken sind, dass das älteste Evangelium das von Matthäus ist.

Im Markusevangelium wird von dem blinden Bettler berichtet, der Jesus anging, um geheilt zu werden. Markus gibt seinen Namen an: Bartimäus. Darin sieht Rudolf Pesch, ein neutestamentlicher Forscher, ein Zeichen der Geschichtlichkeit. Rudolf Bultmann dagegen sagt, gerade darin sieht man die Ungeschichtlichkeit. Also bei ein und demselben Sachverhalt sieht der eine die Geschichtlichkeit gewährleistet, der andere plädiert für Ungeschichtlichkeit. Ludger Schenke in Mainz sieht in dem sogenannten Einsetzungsbericht bei Markus, also in der Einsetzung des eucharistischen Opfersakramen-



tes, nicht etwa den ursprünglichen Abendmahlsbericht, sondern eine „christlich-hellenistische Kultanamnese“, eine christlich-hellenistische Kultanamnese. Das heißt: Weil man das Abendmahl feierte, hat man Jesus die entsprechenden Worte in den Mund gelegt. Rudolf Pesch dagegen ist in dieser Hinsicht davon überzeugt, dass tatsächlich der Bericht historisch wiedergibt, was geschehen ist. Es liegt nach ihm gerade keine Kultätologie vor. Das Hauptprinzip dieser Erklärer des Neuen Testaments scheint darin zu bestehen: Was theologisch harmlos ist, das könnte Jesus gesagt haben. Wenn er so redet wie jeder andere Mensch, dann ist es echt, aber wenn er etwas sagt, was darüber hinausgeht, was unerhört ist, was einzigartig ist, dann ist das Jesus von der Gemeinde oder vom Redaktor in den Mund gelegt. Vor allem hat Jesus nach diesen sogenannten Gelehrten keine Vorhersagen gemacht. Wir kennen alle das Wort Jesu im Markusevangelium: „Kein Stein (nämlich vom Tempel) wird auf dem anderen bleiben, der nicht niedergerissen wird.“ Dieses Wort hat nach Rudolf Pesch der Evangelist selber gebildet und Jesus zugeschrieben. Nachdem nämlich der Tempel zerstört war, so behauptet er, hat man dieses Wort erfunden und Jesus als Weissagung in den Mund gelegt. Man kann nur staunen, mit welcher Frechheit hier in das Neue Testament eingegriffen wird, mit welcher Unverfrorenheit hier die Evangelisten zu Fälschern gestempelt werden, und das alles im Namen der theologischen Lehre!

Meine lieben Freunde, das ist keine historisch-kritische Forschung, sondern das ist unhistorisch-skeptische Forschung. Unhistorisch, weil sie die Geschichte nicht ernst nimmt, skeptisch, weil sie nicht das Vertrauen, das Urvertrauen, das notwendige Vertrauen zu den Texten hat, die uns überkommen sind. Zur Bestimmung der Echtheit der Worte Jesu haben diese Schriftgelehrten ein sogenanntes Kriterium aufgestellt, nämlich: Echt sind Worte Jesu dann, wenn sie eine doppelte Unähnlichkeit an sich tragen. Sie dürfen weder den gleichzeitigen jüdischen Vorstellungen entsprechen noch dem Glauben der Urgemeinde. Nur wenn sie sich von beidem entfernen, von den Lehren des zeitgenössischen Judentums und von den Überzeugungen des Urchristentums, dann seien diese Worte Jesu echt. Jedermann wird sich an den Kopf fassen und fragen: Wie soll das zutreffen? Ja, war denn Jesus nicht selbst ein Jude? Hat er nicht im jüdischen Bereich gelebt? Hat er nicht die Schriften des Alten Testaments gekannt und zitiert? Wie sollte er sich vom Judentum derart weit entfernt haben, dass nur das echt ist, was er gegen das Judentum gesagt hat? Und ebenso muß man fragen: Ja, hat sich denn die Urgemeinde nicht an die Worte Jesu gehalten? Hat sie ein ganz anderes, ein fremdes, ein fünftes Evangelium erfunden gegenüber den vier Evangelien, die der Heilige Geist der Kirche geschenkt hat?

Diese skeptische Methode zerstört die Historie und zerstört den Glauben an die Evangelien. Jesus kannte die ethische Lehre des Judentums, und er hat sie gereinigt und geklärt, in unverwässerter Form vorgebracht. Die Kirche hat sich auf Jesus berufen, und zwar, weil sie von seiner Persönlichkeit, von seinem Wirken, von seinem Reden überzeugt war. Sie hat die Worte Jesu aufgenommen; sie hat sie bewahrt, sie hat sie getreu bewahrt, und sie hat Schriften, die Jesu Leben und Reden nicht getreu wiedergaben, ausgeschieden. Das sind die sogenannten Apokryphen. Wir haben viele Berichte über Jesus, die aber nicht von der Kirche anerkannt sind, weil sie, geleitet vom Heiligen Geist, sie verworfen hat.

Vom heiligen Johannes Bosco wird berichtet, dass er die Predigt, die er am Morgen in der Pfarrkirche hörte, am Nachmittag seinen Schulkollegen wortgetreu aufsagen konnte. Er hatte ein so gutes Gedächtnis, dass er die gesamte Predigt behalten hat und seinen Mitschülern vermitteln konnte. Das war ein Phänomen, gewiß, aber die Menschen, welche zur Zeit Jesu lebten, hatten ein gutes Gedächtnis, ein viel besseres als wir. Ein Theologieprofessor sprach immer, wenn er von seinem Gedächtnis sprach, als von seinem Sieb, weil so viel durchfällt. Nein, die Zeitgenossen Jesu hatten ein gutes Gedächtnis, und sie haben das, was sie gehört haben, aufbewahrt. Sie haben Jesus erlebt in seinen Worten und in seinen Taten, sie haben sein außerordentliches Selbstbewusstsein erkannt. „Was ist denn das für einer?“ sagten sie, als er den Seesturm stillte. „Was ist denn das für einer, dass ihm sogar der Wind und die Wellen gehorchen?“ Die Schriftgelehrten unserer Zeit möchten Jesus herabstufen auf das Niveau eines Postbeamten in Kapharnaum.

Jesus hat sich, daran ist gar kein Zweifel, auf seine Zuhörer eingestellt. Er hat nicht zu allen in gleicher Weise gesprochen. Das muß ein jeder tun. Wenn ich als akademischer Lehrer eine Vorlesung halte, spreche ich anders, als wenn ich als Prediger vor einer Gemeinde stehe. So hat auch Jesus gehandelt. Er sagt es ja ausdrücklich im Markusevangelium: „Euch ist das Geheimnis des Gottesreiches gegeben. Denen aber, die draußen sind, wird alles in Gleichnissen dargeboten, damit sie sehen und doch nicht sehen, hören und doch nicht verstehen, damit sie sich nicht bekehren und ihnen vergeben

werde.“ Hier sagt Jesus ausdrücklich, dass er zu seinen Jüngern anders spricht als zu der Volksmenge. Jesus hat auch wiederholt dieselbe Lehre vorgetragen. Er hat ja doch vermutlich zwei bis drei Jahre gelehrt. In dieser Zeit musste er selbstverständlich immer wieder dieselbe Thematik ansprechen. Er hat vor einer wechselnden Zuhörerschaft geredet, und so musste er seine Rede immer wieder neu formulieren. Ich sehe gar keine Notwendigkeit ein, von Dubletten zu sprechen. Jesus hat eben beispielsweise bei verschiedenen Gelegenheiten vom Lohn oder vom Reiche Gottes oder von der engen Pforte gesprochen. Das sind keine Dubletten, das sind verschiedene Gelegenheiten, bei denen Jesus zu dem Volke geredet hat. Er hat notwendigerweise immer wieder von denselben Gegenständen sprechen müssen. Die Jünger Jesu haben Jesu Worte nicht immer wortgetreu wiedergegeben, sondern sinngemäß. Das ist eine übliche Weise. Wenn wir von irgendwelchen Reden berichten, die wir gehört haben, dann geben wir das wieder, was uns im Gedächtnis geblieben ist und was wir, mit eigenen Worten zusammengefasst, dem anderen übermitteln wollen. Es gibt da diese schöne Anekdote, wie die Hausfrau ihren Ehemann fragte, der von der Kirche kam, worüber der Pfarrer gepredigt habe. Der Mann, etwas wortkarg, sagte: „Über die Sünde.“ „Und was hat er dazu gesagt?“ fragte die Frau. „Er war dagegen.“ Nun, das ist ja sehr knapp, aber es ist auch nicht falsch, denn dass der Pfarrer über die Sünde gepredigt hat, das wird stimmen, und dass er dagegen war, wird auch stimmen. Der Mann hat also nicht wortgetreu wiedergegeben, was der Pfarrer gesagt hat, sondern er hat es sinngemäß und sehr abgekürzt wiederholt.

Man kann vielleicht – vielleicht – auch darauf reflektieren, dass die Jünger die Worte Jesu auf die jeweilige Situation angewandt haben. Als Beispiel verweist man auf das Wort Jesu über die Ehescheidung. Er sprach zu ihnen: „Wer seine Frau entlässt und eine andere heiratet, der begeht Ehebruch an ihr.“ Das Wort wird als unzweifelhaft von Jesus gesprochen angesehen. Aber Jesus fährt dann fort: „Und wenn sie ihren Mann entlässt und einen anderen heiratet, so bricht sie die Ehe.“ Also im ersten Satz spricht er vom Manne: „Wer seine Frau entlässt und eine andere heiratet, der begeht Ehebruch an ihr.“ Jetzt kommt die Frau: „Und wenn sie ihren Mann entlässt und einen anderen heiratet, so bricht sie die Ehe.“ Da behaupten nun die Schriftgelehrten unserer Tage, der zweite Satz sei im Munde Jesu nicht möglich, weil nämlich zur Zeit Jesu in Palästina nicht die Frau den Mann entlassen konnte, sondern nur der Mann. Es bestand ungleiches Recht. Nur der Mann war befugt, seine Frau fortzuschicken, aber nicht die Frau.

Meine lieben Freunde, auf mich machen diese Äußerungen wenig Eindruck. Zunächst einmal ist darauf hinzuweisen, dass Palästina von den Römern besetzt war, und die Römer hatten selbstverständlich auch ihr Scheidungsrecht mitgebracht, und das römische Scheidungsrecht gestattete auch der Frau, sich vom Manne zu trennen. Zum anderen ist, was da vorgetragen wird, eine reine Vermutung. Man soll uns nicht Vermutungen als Gewissheiten ausgeben! Es ist denkbar, dass die Jünger das erste Wort Jesu durch das zweite ergänzt haben, aber es ist nicht bewiesen. Und deswegen: Hört auf, Hypothesen als Gewissheiten auszugeben! Hört damit auf!

Meine lieben Freunde, die Jünger Jesu haben manche seiner Worte nicht verstanden. Das wird ja immer wieder gesagt. Zum Beispiel im Johannesevangelium 2,22 ist die Rede davon, dass Jesus gesagt hat: „Reißt diesen Tempel ab, und ich will ihn in drei Tagen wieder erstehen lassen.“ Die Juden sagten: „46 Jahre hat man an dem Tempel gebaut, und du willst ihn in drei Tagen wieder erstehen lassen?“ Er meinte aber den Tempel seines Leibes. Nach seiner Auferstehung von den Toten erinnerten sich seine Jünger an dieses Wort und glaubten der Schrift und dem Worte, das Jesus gesprochen hatte. Also sie haben zunächst dieses Wort nicht verstanden, so wie die Juden, die meinten, er habe von dem Tempel aus Steinen gesprochen. Aber nach der Auferstehung Jesu erinnerten sie sich an dieses Wort, und sie konnten erkennen, dass Jesus wahrhaft und wahrhaftig gesprochen hatte.

Meine lieben Freunde! „Der Jesus der Evangelien ist der einzig wirkliche Jesus.“ So hat Kardinal Ratzinger richtig gesagt. Er befindet sich damit in guter Gesellschaft. Der evangelische Theologe Albert Schweitzer, den Sie ja alle kennen von seinem Urwaldhospital in Lambarene in Afrika, der genannte Albert Schweitzer hat einmal geschrieben: „Entweder hat Jesus nicht existiert, oder er war so, wie Matthäus und Markus ihn schildern.“ Eine gute Aussage! Entweder hat Jesus nicht existiert, oder er war so, wie Matthäus und Markus ihn schildern. Was die Urkirche von Jesus verkündet und was sie über Jesus verkündet, das ist weder Entstellung noch Verfälschung. Der Jesus der Evangelien ist der

einzig wirkliche Jesus. Die Worte, die ihm zugeschrieben werden, stammen von ihm, und die Taten, die er vollbracht haben soll, hat er vollbracht. Der Jesus der Evangelien ist der einzig wirkliche Jesus.

Vor 200 Jahren lebte in Bayern der große Bischof Johann Michael Sailer. Seine Bücher, Predigten, Reden sind noch heute lesenswert. In einer dieser Predigten hat er das schöne Wort geprägt: „Nicht mehr leben möchte ich, wenn ich ihn nicht mehr reden hörte.“ Jawohl, meine lieben Freunde: Nicht mehr leben möchte ich, wenn ich ihn nicht mehr reden hörte!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Evangelien – das Wort Gottes (5)

(Über den Missbrauch der Religionsgeschichte)

25.07.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wenn Sie die Religionsbücher Ihrer Kinder und Enkel durchblättern, dann stoßen Sie auf die erstaunliche Tatsache, dass dort nicht nur von der Offenbarung Alten und Neuen Testaments die Rede ist, sondern auch von fremden Religionen. Da sieht man, wie sich indische Gläubige im Ganges waschen; man sieht Mohammedaner, welche die Kaaba in Mekka umschreiten; man findet buddhistische Mönche mit ihren farbigen Gewändern und man stößt auf tibetische Gebetsfahnen. Warum sollen Kinder nicht auch fremde Religionen kennenlernen, könnte man fragen. Dazu sind drei Bemerkungen notwendig.

1. Christliche Kinder sollen zuerst und vor allem und gründlich ihre eigene Religion kennenlernen. Aber daran fehlt es sehr. Kein Geringerer als der Kardinal Kasper hat gesagt: „Das religiöse Wissen ist in Deutschland auf einem Tiefstand, wie er noch nie erreicht war.“ Man soll zuerst die eigene Religion kennen und dann vielleicht auch andere. Aber die Kenntnis der Offenbarungsreligion ist konkurrenzlos wichtig und darf nicht neben der Kenntnis anderer Religionen zurückgesetzt werden.

2. Die fremden Religionen werden so hingestellt, als ob sie gleich gültige Ausformungen der religiösen Anlage des Menschen wären. Der eine hat eben diese Religion, der andere jene, je nachdem, wo er aufgewachsen ist und wie er erzogen wurde. Nein! Es kommt nicht darauf an, dass man irgendeine Religion hat, es kommt darauf an, dass man die richtige Religion hat, die gottgewollte, die von Gott gestiftete, und dazu trägt dieses Nebeneinanderstellen verschiedener Religionen nicht bei. Die Kinder können sehr leicht die Überzeugung gewinnen, es ist ganz egal, was einer glaubt, die eine Religion ist soviel wert wie die andere.

3. Von der christlichen Religion werden in den Religionsbüchern auch sehr düstere Seiten aufgezeigt. Es werden Verfehlungen und Schwächen und ungünstige Tatsachen der christlichen Religion, der katholischen Kirche erwähnt. Von den fremden Religionen wird nichts Ungünstiges dargestellt. Sie werden nur in ihren positiven Seiten vor den Kindern ausgebreitet, so dass sie unter Umständen die Überzeugung gewinnen könnten, die sind ja viel besser, die sind ja viel nützlicher, die sind ja viel hilfreicher als die christliche Religion. Das sind die drei Gefahren, die ich in dieser Darstellung fremder Religionen in den Religionsbüchern eurer Kinder und Enkel sehe.

Selbstverständlich hat es eine Berechtigung, Religionen zu vergleichen. Es gibt eine eigene Wissenschaft, die Religionswissenschaft oder Religionsgeschichte, welche die verschiedenen Religionen in ihren Formen und ihren Erscheinungen vor den Menschen ausbreitet. Sie zeigt Parallelen, Vorstufen, Beeinflussungen zwischen den verschiedenen Religionen. Sie zeigt den Zusammenhang der Religionen mit ihrer Umwelt. Maß und Bedeutung der Beeinflussung der christlichen Religion durch andere Religionen werden allerdings sehr verschieden und gegensätzlich beurteilt.

Noch einmal: Die religionsgeschichtliche und die religionswissenschaftliche Forschung hat ihre Berechtigung. Sie muß sich grundsätzlich allen religiösen Strömungen der Umwelt des Alten und des Neuen Testaments offen halten. Es ist ja möglich, dass das Christentum sich Bausteine fremder Religionen einverleibt hat. Warum soll das Christentum nicht Richtiges übernehmen, was sich in anderen Religionen findet? Dagegen ist nichts einzuwenden.

Die religiöse Anlage ist in allen Menschen gleich. Jeder Mensch hat eine Befähigung, zu Gott zu finden, und diese religiöse Anlage hat Formen, Ausdrücke, Begriffe, Anschauungen hervorgerufen, die in den verschiedenen Religionen ähnlich sind und teilweise bei jeder Religion vorkommen. Das ist

nicht zu verwundern. Wenn bei allen die religiöse Anlage vorhanden ist, wird auch ihre Ausformung sich in den verschiedenen Religionen ähneln. So vermögen die religionswissenschaftlichen Forschungen eine tiefere Kenntnis, ein besseres Verständnis der Bibel beider Testamente zu vermitteln. Sie lehren uns die Umwelt kennen, in der das Alte Testament und das Neue Testament entstanden sind. Sie können uns Gleichnisse, Vorgänge und Erscheinungen aus den biblischen Berichten besser erklären. Die Religionswissenschaft hat auch ihre Bedeutung für die Mission. Wenn wir Mission betreiben, müssen wir die fremden Religionen kennen, und diese Kenntnis vermag uns die Religionswissenschaft zu vermitteln. Wir können an die richtigen Elemente der fremden Religionen anknüpfen, um ihre falschen zu eliminieren. Das hat der heilige Paulus schon getan. Er kam einmal nach Athen, und er durchstreifte die Stadt und sah die vielen Tempel und Altäre. An einer Stelle fand er einen Altar, der dem „unbekannten Gott“ geweiht war, dem unbekanntem Gott. Ja, sagte er, da habt ihr recht, den unbekanntem Gott künde ich euch. So hat er angeknüpft an die religiösen Erscheinungen seiner Umwelt.

Freilich muß man die Grenzen der religionswissenschaftlichen Betrachtungsweise sehen. Die christliche Religion ist in gewisser Hinsicht konkurrenzlos, denn sie stammt nicht von unten, sondern von oben. Sie ist nicht von Menschen erfunden, sondern von Gott geschenkt. Dieser Ursprung hebt die christliche Religion über alle anderen Religionen hinweg. Sie ist in einem echten Sinne unvergleichlich. Die Offenbarungsreligion bestätigt das Richtige, was sich auch in fremden Religionen findet, aber sie korrigiert auch das Falsche, was diese Religionen ausgebildet haben.

Ähnlichkeiten zwischen den Religionen sind keine Abhängigkeiten. Ähnlichkeiten ergeben sich eben aus der gemeinsamen religiösen Anlage. Es hat im Laufe der Wissenschaftsgeschichte Erfindungen gegeben, die zu gleicher Zeit von verschiedenen Männern und Frauen gemacht wurden, ohne dass man sagen kann, der eine ist von dem anderen abhängig. Im Jahre 1885/86 erfanden zwei Deutsche unabhängig voneinander den Kraftwagen, Carl Benz und Gottlieb Daimler. Keiner wusste vom anderen, aber jeder hat auf seine Weise sein erfinderisches Genie benutzt, um den Kraftwagen, die ersten Prototypen, unvollkommen selbstverständlich, zu erstellen. Konvergenzen, Annäherungen sind keine Abhängigkeiten. Daran müssen wir uns halten, wenn wir von der Religionsgeschichte sprechen.

Außerdem gibt es einen Missbrauch der Religionsgeschichte. Sehen Sie, meine lieben Freunde, ich habe in meinem Studium diese ungläubigen Bücher gelesen, und ich bin Gott dankbar, dass ich sie gelesen habe. Seitdem scheine ich unanfechtbar für den Unglauben zu sein. Man sieht die Fadenscheinigkeit des Unglaubens; man erkennt seine Unhaltbarkeit; man sieht die Vorurteile, aus denen er besteht, und das ist eben bei der Religionsgeschichte der Fall. Da wird zum Beispiel behauptet: Ja, in der Religionsgeschichte, da gibt es auch Wunder, die beispielsweise Appolonius von Tiana oder Kaiser Vespasian gewirkt hat, und die sind genau so unglaubwürdig wie die Wunder im Evangelium. Meine lieben Freunde, diese Behauptung ist durch nichts bewiesen. Es gibt überhaupt keinen irgendwie erkennbaren Zusammenhang zwischen den angeblichen Wundern in anderen Religionen und den wirklichen Wundern im Evangelium. Man geht weiter her und sagt: Ja, der Knabe Moses wurde von einer Tochter des Pharaonen gerettet, als er wie die jüdischen Knäblein in Ägypten ermordet werden sollte, und diese Geschichte hat das Vorbild abgegeben für die Rettungsgeschichte Jesu; dieser wurde nach Ägypten verbracht, um nicht mit den Knäblein durch Herodes getötet zu werden. Eine reine, ohne jeden Beweis hingestellte Behauptung, eine freche, eine unverschämte Behauptung! Als ob eine alttestamentliche Erzählung ein neutestamentliches Geschehen hervorgerufen habe; als ob man Jesus zugeschrieben hat, was an Moses geschehen ist.

Oder ein anderes Beispiel, wie man die Religionsgeschichte missbraucht. Die Propheten Elias und Elisäus haben nach dem Alten Testament Tote erweckt. Ja, sagt man jetzt, da Jesus auch ein Prophet war, hat man ihm ebenfalls Totenerweckungen zugeschrieben. Zuschreiben! Er hat sie nicht getan, sondern man hat ihm, um die Propheten des Alten Bundes zu überbieten, wunderbare Erscheinungen, vor allem Totenerweckungen, künstlich und unwahrhaftig zugeschrieben. Diese Behauptungen, meine lieben Freunde, sind durchweg erfunden und unhaltbar. Es hat nirgends einen Beweis dafür gegeben, dass ein wirklicher Zusammenhang zwischen den religionsgeschichtlichen Parallelen und dem Christusgeschehen besteht.

Die Religionen haben wohl allesamt ein höchstes Wesen angenommen, einen Hochgott, der alle anderen Götter überragt. Das ist ein Zeichen dafür, dass die religiöse Anlage des Menschen notwendig

dazu kommt, aus der Geschichte und aus der Natur auf Gott zuschließen. Das ist ja sogar eine Lehre der katholischen Kirche, dass man aus der Natur und aus der Geschichte auf den Schöpfer schließen kann, und das haben eben die Menschen fremder Religionen getan. Sie haben ein höchstes Wesen angenommen. Aber die christliche Religion weiß mehr von diesem höchsten Wesen als die fremden Religionen. Sie weiß vor allem Richtigeres von diesem höchsten Wesen. Die neutestamentliche Offenbarung korrigiert die Vorstellungen vom höchsten Wesen. Ich zitiere einige Texte.

Im Römerbrief schreibt Paulus: „Was man von Gott erkennen kann, ist ihnen offenbar. Sein unsichtbares Wesen, seine ewige Macht und Göttlichkeit sind seit Erschaffung der Welt durch das Licht der Vernunft an seinen Werken zu erkennen. Deshalb sind sie nicht zu entschuldigen. Denn obwohl sie Gott erkannten, haben sie ihn doch nicht als Gott geehrt noch ihm gedankt, sondern wurden töricht in ihren Gedanken. Ihr unverständiges Herz wurde verfinstert. Sie meinten weise zu sein und sind Toren geworden. Die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes vertauschten sie mit dem Bilde von vergänglichen Menschen, Vögeln, vierfüßigen und kriechenden Tieren.“ Hier weist Paulus auf die Verirrungen hin, in die die heidnischen Völker bei ihrer Gottesverehrung gefallen sind. Sie vertauschten den unvergänglichen Gott mit vergänglichen Menschen, Vögeln, vierfüßigen und kriechenden Tieren. Oder an einer anderen Stelle nennt er die Götzen der Heiden stumm. Das heißt, sie haben einen Mund, und sie können nicht sprechen; sie haben kein Leben. Wieder an einer anderen Stelle sagt Paulus von den heidnischen Göttern: „Ein jeder soll seine Gattin besitzen in Heiligkeit und Ehrbarkeit, nicht in leidenschaftlicher Lust wie die Heiden, welche Gott nicht kennen.“ Hier spricht Paulus den Heiden die Kenntnis Gottes ab: „...welche Gott nicht kennen.“ Sie haben Götzen, aber sie haben nicht Gott. Sie haben sich Gottheiten geschaffen nach ihrem eigenen Bilde, aber sie sind nicht Vorgebungen zum wahren transzendenten Wesen Gottes.

Die heidnischen Religionen haben auch das Gespür gehabt, dass man beten muß, dass man Gott ehren, anerkennen muß, dass man zu ihm rufen darf, dass man ihn bitten und zu ihm flehen darf. Die Ahnung des Numinosen, die im Menschen lebt, treibt eben mit einer gewissen Konsequenz Gebete hervor, die Anerkennung und Unterwerfung ausdrücken. Aber auch zu diesem Thema weiß das Neue Testament etwas zu sagen. In der Bergpredigt erklärt der Heiland: „Wenn ihr betet, sollt ihr nicht plappern wie die Heiden.“ Die Heiden plappern. „Wenn ihr betet, sollt ihr nicht plappern wie die Heiden. Denn diese meinen erhört zu werden, wenn sie viele Worte machen.“ Hier geißelt er die heidnische Frömmigkeit. Sie wollen Gott zur Erhörung ihrer Wünsche zwingen, indem sie Gebete häufen, indem sie plappern, indem sie viele Worte machen, und sie denken, dadurch seien sie der Erhörung gewiß. Das weist der Herr in der Bergpredigt ab.

Die Heiden haben auch gewusst, dass es beim Gebet nicht bleiben darf. Sie haben erkannt, dass man Gott etwas übereignen muß, dass man Gott etwas schenken muß, dass man etwas aus dem eigenen Vermögen, aus dem eigenen Eigentum aussondern muß, um es Gott zu übereignen, nämlich dass man Opfer darbringen muß. Und so haben sie Opfer dargebracht. Sie haben Körner auf den Altar gelegt und verbrannt; sie haben Garben zum Opfer gebracht; sie haben Tiere, Tauben, Schafe, Rinder geopfert. Ja, sie haben Menschen geopfert, um die erzürnten Götter zu versöhnen.

Zu diesem Opferdienst hat das Neue Testament ebenfalls einiges zu sagen, etwa im Hebräerbrief: „Unmöglich nimmt das Blut von Stieren und Böcken Sünden hinweg.“ Unmöglich nimmt das Blut von Stieren und Böcken Sünden hinweg. Diese Opfer erreichen nicht, was sie ersehnen, nämlich die Entsündigung des Menschen. Sie sind nicht fähig, das zu bewirken, was die Menschen mit ihnen erstreben. An einer anderen Stelle schreibt der Apostel Paulus: „Was die Heiden opfern, das opfern sie den bösen Geistern und nicht Gott.“ Ihr Opfer hat nicht das richtige Ziel. Es kommt beim Opfer darauf an, dass man die richtige Vorstellung von Gott hat, dann wird man auch richtig opfern. Aber die Heiden haben nicht die richtige Vorstellung von Gott. Was sie opfern, das opfern sie den Göttern, den bösen Geistern und nicht Gott.

Ein weiteres Element, das die natürlich religiöse Anlage des Menschen hervorgerufen hat, sind Waschungen. Der Mensch hat immer gespürt, dass man sich durch Sünden beschmutzt, dass man durch Unrecht in der Seele eine Kränkung der Seele herbeiführt und dass man davon frei werden möchte. Und da haben die Menschen zu dem gegriffen, was von körperlichem Schmutz befreit, nämlich zum Wasser. So wie Wasser von körperlichem Schmutz befreit, so haben sie ihre Zuflucht auch genommen zu Wasser, das von dem seelischen Schmutz befreien soll. Sie haben, wenn man so sagen

kann, Taufen erfunden. Aber diese Taufen des religionsgeschichtlichen Umfelds vermögen das nicht zu leisten, was ihre Anwender damit bezwecken. Selbst die Taufe Johannes des Täufers war nur eine Vorbereitung auf das eigentliche Taufgeschehen im Christentum. Paulus kam einmal nach Ephesus, und dort traf er einige Jünger. Er fragte sie: „Habt ihr den Heiligen Geist empfangen, als ihr gläubig wurdet?“ Sie antworteten: „Nein. Wir haben nicht einmal gehört, dass es einen Heiligen Geist gibt.“ Da fragte er weiter: „Welche Taufe habt ihr dann empfangen?“ „Die Taufe des Johannes“, erwiderten sie. „Ja“, erklärte dann Paulus, „Johannes hat eine Bußtaufe gespendet und dem Volke gesagt, sie sollten an den, der nach ihm kommt, glauben, nämlich an Jesus.“ Da sie dies hörten, ließen sie sich taufen auf den Namen des Herrn Jesus. Jetzt hatten sie die rechte Taufe. Jetzt hatten sie die einzige Taufe, die wirklich von der Sünde, vom Elend und vom Schmutz der Sünde befreien konnte. Und im Römerbrief erklärt Paulus noch ganz genau, warum allein die christliche Taufe kräftig ist, von Sünden zu befreien, weil sie nämlich ein Zusammenwachsen mit Jesus besagt. Die Taufe, die der Christ empfängt, ist Taufe auf den Tod und auf die Auferstehung Jesu. „Da wir der Sünde gestorben sind, wie sollten wir in ihr noch leben? Oder wisst ihr nicht, dass wir alle, die wir auf Christus Jesus getauft sind, auf seinen Tod getauft worden sind, denn mitbegraben sind wir mit ihm durch die Taufe auf den Tod, damit, wie Christus auferstanden ist von den Toten durch die Herrlichkeit des Vaters, so auch wir in einem neuen Leben wandeln.“

Die nichtchristlichen Religionen, die fremden Religionen, haben auch eine Ethik ausgebildet, also sittliche Gebote und Verbote. Sie haben eine Ahnung davon gehabt, dass Gott der Schöpfer und der Garant der Sittlichkeit ist, dass die Gebote nur dann eine Begründung haben, wenn sie von Gott kommen. Das haben sie geahnt. Und so haben sie eine Ethik geschaffen, also eine Summe von Geboten und Verboten, die teilweise übereinstimmen. Diese Ethik stammt teilweise aus der Uroffenbarung, teilweise aus dem Gewissen, aus der Erfahrung oder aus Übernahme von anderen Religionen. Aber diese Ethik ist eben unzulänglich. Der Mensch ist ja immer in Gefahr, die Gebote abzuschleifen, zu vermindern, alles Beschwerliche und Lästige abzustreifen. Das haben die fremden Religionen getan. Und deswegen verfallen sie und ihre Ethik auch dem Verdikt der christlichen Offenbarung. So schreibt Paulus im Römerbrief, weil die Heiden eben den wahren Gott nicht gekannt haben: „Darum überließ sie Gott schändlichen Leidenschaften. Ihre Weiber vertauschten den natürlichen Verkehr mit dem widernatürlichen. Ebenso verließen auch die Männer den natürlichen Umgang mit der Frau und entbrannten in wilder Gier gegeneinander. Männer verübten Schamloses aneinander und empfingen den gebührenden Lohn für ihre Verirrung an sich selbst. Weil sie die Gotteserkenntnis verwarfen, überließ sie Gott ihrer verworfenen Gesinnung, so dass sie taten, was nicht recht ist. Bosheit, Unzucht, Habsucht, Schlechtigkeit, Neid, Mord, Hader, Arglist, Tücke, Verleumder, Gottesfeinde, Spötter, Stolze, Prahler, Erfinder von Bösem, widerspenstig gegen die Eltern, unvernünftig, ungeordnet, ohne Liebe, ohne Treue, ohne Erbarmen.“ Das alles sind die Folgen einer falschen Ethik, die von falschen Religionen aufgestellt wurde.

Um noch ein letztes Beispiel zu erwähnen, wie das Neue Testament über die Ethik der Heiden denkt. Der Herr warnt die Christen, seine Anhänger, seine Jünger vor ängstlichem Sorgen. „So fragt nicht, was ihr essen und was ihr trinken sollt, und lasst euch nicht beunruhigen, denn nach all dem trachten die Heiden.“ Die Heiden sind eben nur an materiellen Werten interessiert: Essen, Trinken, Reisen, Urlaub machen, das ist das einzige, was die Heiden erstreben – auch die Heiden von heute! Ihre Ethik ist unzulänglich, und dementsprechend muß sie durch die neutestamentliche Ethik, durch die Ethik Christi ersetzt werden.

Meine lieben Freunde! Die Mittel, die der Mensch hat, um seine Beziehung zur Gottheit auszudrücken, sind nicht unbegrenzt. Deswegen sind sie auch in den verschiedenen Religionen ähnlich: Höchstes Wesen, Gebet, Opfer, Waschung, Ethik, Knien, Hände falten. Das alles kommt in den verschiedenen Religionen vor. Was daran richtig ist, das wird durch die christliche Religion bestätigt. Aber das ist eben der einzige gottgegebene Maßstab, um die fremden Religionen zu beurteilen, die christliche Religion. Das ist der einzige Maßstab, der richtigerweise an diese Religionen angelegt wird. Und deswegen sind die Religionen entweder rührende oder abstoßende Weisen, wie man zu Gott kommen will, wie man versucht, in Verbindung mit der Gottheit zu treten. Aber nur eine Religion führt zu Gott.

Papst Paul VI. schrieb in seiner Ermahnung „Evangelii nuntiandi“: „Durch unsere Religion wird wirklich die echte und lebendige Verbindung mit Gott hergestellt, welche die anderen Religionen nicht herstellen können, auch wenn es scheinen mag, dass sie sozusagen ihre Arme zum Himmel ausstrecken.“ Schöner kann man es kaum sagen. Durch unsere Religion wird wirklich die echte und lebendige Verbindung mit Gott hergestellt, welche die anderen Religionen nicht herstellen können, auch wenn es scheinen mag, dass sie sozusagen ihre Arme zum Himmel ausstrecken.

Die Religionen vor Christus standen im Advent. Sie warteten auf den Erlöser und hatten damit eine Vorläuferfunktion. Sie waren zu diesem Zeitpunkt insofern berechtigt, als die Offenbarung noch nicht geschehen war. Nach dem Erscheinen des Erlösers stehen die fremden Religionen nicht mehr im Advent, sondern im Widerstand gegen die Offenbarungsreligion. Ihre Stunde ist abgelaufen; sie haben ihr Daseinsrecht verwirkt. Jetzt gilt der Satz: „Es ist in keinem anderen Namen Heil zu gewinnen als im Namen Jesu, denn einer allein ist der Herr, einer allein ist der Höchste, Jesus Christus, in der Herrlichkeit Gottes des Vaters.“

Amen.



Prof. Dr. Georg May

## Die Evangelien – das Wort Gottes (6)

(Über die Evangelien als Tatsachenberichte)

01.08.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Seit geraumer Zeit befassen wir uns mit der Glaubwürdigkeit der Evangelien. An dieser Glaubwürdigkeit hängt unser Glaube. Wenn das, was die Evangelisten uns berichten von Worten und Taten Jesu, nicht stimmt, dann stimmt unser Glaube nicht, dann sind wir Betrogene und wir Priester womöglich betrogene Betrüger. Es kommt bei den Aussagen der Evangelisten auf ihre Absicht an, auf die Aussageabsicht, die sie bei ihrer Darstellung haben. Und daran besteht kein Zweifel: Die Evangelisten wollen Geschichte berichten; sie wollen Tatsachen berichten. Was sie ihren Lesern darbieten, das sind Fakten, nicht ausgeklügelte Phantasien, nicht Erfindungen, zurechtgemacht, um die Leser und Hörer zu täuschen, sondern was sie darbieten, ist die Wahrheit des Geschehens um Jesus, unseren Herrn. Dagegen hilft nicht der Einwand, dass man sagt, die Evangelien seien Heilsverkündigung. Das ist kein Gegensatz zur Tatsächlichkeit, denn diese Heilsverkündigung hängt an den Fakten! Die Heilsverkündigung ist an Tatsachen gebunden.

Gewiß sind die Evangelien von gläubigen Männern verfasst. Aber ihr Glaube hat sie nicht gehindert, die Wahrheit zu sagen. Er hat sie im Gegenteil verpflichtet, zur Wahrheit zu stehen. Sie wollen ihre Leser und Hörer zum Glauben führen, und das kann man nicht, indem man etwas erdichtet oder erfindet. Im zweiten Petrusbrief sagt der Apostel: „Wir haben uns nicht an ausgeklügelte Fabeln gehalten, als wir euch die machtvolle Ankunft unseres Herrn Jesus kundtaten, sondern wir sind Augenzeugen seiner Erhabenheit gewesen.“ Keine Phantasien, nicht ausgeklügelte Fabeln bieten sie dar, sondern „wir sind Augenzeugen seiner Erhabenheit gewesen“. Zeugen sind Menschen, die etwas wiedergeben, was sie erlebt, was sie gehört, was sie gesehen haben. Das ist das Zeugnis der Evangelien.

Die Evangelisten haben ein historisch-biographisches Interesse, aber nur so weit, als es für die Heilsverkündigung notwendig ist. Wir wüssten gern mehr von Jesus. Wir würden gern erfahren, wer seine Großeltern waren. Wir würden mehr über das Leben des heiligen Joseph wissen mögen. Wir würden auch weitere Nachrichten von Maria freudig entgegennehmen. Aber die Evangelisten sind mit all diesen Dingen sparsam, und die Apokryphen, also die von der Kirche verworfenen Schriften, suchen das Schweigen der Evangelien zu ergänzen durch Fabeln. Diese Fabeln hat die Kirche abgewiesen. Sie hat die apokryphen Erzeugnisse nicht in den Kanon, d.h. in das Verzeichnis der anerkannten Schriften aufgenommen.

Die Evangelisten scheuen sich auch nicht, unangenehme Tatsachen zu berichten. Johannes der Täufer war ein Asket. Er trank keinen Wein, er nährte sich von Honig und Heuschrecken. Jesus lebte ein ganz normales Leben, und da erhob sich der Vorwurf gegen ihn: „Er ist ein Fresser und Weinsäufer.“ Das steht im Evangelium, der Vorwurf gegen Jesus, er sei ein Fresser und Weinsäufer. Warum haben die Evangelisten das nicht unterdrückt? Weil sie wahrhaftig waren. Sie haben auch andere unangenehme Dinge ausgesagt, etwa den Leidenskampf Jesu im Ölgarten. Warum haben sie das nicht verschwiegen, dass Jesus gezittert und gezagt hat, dass der Schweiß ihm wie Blutstropfen zur Erde rann? Warum haben sie das nicht unterdrückt? Weil sie wahrhaftig waren, weil sie Jesus so geschildert haben, wie er war, nicht, wie ihn Phantasten zurechtgeträumt haben. Die Evangelien sind Tatsachenberichte, und die Evangelisten wollen Tatsachen vermelden. An mehreren Stellen kommt das zum Ausdruck.

So heißt es beispielsweise im Johannesevangelium: „Noch viele andere Zeichen hat Jesus vor den Augen seiner Jünger getan, die nicht in diesem Buche aufgezeichnet sind. Diese aber sind aufgeschrieben worden, damit ihr glaubt, dass Jesus der Messias ist, der Sohn Gottes, und damit ihr durch Glauben Leben habet in seinem Namen.“ Noch viele andere Zeichen hat Jesus „getan“, nicht sind solche erfunden worden, sondern sie sind geschehen; es handelt sich um Tatsachen, es handelt sich um Fakten. An einer anderen Stelle schreibt Johannes: „Jesus aber hat noch viele andere Dinge getan. Wenn man diese aufschreiben wollte, so glaube ich nicht einmal, die Welt würde die Bücher fassen, die geschrieben werden müssten.“ Und noch an einer dritten Stelle versichert uns Johannes. dass viele von den Juden an seinen Namen glaubten, „da sie die Wunder sahen, die er wirkte.“ Sie haben nicht geglaubt, weil etwas von ihm berichtet wurde, sondern weil sie gesehen haben, dass er mächtig ist und dass er Machttaten vollbringen kann, dass er Wunder wirken kann, die kein anderer vor ihm getan hat. „So etwas haben wir überhaupt noch nicht gesehen“, sagen einmal die Volksmassen, als Jesus ein Wunder gewirkt hatte.

Im Matthäusevangelium ist uns eine wichtige Stelle aufbewahrt, die zeigt, dass die Wunder Jesu Tatsachen waren. „Darauf begann er die Strafrede an die Städte, in denen seine meisten Wunder geschehen waren, weil sie sich nicht bekehrt hatten: Wehe dir, Chorazin! Wehe dir, Bethsaida! Denn wenn zu Tyrus und Sidon die Wunder geschehen wären, die bei euch geschehen sind, hätten sie längst in Sack und Asche Buße getan.“ Diese Rede ist deswegen so wertvoll, weil sie bezeugt: Wenn diese Wunder nicht geschehen wären, hätte Jesus nicht so reden können. Wie hätte er die Städte anklagen können, sich nicht bekehrt zu haben, wenn die Wunder nicht geschehen wären? Weil sie geschehen sind und sie sich nicht bekehrt haben, deswegen ruft er das „Wehe“ über diese Städte aus.

Die modernistischen Theologen sprechen gern vom „österlichen Jesus“. Als ich anfing, ihre Bücher zu lesen, da dachte ich: Warum soll man nicht vom österlichen Jesus sprechen? Das ist eben Jesus, der auferstanden ist. Er hat ja 40 Tage zu seinen Jüngern gesprochen. Erst allmählich bin ich dahinter gekommen, dass diese ungläubigen Theologen mit dem „österlichen Jesus“ die Phantasie der Gemeinde bezeichnen. Sie meinen nicht etwa Jesus, der mit den Jüngern 40 Tage lang verkehrt ist, sondern sie meinen die Gemeinde, die diese Worte Jesus in den Mund gelegt hat. Eine Verkehrung diabolischer Art!

Nein, meine lieben Freunde, wir wissen, was in Wahrheit mit österlicher Sicht der Geschehnisse Jesu gemeint ist. Die Jünger Jesu haben zu seinen Lebzeiten vieles, was er getan und gesagt hat, nicht verstanden. Das bezeugen ja die Evangelien sehr eindeutig. Etwa im Lukasevangelium heißt es, als Jesus seine Leidensweissagung machte: „Sie verstanden diese Worte nicht. Es war für sie dunkel, so dass sie sie nicht erfassten. Doch scheuten sie sich, ihn darüber zu fragen.“ Die Jünger haben zu Lebzeiten Jesu vieles nicht verstanden. Es war ihnen unklar, es ging über ihren Horizont. Erst als Jesus auferstanden war, da begriffen sie Sinn und Tragweite seiner Worte. Aber diese österliche Blickrichtung, die ihnen den Sinn von Jesu Worten und Tun eröffnete, hat nichts dazu beigetragen, Worte oder Taten Jesu zu erfinden. Im Gegenteil. Gerade weil eben vorher etwas gesagt worden war, was sie nicht verstanden hatten, ist ihnen erst nach Ostern der Sinn erschlossen worden. Sie haben erst im Lichte der Auferstehung begriffen, dass alles so verlaufen musste, wie Jesus es vor ihnen vollführt hat.

Die Evangelien wissen sehr genau zu unterscheiden zwischen Taten Jesu und zwischen Erzählungen Jesu, den Gleichnissen. Die Gleichnisse sind Geschichten, die Jesus den Jüngern erzählt hat. Es heißt dann immer: „Er trug ihnen dieses Gleichnis vor.“ Etwa im 15. und 16. Kapitel des Lukasevangeliums wird immer wieder gesagt: „Er trug ihnen dieses Gleichnis vor.“ Gleichnisse sind Erzählungen, die bestimmte religiöse Wahrheiten verdeutlichen sollen. Sie sind eine bestimmte literarische Gattung, die selbstverständlich ihre Berechtigung hat, die aber nicht mit den Taten Jesu gleichgesetzt werden können. Die Taten Jesu sind keine Gleichnisse, die Taten Jesu sind Fakten. Die Gleichnisse sind Lehrerzählungen im Munde Jesu, mit denen er seine Jünger belehren wollte.

Nun wird im Evangelium an zahlreichen Stellen darauf hingewiesen, dass sich im Leben Jesu Weissagungen des Alten Testaments erfüllt haben. Ich werde Ihnen ein paar dieser Stellen vorlesen. Vor allem finden sie sich im Matthäusevangelium. Als Maria vom Heiligen Geiste empfangen hatte und der Engel ihr die Botschaft brachte, da schreibt Matthäus: „Dies alles ist geschehen, damit in Erfüllung gehe, was vom Herrn durch den Propheten gesagt worden war: Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und man wird ihm den Namen Emanuel geben, das heißt Gott mit uns.“

Diese Weissagung ist nach Matthäus in der Geburt Jesu in Erfüllung gegangen. Oder an einer anderen Stelle schreibt er, als der bethlehemitische Kindermord geschehen war, „da wurde erfüllt, was gesagt ist durch den Propheten Jeremias: Eine Stimme ward gehört zu Rama, großes Weinen und Wehklagen. Rachel beweint ihre Kinder und will sich nicht trösten lassen, weil sie nicht mehr sind.“ Vor allem in der Passionsgeschichte wird immer wieder darauf hingewiesen, dass das, was dort an Jesus geschehen ist, vorausgesagt worden ist, also von Gott vorherbestimmt worden ist. Etwa in der Erzählung von der Gefangennahme Jesu: „Da sagte Jesus zu ihnen: In dieser Nacht werdet ihr alle an mir Anstoß nehmen, denn – Begründung! – es steht geschrieben: Ich will den Hirten schlagen, und die Schafe der Herde werden sich zerstreuen.“ Eine Weissagung aus dem Buche des Propheten Zacharias. Oder an einer anderen Stelle, als Judas das Blutgeld in den Tempel warf, da nahmen es die Oberpriester und kauften davon einen Acker. „So erfüllte sich das Wort des Propheten Jeremias: Sie nahmen die 30 Silberlinge, den Preis, um den die Söhne Israels den Hochgeschätzten eingeschätzt haben, und gaben sie für den Töpferacker, wie mir der Herr aufgetragen hat.“ Und noch ein Wort, in dem eine Weissagung in Erfüllung ging. Die Soldaten nahmen die Kleider des Herrn und verteilten sie unter sich und warfen das Los darüber. „So sollte das Wort des Propheten in Erfüllung gehen: Sie haben meine Kleider unter sich geteilt und über mein Gewand das Los geworfen.“

Jetzt kommen die ungläubigen Theologen daher und sagen: Ja, diese Erzählungen im Evangelium sind frei erfunden. Man hat sie aus den Weissagungen herausgepresst. Man hat die Weissagungen gelesen, und dann hat man das, was in den Weissagungen steht, Jesus zugeschrieben. Meine lieben Freunde! Jedermann fasst sich an den Kopf und fragt sich: Ist das nicht ein gigantischer Unsinn? Ist es nicht gerade umgekehrt? Weil diese Dinge geschehen sind, hat man im Alten Testament geforscht, hat man nachgelesen, und da ist man auf die Stellen gestoßen, in denen Vorgänge vorhergesagt wurden, die sich an Jesus ereignet haben. Es ist gerade umgekehrt. Das Primäre sind die Fakten, und von den Fakten ist man vorgestoßen zu den Weissagungen im Alten Bunde. „Es ist erfüllt“, das bedeutet, was vorher nur eine Ankündigung war, ist jetzt in Jesus Ereignis, Tatsache geworden. Der Leser des Evangeliums wird geradezu aufgefordert, beides zu vergleichen, die Weissagung des Alten Bundes und die Tatsachen im Neuen Bunde. Bestimmte Ereignisse im Leben Jesu sind geschehen. Im Lichte dieser Geschehnisse hat man das Alte Testament gelesen und ist auf die Stellen gestoßen, die als Vorankündigung für die Ereignisse in Frage kamen. Ob sie immer gerade so passen, das ist eine andere Frage. Manchmal kommt uns diese Anwendung ein wenig gekünstelt vor. Aber gerade weil es so ist, sind die Tatsachen sicher, auch wenn ihre Ankündigung uns manchmal etwas an den Haaren herbeigezogen vorkommen will.

Noch ein letzter Einwand, meine lieben Freunde, wird von den ungläubigen Theologen gemacht, nämlich sie weisen darauf hin, dass die Chronologie, also die Zeitenabfolge, in den Evangelien nicht streng eingehalten ist. Zugegeben. Die Evangelisten hatten die Freiheit, nach ihren theologischen Gesichtspunkten den Stoff, den sie vorfanden, zu gliedern. Und das haben sie getan. Sie haben das, was ihnen von Worten und Taten Jesu überliefert wurde, in Gruppen zusammengefasst. Zusammenpassendes haben sie vereint, etwa im 4. Kapitel von Markus sind Gleichnisse zusammengefasst. Das ist eine legitime Weise, wie man ein Buch schreibt. Man fasst Zusammengehöriges zusammen. Oder im 10. Kapitel bei Matthäus sind die Weisungen für die Aussendung der Jünger zusammengefasst. Warum nicht? Da hat man sie an einer Stelle beisammen. Dadurch ändert sich an der Zuverlässigkeit des Berichteten überhaupt nichts.

Für die Evangelien gilt das, was Lukas am Beginn seines Buches schreibt. „Schon manche haben es unternommen, eine Erzählung der Begebenheiten zu verfassen, die sich unter uns zugetragen haben, so wie es uns die überliefert haben, die von Anfang an Augenzeugen und Diener des Wortes gewesen sind. So habe auch ich mich entschlossen, allem von den ersten Anfängen an sorgfältig nachzugehen und es für dich, edler Theophilus, der Reihe nach niederzuschreiben, damit du dich von der Zuverlässigkeit der Lehren, über die du unterrichtet worden bist, überzeugen kannst.“ Er spricht von Begebenheiten, also von Taten, die überliefert worden sind, und zwar von den Augenzeugen, von denen, die sie miterlebt haben. Und er schreibt das jetzt auf, um seine Leser von der Zuverlässigkeit dessen zu überzeugen, was ihnen von Jesus berichtet worden ist. Nicht ausgeklügelten Fabeln sind die Evangelisten gefolgt, sondern den Wahrheiten, die Jesus von sich gelehrt hat, und den Taten, die er vollbracht hat.

Wir können uns auf die Zuverlässigkeit der Evangelien verlassen. Das Zweite Vatikanische Konzil hat in schöner Weise diese Wahrheit festgehalten, wenn es erklärt hat: „Unsere heilige Mutter, die Kirche, hat entschieden und unentwegt daran festgehalten und hält daran fest (auch heute), dass die vier genannten Evangelien, deren Geschichtlichkeit sie ohne Bedenken bejaht – deren Geschichtlichkeit sie ohne Bedenken bejaht –, zuverlässig überliefern, was Jesus, der Sohn Gottes, in seinem Leben unter den Menschen zu deren ewigem Heil wirklich getan und gelehrt hat bis zu dem Tag, da er aufgenommen wurde.“

Wir können uns, meine lieben Freunde, die Aussage des heiligen Petrus in seinem zweiten Brief zu eigen machen: „Wir sind nicht ausgeklügelten Fabeln gefolgt, als wir die Herrlichkeit unseres Herrn angenommen und bekannt haben, sondern wir haben uns an das gehalten, was die Augen- und Ohrenzeugen seiner Erhabenheit uns vermittelt haben.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Evangelien – das Wort Gottes (7)

(Über die Zuverlässigkeit der biblischen Berichte)

08.08.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Viele Prediger sprechen von den „Geschichten“, die im Evangelium stehen, und sie lassen es damit zumindest offen, ob es sich dabei um wirkliche Begebnisse oder um fromme Märchen handelt. Als ein Prediger einmal wieder von einer „Geschichte“ sprach, die im Evangelium vorgetragen wurde, stellte ihn nach der Messe eine Dame zur Rede. „Warum sprechen Sie eigentlich von Geschichten und nicht von Berichten? Sind die Schilderungen der Evangelien denn keine Berichte?“ „In der heutigen Theologie nicht“, gab der Priester ihr zur Antwort. In der heutigen Theologie nicht! Also in einer Theologie, die nicht beim Evangelium bleibt, sondern das Evangelium modelt nach dem eigenen Geschmack und nach dem Zeitgeist.

Was wir in den Evangelien vor uns finden, das sind Berichte von den Großtaten Gottes, von Jesu Wirken, von seinen Reden, von seinem Leiden und von seinem Auferstehen. Berichte sind Wiedergabe von Wirklichkeiten. Geschichten können erfunden sein. Im heutigen Evangelium sagt es ja der Herr deutlich, dass er seinen Zuhörern ein Gleichnis vortrug, und das ist eine erfundene Geschichte. Jawohl, ein Gleichnis ist eine erfundene Geschichte, das ist kein Bericht. Berichte dagegen geben wieder, was wirklich geschehen ist.

Dabei kommt es auf die Treue, auf die geschichtliche Treue des Berichteten an. Man kann Tatsachen in jeder literarischen Gattung aussagen. Es ist nicht so, dass man von vornherein eine literarische Gattung der Ungeschichtlichkeit zuordnen könnte. Es ist möglich, in einer Sage, in einem Roman, in einer Novelle Tatsächliches auszusagen. Es gibt ja die eigene Form der historischen Romane, in denen gewiß manches ausgemalt und erfunden ist, aber doch im Grunde Tatsachen berichtet werden. Also es ist falsch, aus der literarischen Gattung von vornherein auf die Ungeschichtlichkeit des Inhalts zu schließen.

Ebenso ist es falsch, aus der Verwendung einer bestimmten Terminologie die Ungeschichtlichkeit zu behaupten. Man kann in jeder Terminologie etwas Wirkliches, etwas Tatsächliches aussagen. Jeder, der die Evangelien liest, merkt, dass das Johannesevangelium in manchen Dingen anders spricht als die drei ersten Evangelien. Johannes redet am Anfang, in seinem Prolog, von dem „Logos“, von dem Wort, das war und das erschienen ist. Kein anderer Evangelist verwendet diesen Terminus. Und doch wissen wir, dass Johannes damit etwas Wirkliches aussagen will, was auch die anderen Evangelisten bekennen, nämlich die Präexistenz Jesu. Er hatte eine Vorexistenz, bevor er aus dem Schoße Mariens, der Jungfrau, geboren wurde. Und deswegen spricht er vom Logos, verwendet er einen Begriff, den er aus der spätjüdischen Philosophie des Hellenismus entnommen hat. Warum nicht? Wenn das ein geeignetes Gefäß ist, um die Wahrheit zu bergen, warum soll man sich nicht dieser Terminologie bedienen? Und Johannes hat sich ihrer bedient, aber nicht um Spekulationen vorzutragen, sondern um das auszusagen, was wirklich geschehen ist: „Wir haben seine Gnade und Wahrheit gesehen.“

Barbara Beus, eine Schriftstellerin, hat die Wiedertäufer im 16. Jahrhundert geschildert. Die Wiedertäufer hatten in Münster ein eigenes Reich aufgerichtet, und sie zerstörten die Kirchen, sie verbrannten die Archive, sie zerrissen die Bücher, sie lebten in Vielweiberei. Der König dieser Wiedertäufer hatte 16 Frauen. Sie haben also eine absichtliche Zerstörung der gesellschaftlichen und kirchlichen Ordnungen vollbracht. Und Barbara Beus schildert diesen Vorgang in der Weise, wie man in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts sprach. Sie sagt nämlich, die Wiedertäufer hätten versucht, aus den bestehenden Ordnungen auszusteigen und eine alternative Lebensform zu praktizieren. Das ist die Sprache

der 70er Jahre des 20. Jahrhunderts, und trotzdem wird mit dieser Terminologie die Wirklichkeit des 16. Jahrhunderts richtig beschrieben. Also das nur zum Beispiel dafür, dass man auch mit einer späteren Terminologie frühere Ereignisse richtig und wahrhaftig wiedergeben kann.

Die Evangelien geben keine genaue geschichtliche Abfolge der Ereignisse des Lebens Jesu. Sie sind weder ein Protokoll noch ein Itinerar. Ein Protokoll ist die Aufzeichnung der wesentlichen Dinge, die in einem Gespräch oder in einem Ereignis passiert sind. Ein Itinerar ist die Angabe des Reiseweges, den jemand zurückgelegt hat. Beides wollen die Evangelisten nicht vollbringen. Sie legen bei der Berichterstattung über Jesus keinen Wert auf die Einzelheiten seines Weges und sprechen ganz unbekümmert davon, dass Jesus bestimmte Worte gesagt hat, auch wenn sie scheinbar nicht zu seinem bisherigen Leben passen. Ich erwähne ein Beispiel. Im Lukasevangelium sagt der Herr: „Jerusalem, Jerusalem, das du die Propheten tötest und die steinigst, die zu dir gesandt werden! Wie oft – wie oft! – wollte ich deine Kinder versammeln wie eine Henne ihre Küchlein unter ihren Flügeln, ihr aber habt nicht gewollt.“ Wie oft wollte ich deine Kinder sammeln! Es ist hier an dieser Stelle von dem erstmaligen und einmaligen Aufenthalt Jesu in Jerusalem die Rede. Aber das Wort spricht deutlich aus, dass Jesus mehrfach in Jerusalem gewesen sein muß. Diese früheren Aufenthalte übergeht Lukas. Kein Widerspruch. Es hat ihm nichts daran gelegen. Er berichtet nur von einem Aufenthalt, aber aus diesem Worte ergibt sich, dass er mehrfach in Jerusalem war. „Wie oft wollte ich deine Kinder sammeln! Ihr aber habt nicht gewollt.“ Man sieht die Treue der Überlieferung. Lukas hat das Wort des Herrn nicht gemodelt, so dass es zu seiner Darstellung passt, sondern er hat es stehen lassen, wie es gesprochen worden ist.

Jedes Werk, jedes Buch, jeder Brief ist als eine Einheit zu verstehen. Man muß die einzelnen Sätze auf das Ganze beziehen und das Ganze heranziehen, um die einzelnen Sätze zu verstehen. Nur wenn man dieses hermeneutische Prinzip nicht beachtet, glaubt man Widersprüche im Evangelium finden zu können. Wiederum ein Beispiel. Johannes schreibt in seinem vierten Evangelium, dass Jesus erklärt hat: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, wenn jemand nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und dem Geiste, so kann er nicht in das Reich Gottes eingehen.“ Hier wird also die Geburt aus dem Geiste als Bedingung für das Eingehen in das Himmelreich beschrieben. Ein paar Zeilen später sagt der Herr: „Jeder, der an ihn glaubt, geht nicht verloren, sondern hat das ewige Leben.“ Hier wird als Bedingung für das ewige Leben der Glaube angegeben. Ein Widerspruch? Mitnichten! Beides gehört zusammen. Der an den Sohn Glaubende ist der aus dem Geiste Geborene, denn man kann nicht glauben ohne den Geist. Der an den Sohn Glaubende ist der aus dem Geiste Geborene. Die Geburt aus dem Geiste ist das objektive Element der Wiedergeburt, und der Glaube ist das subjektive Element der Wiedergeburt. Geistmitteilung und Glaube müssen zusammenkommen, um sie zu bewirken. Das eine ist der objektive Faktor, das andere der subjektive Faktor. Also kein Widerspruch, sondern eine Ergänzung, eine Zusammengehörigkeit.

Im Evangelium kommen häufig Äußerungen vor, die nicht buchstäblich zu verstehen sind. Im 19. Kapitel bei Johannes heißt es: „Er überließ ihn ihnen zur Kreuzigung.“ Pilatus nämlich überließ ihn (Jesus) ihnen, den Juden – den Juden! – zur Kreuzigung. Ein paar Zeilen später aber heißt es: „Die Soldaten nahmen die Kreuzigung vor.“ Ein Widerspruch? Mitnichten! Wenn der Evangelist sagt, dass Pilatus Jesus den Juden zur Kreuzigung überließ, dann will er damit sagen: Sie sind die Hauptverantwortlichen. Sie haben den Tod Jesu gewollt, und er hat ihnen den Willen getan. Die Ausführung selbst nahmen, wie es vorgeschrieben war, römische Soldaten vor. Also nicht buchstäblich ist der Text zu verstehen, sondern in einem davon verschiedenen Sinne. Er tat ihnen den Willen und hat ihnen damit Jesus ausgeliefert. An einer anderen Stelle sagt Johannes voraus, dass Jesus gemäß der Weissagung im Buche Zacharias erleben würde, wie seine Jünger sich zerstreuen, „ein jeder in das Seine oder nach Hause“. Die Jünger würden sich in der Passion Jesu zerstreuen, ein jeder in das Seine oder nach Hause. Wenn man diese Äußerung streng wörtlich nehmen würde, streng buchstäblich verstehen würde, dann müsste man annehmen, dass die Jünger an Karfreitag oder am Karsamstag nach Galiläa aufgebrochen wären, denn dort waren die meisten zu Hause, während aber doch Johannes ein paar Zeilen weiter schreibt, dass sie in Jerusalem versammelt waren. Ein Widerspruch? Mitnichten! Wenn Jesus das Zitat aus dem Propheten Zacharias anführt, dann will er damit sagen, sie waren nur um ihre eigene Sicherheit besorgt und haben ihn verlassen, haben sich zerstreut. Es soll nicht wörtlich verstanden werden, dass jeder wieder in seine Hütte zurückgegangen ist, aus der er gekommen war.

In den Evangelien werden manchmal Namen angegeben, Namen von Personen, die in den Gesichtskreis Jesu getreten sind, die mit ihm gewandert sind, die bei seinem Tode zugegen waren. Markus und Matthäus berichten, dass unter dem Kreuze viele Frauen standen, darunter Maria Magdalena, Maria, die Mutter des Jakobus, und die Mutter der Söhne des Zebedäus. Sie erwähnen also viele Frauen, darunter drei mit Namen: Maria Magdalena, Maria, die Mutter des Jakobus, und die Mutter der Söhne des Zebedäus, nämlich Salome. Der Evangelist Lukas erwähnt keine einzige mit Namen. Er spricht auch davon, dass Frauen unter dem Kreuze standen, aber er verzichtet darauf, Namen zu erwähnen. Und Johannes nennt teilweise andere: „Es standen unter dem Kreuze seine Mutter, die Schwester seiner Mutter, Maria, die Mutter des Cleophas, und Maria Magdalena.“ Jeder Evangelist hat die Personen genannt oder auch nicht genannt, wie Lukas, die ihm wichtig erschienen; andere hat er beiseite gelassen. Dadurch wird nicht geleugnet, dass auch die anderen genannten Frauen unter dem Kreuze standen. Es wird nur darauf verzichtet, sie zu nennen.

Da kann ich Ihnen ein Beispiel erzählen, meine lieben Freunde. Am 25./26. Juni 1983 fand in München ein Treffen der Kirchenrechtler statt. Bei dieser Zusammenkunft wurde eine Liste herumgereicht, auf der die Namen derer verzeichnet waren, die daran teilnahmen. Ich selbst war anwesend und hielt einen Vortrag. Aber mein Name fehlte auf der Liste. Man kann also aus der Nichterwähnung nicht auf die Nicht-Anwesenheit schließen. Man hat den Namen aus Vergeßlichkeit oder aus anderen Gründen ausgelassen. An diesem Beispiel mögen Sie sehen, wie gefährlich es ist, ein Argument aus dem Schweigen einer Quelle zu ziehen. Nicht-Erwähnung besagt nicht notwendig Nicht-Anwesenheit.

Daß die Heilige Schrift nicht leicht zu verstehen ist, das ist der Kirche immer klar gewesen. Alle Häresien der Kirchengeschichte haben aus der Schrift ihre Scheinargumentation bezogen. Alle Häresien der Kirchengeschichte sind an der Schrift entstanden. Alle Irrtümer berufen sich auf die Schrift. Einige dieser Irrtümer will ich nennen. Bei den modernistischen Theologen ist häufig die Rede von der sogenannten Naherwartung. Damit ist gemeint, dass die Letzten Dinge nach der Meinung Jesu und nach der Meinung seiner Jünger unmittelbar bevorstünden. Aber da sie nicht eingetreten sind, haben sie, so sagt man, sich getäuscht. Nun gibt es in den Evangelien tatsächlich Stellen, die schwer zu verstehen sind. Zum Beispiel heißt es bei Matthäus: „Wenn man euch verfolgt in dieser Stadt, flieh in eine andere! Wahrlich ich sage euch, ihr werdet noch nicht fertig sein mit den Städten Israels, bis der Menschensohn kommt.“ Hier wird also scheinbar ausgesagt, dass die Wiederkunft Jesu, die Parusie, kurze Zeit nach seinem Leidensschicksal eintreten werde. Oder bei Markus heißt es: „Er sprach zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch, einige von denen, die hier stehen, werden den Tod nicht kosten, bis sie das Reich Gottes kommen sehen mit Macht.“ Hier scheint ausgesagt zu sein, dass die Ankunft des Reiches Gottes, um die wir ja im Vaterunser beten, noch zu Lebzeiten einiger dieser Jünger geschehen werde. Um in dieser Frage eine gewisse Klärung zu erzielen, muß man mehrere Dinge bedenken. Einmal spricht Jesus als Prophet; er war ja ein Prophet. Bei den Propheten gibt es die Kategorie der verkürzten Perspektive, das heißt, der Prophet sieht Dinge, die weit auseinanderliegen, zusammen, so wie man, wenn man vor den Alpen steht, einen Hügel neben dem anderen liegen sieht, obwohl sie kilometerweit auseinander sind. Das ist die Kategorie der verkürzten Perspektive, die zeitlich verschieden Gelagertes in eins sieht. Dann muß man bedenken, dass es im Evangelium sowohl eine futurische als auch eine präsentische Eschatologie gibt. Eschatologie ist die Lehre von den Letzten Dingen, also von der Wiederkunft Christi, dem neuen Himmel und der neuen Erde, der Schaffung des Gottesreiches. Die futurische Eschatologie erwartet die Ankunft des Reiches Gottes in der Zukunft. Wir beten darum in jedem Vaterunser: „Dein Reich komme!“ Damit ist gemeint das Gottesreich, das Christus in seiner Parusie heraufführen wird. Aber es gibt auch eine präsentische Eschatologie, das heißt, Ereignisse, die wir eigentlich im vollen Sinne für die Zukunft erwarten, sind schon Gegenwart.

Das sagt der Herr selber, als er angesprochen wird wegen seiner Dämonenaustreibungen. Da entgegnet er den Jüngern, die von den Gegnern den Vorwurf gehört hatten, er treibe die Dämonen mit Hilfe des obersten der Teufel aus: „Wenn ich mit dem obersten der Teufel die Teufel austreibe, womit treiben dann eure Söhne sie aus? Wenn ich aber mit dem Finger Gottes die Teufel austreibe, dann ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen.“ Das ist präsentische Eschatologie. Das Reich Gottes ist in gewisser Hinsicht schon da, nämlich weil der Herold des Reiches Gottes schon da ist, Jesus Christus, unser Herr. Er führt das Reich Gottes herauf. Wo er ist, da ist das Reich Gottes.

So wird man auch diese genannten Stellen, die gewiß mehrfacher Deutung fähig sind, nicht als Einwand gegen die Irrtumslosigkeit Christi anführen können. Denn der Herr hat ja selber vorausgesagt, das Ende werde erst kommen, wenn das Evangelium in der ganzen Welt verkündet ist. Da würde er sich ja selber widersprechen, denn die Verkündigung des Evangeliums in der ganzen Welt konnte er nun wirklich nicht zu Lebzeiten seiner Jünger erwarten. Die Lösung dieser Problematik der Naherwartung liegt in einem einzigen Satz, den ich Ihnen vermitteln möchte, und dieser Satz lautet: Was jederzeit eintreten kann, ist immer nahe. Diesen Satz müssen Sie sich merken: Was jederzeit eintreten kann, ist immer nahe. Und da die Parusie Jesu jederzeit eintreten kann, wenn es eben Gott so gefällt, deswegen muß man sich ständig auf sie einrichten, deswegen darf man nicht gottvergessen dahinleben, sondern muß sich so verhalten, dass diejenigen, die besitzen, so seien, als ob sie nicht besäßen, und diejenigen, die kaufen, als ob sie nicht kauften.

Es ist also keineswegs so, dass wir infolge schwieriger Stellen an der Wahrhaftigkeit, an der Redlichkeit, an der Wirklichkeit der Evangelien zweifeln müssten. Aber, meine lieben Freunde, ich sage noch einmal: Die Lektüre der Heiligen Schrift ist erhaben und groß, doch ihr Verstehen ist schwierig. Alle Häresien der Kirchengeschichte haben von der Bibel den Ausgang genommen. Die Glaubensneuerer des 16. Jahrhunderts haben sich auch auf die Bibel berufen. Aber selbst sie konnten sich nicht einigen. Im Jahre 1529 fand in Marburg in Hessen das Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli statt. Das Gespräch drehte sich um die Eucharistie. Aber die Teilnehmer konnten sich nicht einigen. Luther beharrte auf seinem Verständnis und Zwingli auf seinem. Und sie gingen auseinander, indem Luther sagte: „Ihr habt einen anderen Geist.“

Wir müssen also die Bibel zwar als das höchste und kostbarste Buch betrachten, das uns geschenkt ist. Aber für die Praxis, für das tägliche Leben, ist ein anderes Buch wichtiger als die Bibel, nämlich der Katechismus. In den Katechismus ist das, was die Bibel lehrt, eingegangen, und zwar unter der unfehlbaren Leitung der Kirche. Im Katechismus finden wir alles wieder, was von der Bibel für unser Heil gelehrt wird, aber gleichzeitig wird es so aufbereitet, dass wir wissen können, was wir glauben dürfen, was wir hoffen dürfen und was wir tun müssen. Deswegen sollte der Katechismus uns im ganzen Leben begleiten. Er sollte uns lehren, was wir zu glauben haben und was wir tun müssen. Wenn wir uns daran halten, finden wir unfehlbar den Weg in den Himmel.

Amen.



Prof. Dr. Georg May

## Maria, das wahre Bild des Menschen

15.08.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Seit der Renaissance, also dem 15. Jahrhundert, steht im Gesichtspunkt der europäischen Menschheit der Mensch. Zunächst noch der Mensch, der sich als Geschöpf Gottes wusste, der seine Würde davon herleitete, dass er Bild und Gleichnis des Schöpfers ist. Aber allmählich löste sich diese Beziehung zu Gott, und der Mensch reckte sich empor und erhob sich über Gott. Homo homini deus – der Mensch wurde dem Menschen zum Gott. Er vergaß seine Herkunft von Gott und sah in Gott nur noch den Störenfried und den Neider. Ludwig Feuerbach, der Vater des humanistischen Atheismus, hat das Wort geprägt: „Mein erster Gedanke war Gott, mein zweiter die Vernunft, mein dritter und letzter ist der Mensch.“ Und Friedrich Nietzsche hat diese Anschauung aufgenommen, wenn er fragt: „Wenn es Götter gäbe, wie hielte ich es aus, kein Gott zu sein?“ Der Mensch hat sich selbst vergöttlicht oder besser vergötzt. Er hat versucht, Gott vom Throne zu stoßen und sich selbst auf diesen Thron zu setzen. Der äußere Ausdruck dieser Erscheinung ist die irreführende Rede: „Religion ist Privatsache.“ Wie soll denn Religion Privatsache sein, wenn Gott der Schöpfer der Öffentlichkeit genauso wie des Intimlebens ist? Das ist eine Irrlehre. Religion ist eine öffentliche Sache. Sie ist die erste und wichtigste und bedeutendste öffentliche Sache, die es gibt.

Von der Gottvergessenheit kommt der Mensch zur Menschenvergötterung, zum Götzendienst am Menschen. Alles muß sich ihm unterordnen. Es gibt keine Normen mehr, die über ihm stehen. Er schreibt neue Tafeln! Das hat uns ja die gegenwärtige Regierung wieder vorgeführt mit ihrer Gesetzgebung über die Homosexualität.

Was ist der Mensch? Einst hat man ihn gepriesen als Hüter des Lichtes, Träger der Freiheit, Kündiger der Wahrheit, Mehrer der Schönheit, Schatzgräber der Tiefe, Deuter des Göttlichen. Wahrhaftig, eine ganze Litanei der Herrlichkeit des Menschen, der wahren Herrlichkeit des Menschen. Heute hat sich das Bild des Menschen gewandelt. Schon Friedrich Nietzsche sagte: „Der Mensch, ein Gelächter und eine schmerzliche Scham.“ Er muß überwunden werden. Ein Philosoph unserer Tage sagt: „Der Mensch ist ein Fehlgriff der Natur, eine Krankheitserscheinung in der Welt der Organismen.“ Ein Biologe erklärt: „Der Mensch ist ein durch Wissenschaft großwahnsinnig gewordener Raubaffe.“ Ein Psychologe stellt den Menschen dar als „ein Bündel von Trieben“, die natürlich, wie soll es anders sein, um das Geschlechtliche kreisen. Und ein Soziologe nennt den Menschen „eine Funktion der jeweiligen wirtschaftlichen Verhältnisse“. Und gar der Existentialismus, von Camus angefangen, erklärt: „Der Mensch ist die inkarnierte Angst und Daseinsorge auf der Flucht vor dem Nichts.“ Das sind sie Entwürfe des Menschen, die uns heute vorgestellt werden.

Und in diese Situation hinein trifft das Dogma, der Glaubenssatz, das Glaubensgesetz von der Aufnahme Mariens in den Himmel. Die Wahrheit von der Aufnahme Mariens in den Himmel zeigt die Würde des Menschen. Und die Würde des Menschen wird uns gezeigt nicht als abstraktes Ideal, sondern in der Gestalt eines Menschen, in der Gestalt Mariens. An ihr sehen wir, zu welchem erhabenen Ziel wir bestimmt sind. Das Leben, meine lieben Freunde, ist eben nicht nur Mühe, Arbeit und Plakerei, aber auch nicht nur Genuß, Lust und Ausleben. Das Leben ist Vorbereitung für die Ewigkeit. Wir sind bestimmt, ewig zu leben. In der Zeit der Französischen Revolution schrieben die ungläubigen Revolutionäre an den Eingang der Friedhöfe: „Der Tod ist ein ewiger Schlaf.“ Dagegen hat sich Robespierre leidenschaftlich empört: „Nein, Chaumette, nein, Fouché“, so hat er diesen Leuten zugerufen, „der Tod ist kein ewiger Schlaf. Der Tod ist der Anfang der Unsterblichkeit!“

Diese Wahrheit sehen wir ausgedrückt in der Aufnahme Mariens in den Himmel. Wir haben Zuversicht und Mut, denn wir wissen, es ist nicht zu Ende, wenn unser Leib zerfällt. Es gibt ein anderes

Leben, und Gott hat uns eine Wohnung bereitet, in die wir eingehen dürfen. Das ist die Größe und die Würde des Menschen. Gott bricht den Dialog, den er mit dem Menschen einmal begonnen hat, nie mehr ab. Freilich ist diese Würde des Menschen eine geschenkte. Er hat sie sich nicht selbst erobert, erworben, erarbeitet; diese Würde ist ihm geschenkt. Sie ist Gnade. Wir haben eben bei der Weihe der Kräuter gebetet: „Großes hat an mir getan, der mächtig ist.“ Ja, wahrhaftig, Großes hat an Maria getan der Mächtige. Und Großes will er an uns tun, wenn wir nach dem Beispiel Mariens leben und sterben, wenn wir unser Leben in der Treue zu Gott und in der Ergebenheit gegenüber Gott verbringen. Weil Maria die demütig Empfangende war, wurde sie zur Vollendung geführt. Das Beste, das Höchste, das Unvergängliche wird uns nicht durch unserer Hände Arbeit erworben, sondern es wird uns von Gott geschenkt – die Gnade, das ewige Leben. Und der Mensch kann nur Mensch bleiben, wenn er sich von der Gnade führen und über seine eigenen Grenzen hinwegtragen lässt.

Die Aufnahme Mariens in den Himmel zeigt uns nicht nur die Würde der Seele, sondern auch die Würde des Leibes. Der Leib mit allem, was dazugehört, hat seine Würde von Gott. Er hat den Leib geschaffen, und er hat ihn uns geliehen, damit wir in ihm unser Heil wirken, und er will diesen Leib verherrlichen. Diese Erkenntnis ist uns als Verheißung gegeben, aber in Maria ist diese Verheißung erfüllt. Sie ist mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen. Mit einem verklärten Leib selbstverständlich, denn das Sterbliche muß die Unsterblichkeit anziehen, und das Vergängliche muß die Unvergänglichkeit anziehen. Aber noch einmal: Sie ist mit Leib und Seele in die himmlische Herrlichkeit eingegangen. Als einzige von den Sterblichen hat sie die Vollendung erreicht. Weil sie von einzigartiger Würde war als Gottesmutter, als Gottesgebärerin, deswegen durfte sie auch vor allen Menschen in die Herrlichkeit mit Leib und Seele eingehen.

Da begreifen wir, was es um unseren Leib ist. Der Leib ist das Werkzeug, mit dem wir die Welt gestalten sollen. Er ist für die Arbeit geschaffen, und Faulenzer können sich nicht auf Gottes Befehl bezüglich des Leibes berufen. Wir sollen mit unserem Leibe wirken, Güter schaffen, anderen helfen, die Erde bebauen und auf diese Weise zur Verherrlichung Gottes beitragen. Der Leib ist auch geschaffen, um in Schönheit zu glänzen. Warum soll der Leib nicht ein Abbild der Schönheit Gottes sein? Im Sport, im recht betriebenen Sport kommt die Schönheit des Leibes zum Tragen. Ich habe nichts gegen die Olympiaden, nur müssen sie in der rechten Gesinnung durchgeführt werden, auch durch Sport und durch Leistung den verherrlichen, der den Leib geschaffen und den Menschen anvertraut hat. Der Leib ist auch das Werkzeug für die Vermehrung der Menschheit. Eine hohe Aufgabe hat Gott dem Menschen zugeordnet. Durch den Leib soll der Mensch dafür sorgen, dass die Menschheit nicht ausstirbt. Und so hat er dem Menschen die Geschlechtlichkeit eingeschaffen, ein hohes Gut, ein großer Wert, aber freilich wie alle Werte von großer Gefährdung. Je höher ein Wert ist, meine Freunde, um so gefährdeter ist er, um so zerbrechlicher, um so mehr muß er geschützt werden. Wir wissen, welcher Missbrauch gerade auf diesem Gebiete tobt, dass der Mensch seinen Leib entweicht und dass er die heilige Gemeinschaft, in der die Leiber sich begegnen sollen, die wir Ehe nennen, entweicht. „Verherrlicht Gott mit eurem Leibe“, so mahnt uns der Apostel. Verherrlicht ihn auch in eurer Geschlechtlichkeit!

Maria ist mit Leib und Seele in die Herrlichkeit des Himmels eingegangen. Sie ist in diese Verklärung erhoben worden nach einem schweren Leben. Sie hat gewiß nicht ein körperliches Martyrium erlitten wie andere Martyrer, und doch sagt der heilige Bernhard: „Sie ist die Königin der Martyrer.“ Ja, warum denn und wieso denn? Weil sie den Kreuzweg ihres Sohnes begleitet hat und weil sie unter dem Kreuz ausgeharrt hat. Sie hat ja nichts anderes getan, als einen Gekreuzigten zu gebären, und das hat sie zur Königin der Martyrer gemacht. Wenn wir das bedenken, dann wird uns die Leibesseligkeit und der Leibespekt, den die Menschen treiben, verdächtig. Man soll den Leib pflegen, soweit es zur Erhaltung der Gesundheit und zur Pflege der Schönheit erforderlich ist. Aber kein Leibespekt und keine Leibesseligkeit, keine übertriebene Sorge für den Leib, sondern ihn so erhalten, dass er ein nützliches und brauchbares Werkzeug für die Verherrlichung Gottes und für die Erfüllung des Auftrages, den Gott uns gegeben hat, wird.

Kein Mißbrauch des Leibes, sondern Beherrschung des Leibes, das ist uns aufgetragen und auch das Mitleiden mit dem Leiden des Herrn. Der Apostel Paulus schreibt im Philipperbrief: „Ihn möchte ich erkennen und die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft seiner Leiden. Und ihm möchte ich im Tode ähnlich werden, um so zur Auferstehung von den Toten zu gelangen.“ Das heißt, der

Mensch wird auch auf Erden seinen Anteil am Leiden Christi tragen müssen. Es wird keinem Leibesleid erspart bleiben. Der Mensch muß seinen Anteil am Leiden Christi abbüßen. Und das geschieht entweder freiwillig, wie der Apostel sagt: „Ich züchtige meinen Leib und mache ihn untertan, damit ich nicht, nachdem ich anderen gepredigt habe, selbst verworfen werde“, oder unfreiwillig, indem Gott Plagen über unseren Leib kommen lässt wie schwere Krankheiten, Unfälle, Siechtum und Schmerzen. Wir müssen in unserem Leibe Anteil gewinnen an der Passion Christi.

Die Menschen wissen nicht, was der Mensch ist. Wir Christen wissen es. Uns sagt es Gott. Was ist der Mensch? Ecce Maria – seht, das ist der Mensch! Das ist der vorbildliche Mensch, das ist der Mensch, der euch gegeben ist, damit ihr ihn nachahmt. In Maria ist alles ausgedrückt, was Gott über den Menschen denkt und plant. Sie ist der wahrhaft vorbildliche Mensch. Gewiß ist auch schon Jesus Christus in höchster Potenz das Vorbild aller Menschen, aber er ist eben mehr als Mensch. Er ist der Erlöser der Menschen. Aber Maria ist wie wir Erlöste. Sie ist erlöst, wenn auch vorerlöst, weil ihr ja die Erbsünde erspart blieb, aber sie ist eine Erlöste, und infolgedessen steht sie uns in dieser Hinsicht näher als Jesus, der eben der Erlöser ist. Und die Mariendogmen drücken das aus, was wir über Jesus denken sollen. Das Dogma von der unversehrten Jungfrauschafft sichert den göttlichen Ursprung Jesu. Er wurde nicht geboren durch das Fleisch, sondern durch Überschattung des Heiligen Geistes. Deswegen sichert die unversehrte Jungfrauschafft Mariens den göttlichen Ursprung Christi. Und ihre wahre Gottesmatterschaft sichert die wahre Menschheit des Erlösers. Es sind im Laufe der Kirchengeschichte immer wieder Irrlehrer aufgetreten, welche die wahre Menschheit Jesu leugneten. Sie behaupteten, Jesus habe einen Scheinleib gehabt. Nein, er ist wahrhaft Mensch geworden, wie uns die wahre Gottesmatterschaft Mariens versichert. Alles Licht fällt von ihrer Verklärung auf ihren Sohn. Marienverehrung, meine lieben Freunde, mindert nicht die Christusliebe, sondern stärkt und entfacht sie. Eine kindliche, herzliche Muttergottesverehrung ist die beste Schule der Liebe zum Herrn Jesus Christus. Wer der Mutter nahe steht, der kann dem Sohne nicht fern sein. Wenn die katholische Kirche vor anderen nichts voraus hätte als die Marienverehrung, das wäre schon wunderbar.

Ein Großer im Reiche des Geistes, nämlich Dante, hat die Verehrung, die wir Maria schulden, in seiner „Göttlichen Komödie“ in folgende Worte zusammengefasst: „O Jungfrau Mutter, Tochter deines Sohnes, demütig und erhaben wie kein Wesen, Erwählte du vom Rat des ewigen Thrones, durch deinen Adel ist die Menschheit wert gewesen, dass ihr Schöpfer voller Güte als sein Geschöpf durch dich wollte genesen. In deinem Leibe jene Liebe erglühte, durch deren Glut in ewigen Friedens Wonne die wunderbare Blume hier erblühte. Hier bist du uns die ewige Mittagssonne der Liebe, und der irdischen Welt bist Hoffnung du aus stets lebendigem Bronne. Du bist die Große, deine Bitten gelten, und Gnade suchen und zu dir nicht flehen, heißt fliegen wollen, wo die Flügel fehlten. Du lässt die Bittenden nicht von dir gehen, und deine Milde kommt zuvor den Armen, dass sie Erfüllung vor der Bitte sehen. In dir ist Mitleid, in dir Erbarmen. In dir ist Großmut, und was je an Güte der Mensch besaß, es kam aus deinen Armen.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Den Nächsten lieben

22.08.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Von Jugend auf kennen wir das Gleichnis, das im heutigen Evangelium vom Herrn vorgetragen wird. Und immer neu rührt es unser Herz an, wenn wir es vorgelesen bekommen. Anlaß zu der Erzählung des Herrn ist die Frage des Gesetzeslehrers: „Wer ist mein Nächster?“ Der Fragesteller und auch die Zuhörer, die Jesus umringten, waren starre Juden. Für sie kam als Nächster nur das jüdische Volk in Frage, der Stammesgenosse. Alle anderen waren von diesem Begriff ausgeschlossen. Hätte Jesus nun geantwortet: Jeder Mensch ist der Nächste, dann wären die Juden verständnislos davongegangen und hätten sich von ihm abgewandt. Aber der Herr wählt einen anderen Weg der Belehrung: Er nötigt den Gesetzeslehrer, selbst zu sagen, wer der Nächste ist, indem er an sein sittliches Gefühl appelliert.

In scharf umrissenen Linien ist das Gleichnis aufgebaut. Da ist der Reisende, den Räuber überfallen haben, ausgeplündert, verwundet, schmerzvoll liegt er verlassen in der Wüste. Dann kommen die Juden, der eine ein Priester. Der Diener der Barmherzigkeit geht erbarmungslos an ihm vorüber. Dann kommt der Levit, er schaut ebenfalls nicht hin oder schaut schnell wieder weg, um nicht helfen zu müssen. Nur der Stammesfremde, der Samariter, der zu dem verachteten Volk, zu dem verachteten Mischvolk der Samaritaner gehört, nur er wird von Mitleid gerührt. Er steigt herab von seinem Reittier, er belädt es mit dem Verwundeten und bringt ihn in die Herberge und sorgt für ihn.

Was Jesus hier lehren will, ist die Liebe, die uneigennützig, die selbstlose, die erbarmende Liebe, die keine Schranken des Volkes, der Verwandtschaft, der Zuneigung kennt, die alle Gegensätze überbrückt, die von Dünkel und Selbstsucht nichts weiß, für die auch der Fernste der Nächste ist. Von dieser Liebe sagt Jesus: „Gehe hin und tue desgleichen!“ Er legt damit das Fundament des praktischen Christentums. Es gibt keinen Menschen, von dem wir sagen könnten: Er geht mich nichts an.

Nun muß man allerdings unterscheiden zwischen der natürlichen und der übernatürlichen Liebe. Die natürliche Liebe nährt sich aus natürlichen Gründen. Wir lieben diejenigen, die unseres Blutes sind, die Verwandten. Wir lieben diejenigen, die uns Gutes getan haben, denen wir dankbar sein müssen. Wir lieben jene, die angenehm sind, liebenswürdig, im Äußeren wir im Inneren herzerquickend. Das sind Personen, denen wir natürliche Liebe erweisen. Sie schaut auf den Menschen und findet sich von ihm angezogen.

Ganz anders die übernatürliche Liebe. Sie schaut zunächst gar nicht auf den Menschen, sie schaut auf Gott. Und die Gründe, die sie bewegen, dem Nächsten zu helfen, stammen von Gott. Weil Gott der Vater aller Menschen ist, weil er alle Menschen liebt und zum Heile führen will, deswegen muß uns auch der in Not befindliche Mensch der Nächste sein. Ein zweiter Grund liegt darin, dass Jesus, unser Herr und Heiland, sich zum Bruder aller Menschen gemacht hat. Wer mit Jesus verbunden ist, der ist der Bruder aller Menschen geworden. Jesus hat für alle Menschen sein kostbares Blut vergossen, und dadurch sind alle seine Brüder geworden. Und so müssen wir um Jesu willen alle Menschen, vor allem aber natürlich die Notleidenden als unsere Brüder betrachten.

Die natürliche Liebe findet ihre schnellen Grenzen. Wir wissen, dass es viele Menschen gibt, die uns nicht anziehend erscheinen. Es gibt Menschen, die uns abstoßend vorkommen. Es gibt Menschen, die keine guten Eigenschaften haben oder wenige, und von ihnen fühlen wir uns nicht angezogen. Es gibt auch Verwandte, die uns wenig zu sagen haben und zu denen wir uns nicht hingezogen fühlen. Das sind Eigenschaften der natürlichen Liebe, die bei der übernatürlichen Liebe keine Rolle spielen dürfen. Von Natur aus sind uns viele Menschen fremd und gleichgültig; aber weil alle Men-

schen von Gott geliebt sind, weil Gott an allen Menschen etwas Wertvolles findet, deswegen müssen auch wir die Menschen lieben und dürfen sie nicht als wertlos beiseite stoßen.

Der Herr verlangt in dieser übernatürlichen Liebe die Bereitschaft zum Helfen, nach Kräften zu helfen denen, die unserer Hilfe bedürfen. Jeder Mensch, der in Not ist, ist grundsätzlich unser Nächster. Selbstverständlich hat unsere Hilfsbereitschaft Grenzen. Wir können nur helfen im Rahmen unserer Kräfte. Über seine Kräfte hinaus kann niemand anderen sich zuwenden. Aber im Rahmen der Kräfte muß ein jeder sich dem anderen zuwenden, und er darf nicht vorschnell sagen: Das ist zu viel für mich, das kann ich nicht. Der Mensch kann mehr, als er meint. Der Mensch kann so viel, wie er will!

Wir können auch nicht immer unmittelbar allen Menschen helfen. Wir kennen die Werke der geistlichen und der leiblichen Barmherzigkeit, also Sünder zurechtweisen, Ratlosen raten, Unwissenden Belehrung zuteil werden lassen, Betrübe trösten, Lästige geduldig ertragen, gern verzeihen, für Lebende und Verstorbene beten. Das sind die Werke der geistlichen Barmherzigkeit. Dazu die Werke der leiblichen Barmherzigkeit: Hungrige speisen, Durstige tränken, Nackte bekleiden, Fremde beherbergen, Gefangene Befreien, Kranke besuchen, Tote begraben. Das alles sollen wir, soweit es uns gegeben ist, soweit unsere Kräfte ausreichen, in die Tat umsetzen. Aber häufig ist es uns nicht möglich, unmittelbar zu helfen. Dann sollen wir aber wenigstens andere in stand setzen, diese unmittelbare Hilfe zu leisten. Ich weiß nicht, wie es Ihnen gehen mag, meine lieben Freunde, aber in meiner Post befinden sich jedes Jahr Hunderte von Bettelbriefen, Hunderte. Das reicht von den Ärzten ohne Grenzen bis zu den zahllosen Missionsorden, die um eine milde Gebe flehen und die wir nur, wenn wir hartherzig sind, abweisen können. Das ist die heute mögliche, uns allen mögliche, in verschiedenem Maße mögliche Hilfe, die wir anderen aus übernatürlichen Beweggründen gewähren können und sollen.

Es gibt manche Einwände, die Menschen machen, wenn sie helfen sollen. Sie fragen: Ja, ist denn der Mensch der Hilfe wert? Es gibt keinen Menschen, meine lieben Freunde, welcher der Hilfe nicht wert wäre. In Gottes Augen ist jeder der Hilfe wert, der in Not ist. Es gibt keine wertlosen Menschen. Dann machen manche den Einwand: Ja, der Mensch ist selber schuld, dass er in diese Not geraten ist. Mag sein. Zugegeben. Mag sein, dass er selber schuld ist, aber dadurch hört ja die Not nicht auf; dadurch wird er ja nicht weniger hilfsbedürftig, auch wenn er durch eigene Schuld in diese Lage gekommen ist.

Es wird von einem Kasseler Schutzpolizisten folgende Begebenheit berichtet. In Kassel (in Hessen) beobachtete ein Polizist, wie ein Knabe in der Nachkriegszeit, in der bitteren Not der Nachkriegszeit aus einer Bäckerei ein Brot stahl. Der Beamte eilte ihm nach und ergriff ihn. Vor Schrecken erbrach sich der Knabe, und was er erbrach, das erschütterte den Polizisten bis in die Seele. Er erbrach Kartoffelschalen. Der Kasseler Schutzpolizist nahm den Knaben an der Hand, ging zur Bäckerei, bezahlte das Brot, führte den Knaben zurück zu seiner Mutter und ließ der Mutter einen großen Korb mit Lebensmitteln zugehen. Dieser Kasseler Schutzpolizist hatte begriffen, was es heißt: „Gehe hin und tue desgleichen!“

Manche sagen: Dem kann man nicht helfen, die Not ist zu tief. O meine lieben Freunde, wer am tiefsten fällt, bedarf der größten Hilfe. Es kann kein Einwand gegen unsere Hilfe sein, dass einer in der tiefsten Not sich befindet. Und wenn die Not andauert und dann lästig wird, wenn unsere Geduld gefragt ist, wenn wir auf Dauer beansprucht werden, dann ist das kein Grund, sich von der Hilfe zurückzuziehen. Die Tiefe der Not muß ihr Äquivalent in der Größe der Hilfsbereitschaft finden. Manchmal hört man den Einwand: Ja, ich habe jetzt wichtigere Dinge zu tun. Das kann sein. Doch ist das peinlich, wenn diese wichtigeren Dinge in religiösen Übungen bestehen. Der selige Meister Eckehart hat einmal den schönen Satz geschrieben: „Und wäre der Mensch in Verzückung wie Sankt Paulus und wüsste einen Kranken, der ein Süpplein von ihm begehrt, ich hielte es für besser, du liebest aus Liebe die Verzückung fahren und dienstest dem Bedürftigen in um so größerer Liebe.“ Not ist eben häufig so, dass sie uns ungelegen kommt, dass sie ungünstig für uns ist, aber um so größer ist unsere Barmherzigkeit, wenn wir uns von anderen Verpflichtungen frei machen, frei machen können, um der Not, die an uns dringt, abzuhelpen.

Die heutige Lesung müßte eine Gewissenserforschung in uns bewirken. Gleichen wir dem Priester und dem Leviten, welche die Not sehen und an ihr vorübergehen? Schließen wir die Augen vor der Not, die uns begegnet? Ist uns das Elend anderer gleichgültig? Rührt uns das schwere Schicksal, das

andere tragen, nicht an? In hundert Gestalten steht die Not an unserem Lebenswege, und sie pocht an unser Herz und ruft uns zu: „Gehe hin und tue desgleichen!“

Der heilige Johannes Chrysostomus, der einmal über dieses Gleichnis gepredigt hat, hat dabei folgende Ausführungen gemacht: „Gibst du Christus jetzt nichts, drüben braucht er dich nicht mehr. Hier auf Erden dürstet er, hier hundert er. Er dürstet aber, weil er nach deinem Heil dürstet. Deshalb kommt er auch als Bettler, deshalb geht er nackt herum. Er will dir dadurch das ewige Leben verschaffen; übersieh ihn also nicht!“

Wahrhaftig, meine lieben Freunde, der Hilferuf der Notleidenden ist Gottes Ruf. Schon manchem ist durch das, was er an Menschen erleben musste, der Gottesglaube verloren gegangen. Aber manchem ist auch schon der Gottesglaube zurückgekommen durch das, was er an Barmherzigkeit von Menschen erleben durfte. „Gehe hin und tue desgleichen!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Immer und überall Gott danken

29.08.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Es gibt ein Sprichwort, das lautet: „Dankbarkeit ist dünn gesät.“ Wer von uns hätte nicht die Wahrheit dieses Sprichwortes in seinem Leben erfahren! Dankbarkeit ist dünn gesät. Das gilt schon im alltäglichen Leben der Menschen untereinander. Dankbare Menschen sind selten. Ein flüchtiges Dankeswort ist kein angemessener Ausdruck für eine große empfangene Wohltat. Goethe hat einmal das schöne Wort gesprochen: „Undank ist eine Art Schwäche. Ich habe nie einen tüchtigen Menschen gefunden, der undankbar gewesen wäre.“ Dankbarkeit ist ein Zeichen echten Edelmut eines feinen Herzens. Wer dankbar ist, ist demütig, denn er gibt zu, dass er anderen etwas, viel, manchmal alles verdankt. Der Dankbare ist wahrhaftig. Er gibt zu, dass er nicht alles selbst geschaffen und erreicht hat, dass andere ihm geholfen haben, dass er von der Güte, von der Nachsicht seiner Mitmenschen lebt. Aber Dankbarkeit ist dünn gesät.

Das zeigt die Lesung des heutigen Evangeliums. Da waren zehn Männer, die an der schrecklichsten Krankheit erkrankt waren, die es damals gab, am Aussatz. Das war nicht nur eine Krankheit, die ein ständiges, langsames Siechtum mit sich brachte, sondern auch zur Ausstoßung aus der übrigen Bevölkerung führte. Die Aussätzigen mussten sich absondern. Das war noch in unserem Mittelalter so. Vor den Toren der Stadt standen die Leprosorien, also die Stätten, wo die Aussätzigen hausten und betreut oder auch nicht betreut wurden. Um so größer muß der Jubel und das Entzücken dieser Männer gewesen sein, als Jesus sie heilte. Mit seinem Machtwort hat er sie von der Geißel des Aussatzes befreit. Sie sahen, wie der Körper im Nu gesund wurde, und sie eilten zu den Priestern, die die Heilung festzustellen hatten. Das war nämlich die Aufgabe der Priester, zu bestätigen, dass der Aussatz gewichen war. Aber dann trägt sich das Beschämende und Befremdliche zu: Von den zehn Männern kommt nur einer zurück. Über der Heilung vergessen sie den, der sie geheilt hat. Nur einer gibt Gott die Ehre und bedankt sich bei dem Wundertäter Jesus, und das ist ein Fremdling, keiner von den Juden, sondern einer von dem von den Juden gemiedenen Volk der Samaritaner.

Ich weiß nicht, ob wir uns sehr entrüsten sollen über das Verhalten dieser neun Aussätzigen. Denn wenn wir in unser eigenes Leben schauen, dann müssen wir Gewissenserforschung halten und fragen: Sind wir dankbare Menschen? Sagen wir Gott und den Menschen Dank, denen wir so viel verdanken? Und sagen wir nicht bloß Dank, sondern sind wir auch bleibend dankbar? Das Lateinische hat zwei Ausdrücke für Dank sagen und dankbar sein, und mit Recht, denn der Dank soll nicht nur mit Worten abgegolten werden, er soll eine bleibende Haltung in uns sein, dass wir uns stets der Dankbarkeit, der Pflicht zur Dankbarkeit erinnern gegenüber Menschen und gegenüber Gott, und dass wir uns auch durch keine Undankbarkeit davon abhalten lassen, anderen Gutes zu tun. Von der heiligen Katharina von Siena wird folgende glaubwürdige Geschichte erzählt: Sie verpflegte eine krebserkrankte Frau. Als Dank erhielt sie von der Frau Schimpfworte und Verdächtigungen. Die Mutter Katharinas war empört und entrüstet und wollte sie davon abhalten, weiterhin diese Frau zu versorgen. Aber Katharina antwortete: „Glaubst du, dass es unserem Heiland recht ist, wenn wir gute Werke unterlassen, nur weil wir Undank erfahren? Hat der Herr, als er die Schmähworte des jüdischen Volkes am Kreuze hörte, deswegen sein Erlösungswerk aufgegeben?“ Undank darf uns nicht davon abhalten, weiterhin Werke des Wohltuns anderen zu schenken.

Vor allem aber muß natürlich unser Dank Gott gelten, und zwar für alle natürlichen und für alle übernatürlichen Gaben. Wir sehen es oft als selbstverständlich an, dass die Sonne scheint und dass der Regen fällt, und wir wissen doch, dass es nicht selbstverständlich ist. Wir müssen doch die Tiefdruckgebiete herbeibeten, wenn es lange nicht geregnet hat, und wir müssen doch um trockene Witterung

flehen, wenn der allzu viele Regen unsere Ernte zu vernichten droht. Es ist doch nicht selbstverständlich, dass die Sonne zur rechten Zeit scheint und der Regen zur rechten Zeit fällt, dass der Frühling holdselig kommt und der Sommer mit der Fülle seiner Glut und der Herbst mit dem Reichtum seiner Ernte. Das ist nicht selbstverständlich; dafür muß man danken. Und erst recht müssen wir danken, wenn wir in unser Leben schauen. Wieviel hat Gott uns in diesem Leben an Gaben geschenkt! Wie viele unverdiente Wohltaten haben wir von ihm empfangen! Daß wir gesund waren oder gesund geworden sind, dass wir auskömmliches Einkommen hatten, mit dem wir unser Leben fristen konnten, dass wir ein Dach über dem Kopfe hatten, das ist alles nicht selbstverständlich, denn viele, unzählige Menschen müssen all das entbehren. Und was uns selbstverständlich vorkommt, das ist von Gott uns gewährt, und dafür müssen wir danken.

Über jeden von uns sind Stunden gekommen, wo er sich gesagt hat: Ich kann es nicht mehr schaffen, ich bringe es nicht mehr fertig, ich kann es nicht mehr ertragen, es wächst mir über den Kopf. Und dann haben wir es doch geschafft, und dann haben wir es doch ertragen. Da war Gott im Spiele, und dafür müssen wir danken, danken für alle natürlichen Gaben. Jeder, dem es schlecht geht, alle, die wir mit Mängeln behaftet treffen, Blinde, Lahme, Kranke sind eine Mahnung für uns zum Danken. Alban Stolz, der schwäbische Dichter, hat einmal geschrieben: „Gott hat die Lahmen, die Blinden und die Kranken deswegen uns vor Augen gestellt, damit wir an ihnen uns der Gaben erinnern, die er uns geschenkt hat.“ Dankbarkeit ist also Pflicht gegen Gott für alle natürlichen Gaben.

Sie ist aber auch Pflicht für alle übernatürlichen Gaben. Gott hat uns, indem er seinen Sohn sandte, erlöst. Er hat uns von der Schuld frei gemacht; er hat uns von der ewigen Verdammnis befreit. Dafür müssen wir danken. „Ich danke dir, Herr Jesus Christ, dass du für mich gestorben bist. Ach, laß dein Blut und deine Pein, an mir doch nicht verloren sein!“ Dieses schöne Gebet, das wir als Kinder gelernt haben, sollten wir oft sprechen. „Ich danke dir, Herr Jesus Christ, dass du für mich gestorben bist“ und dann freilich auch gleich die Bitte: „Ach, laß dein Blut und deine Pein, an mir doch nicht verloren sein!“ Danken müssen wir, dass wir den Weg zur einen, wahren, heiligen, katholischen Kirche gefunden haben. Es ist ein Glück, katholisch zu sein. Es ist ein Glück, dieser Kirche anzugehören. Im Lied haben wir es oft gesungen: „Fest soll mein Taufbund immer stehen, ich will die Kirche hören. Sie soll mich allzeit gläubig sehen und folgsam ihren Lehren. Dank – Dank! – sei dem Herrn, der mich aus Gnad' in seine Kirch' berufen hat. Nie will ich von ihr weichen!“

Danken müssen wir für die heilige Taufe, in der uns die Erlösung zugewendet wurde. Danken müssen wir für den Glauben, denn der Glaube gibt uns Orientierung. Was sind wir glücklich, meine lieben Freunde, dass wir wissen, wozu unser Leben dient, wohin wir gehen und woher wir kommen und was wir zu tun haben. Wie sind wir glücklich, dass wir den Glauben haben. Und wie sind wir glücklich, dass wir die Gebote haben. Sie sind keine Last, sie sind Wegweiser, und Wegweiser schätzt man und achtet man, und für Wegweiser ist man dankbar. Ich erinnere mich, wie es im Mai 1945 in meiner Heimat aussah. Da waren die deutschen Wegweiser entfernt und russische Wegweiser, also in kyrillischer Sprache aufgestellt. Aber da ich das Kyrillische Alphabet – Gott sei gedankt – beherrschte, konnte ich mich an den russischen Wegweisern orientieren und den Weg in die Heimat zurückfinden. Ähnlich-unähnlich ist es mit den Geboten. Das sind die Wegweiser auf unserem Weg zum Himmel. Dafür müssen wir dankbar sein.

Und was soll ich sagen von der heiligen Beichte, dem großen Versöhnungsgeschenk des Herrn? Was soll ich sagen von der heiligen Messe, diesem wunderbaren Geschehen, in dem das Kreuzesopfer Jesu lebendig wird? Was soll ich sagen von der heiligen Kommunion, in der der Herr uns sich selber schenkt? „Gott wird klein, sinkt dir ein, Menschenherz heißt sein Schrein. Hier wird neu die erste Liebe. Gott küsst brennender Liebe das Geschöpf, das er ersann, Kindlein sein, das ihm entrann“, so hat ein im Ersten Weltkrieg gefallener junger Mann gedichtet. Wir müssen dankbar sein für alle Gnaden, die uns Gott im Laufe unseres Lebens zugewendet hat, dass wir uns aus der Sünde erhoben haben, dass wir den Weg zurück gefunden haben. Dieser Dank wird uns von der Kirche angemahnt. In jeder heiligen Messe ergeht der Ruf: „Laßt uns danken dem Herrn, unserm Gott. Denn es ist wahrhaft würdig und recht, billig und heilsam, Gott immer und überall zu danken.“ Immer und überall! Also auch für das Leid, also auch für die Undankbarkeit, also auch für die Kreuze. Immer und überall sollen wir Gott danken.



Die Heiligen haben um diese Pflicht des Dankes gewusst. Der große Bischof Johannes Chrysostomus wurde seines Bischofsamtes entkleidet. Man hat ihn in die Verbannung geschickt und von einem Verbannungsort zu einem anderen geschleppt. Auf dem Wege zu diesem zweiten noch unwirtlicheren Verbannungsort kam er zum Sterben. Seine letzten Worte waren: „Dank sei Gott für alles.“ Für alles! Dank sei Gott für alles. So wollen auch wir unsere Dankbarkeit Gott ausdrücken. Wir wollen ihm Dank sagen, nicht nur mit dem schönen Wort: „Dank sei Gott“ oder „Gott sei Dank“, nein, sondern auch durch unser ganzes Verhalten. Das soll ein Dankeslied, ein Dankesgesang auf den Geber aller Gaben sein. Dank sei Gott, der uns so viele natürliche und übernatürliche Gaben geschenkt hat, der uns geführt hat und der uns nicht verlassen wird, bis wir einmal in die ewige Dankfeier des Himmels eingehen dürfen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Niemand kann zwei Herren dienen

05.09.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In seinem berühmten Exerzitienbüchlein schildert der heilige Ignatius von Loyola zwei Heerlager, die sich feindlich gegenüberstehen: auf der einen Seite das Heerlager Gottes, über dem das Banner Gottes weht, auf der anderen Seite das Heerlager des Satans, des Fürsten dieser Welt, über dem die Fahne des Teufels flattert. Diese beiden Mächte ringen um jede Menschenseele. Solange es einen Menschen auf Erden gibt, dauert der unerbittliche Kampf, und jeder Mensch hat sich zu entscheiden, zu welchem Heerlager er gehören möchte.

Dieses Bild des heiligen Ignatius in seinem Exerzitienbüchlein ist eine Illustration des heutigen Evangeliums, in dem der Herr uns belehrt, daß niemand zwei Herren dienen kann, sondern nur einem. „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“ Mammon, das bedeutet den Inbegriff alles Irdischen. Die irdischen Schätze und Möglichkeiten, die irdischen Vorteile und Genüsse, die sind unter dem Begriff Mammon zusammengefaßt. Wenn Christus sagt: „Ihr dürft nicht zwei Herren dienen“, dann schließt er damit aus, daß der Mensch sich sowohl zu Gott bekennt, als auch dem Mammon unterworfen sein will. Er sagt nicht: Ihr dürft nichts erwerben. Er sagt nicht: Ihr dürft nichts erarbeiten. Er sagt noch nicht einmal: Ihr dürft nichts genießen. Er sagt: Ihr dürft dem Mammon nicht dienen. Ihr dürft nicht seiner Herrschaft unterworfen sein. Ihr dürft nicht seine Sklaven sein.

Dem Mammon dienen, heißt, im Erwerben und Genießen der irdischen Schätze aufgehen, nichts anderes kennen als die irdischen Möglichkeiten, nichts anderes erstreben als die irdischen Genüsse, über dem Irdischen das Himmlische vergessen und im Genuß des Irdischen seinen Lebenssinn suchen. „Ihr könnt nicht zwei Herren dienen.“ Gott ist nämlich ein eifersüchtiger Gott. Er will den Menschen für sich haben, und er duldet nicht, daß er auch dem Satan einen Teil seiner Kraft und seiner Zeit widmet.

Diese Aussage des Herrn hat einen schönen Widerhall gefunden in dem wunderbaren Büchlein von der Nachfolge Christi. Dort steht der gewichtige Satz: „Siehe, du kannst nun einmal nicht doppelte Freude genießen: dich hier auf Erden ergötzen und drüben mit Christus herrschen.“ Wahrhaftig, ein treffender Kommentar zu dem Wort des Herrn. „Siehe, du kannst nun einmal nicht doppelte Freude genießen: hier auf Erden dich ergötzen und drüben mit Christus herrschen.“

Die Geschichte der Menschheit zeigt, wie dieser Kampf zwischen Gott und dem Mammon sich in den letzten Jahrhunderten zu besonderer Intensität entwickelt hat. Die Menschen früherer Zeit haben auch gearbeitet und sind auch teilweise zu einem bescheidenen Wohlstand gekommen. Aber sie haben sich von dem Irdischen nicht beherrschen lassen; sie sind Herr geblieben über das Irdische, und sie haben das Irdische so besessen, daß sie das Himmlische nicht verloren haben. Seit einigen Jahrhunderten hat sich das geändert. Die Maschine kam auf, das Maschinenzeitalter, die Industrialisierung, jetzt in unserer Zeit sogar die Globalisierung, also die weltweite Vernetzung der Wirtschaft, und diese Entwicklung hat einen ideologischen Überbau erhalten; den nennt man Liberalismus. Der Liberalismus ist jene Weltanschauung und auch jene Wirtschaftsauffassung, wonach in der Wirtschaft die Gesetze der Moral nicht gelten. Die Wirtschaft, sagt man, hat ihre eigenen Gesetze, und das sind die Gesetze des rücksichtslosen Kampfes, das sind die Gesetze der Zusammenraffung von Werten, der Anhäufung von Schätzen. Das ist die Welt des Kapitalismus. Der Kapitalismus ist nichts anderes als Mammonismus, nämlich Herrschaft des Geldsacks, Herrschaft des Irdischen. Auf der anderen Seite freilich ist die Herrschaft des Mammons nicht weniger ausgeprägt. Sozialismus und Kommunismus sind auch Herrschaft des Mammons, aber eben auf der anderen Seite. Sie alle sehen im Geld, im Genießen, im Besitzen den höchsten Wert des Daseins und gehen darin auf. Wer sich dem Kapitalismus und dem Sozia-

lismus und dem Kommunismus verschrieben hat, der macht den Mammon zu seinem Gott. Er wird ein Sklave der Erdengüter.

Die uralten Sagen der Menschheit wissen vom Fluch des Goldes zu erzählen. Und in diesen Sagen der Menschen vom Fluch des Goldes drückt sich eine tiefe Wahrheit aus. Nicht das Gold an sich ist ein Schaden, aber der falsche Gebrauch des Goldes, der macht es zum Schaden. Das Gold kann Arznei und Gift sein, es kann zum Segen und zum Schaden ausschlagen, es kann Fesseln lösen, und es kann Fesseln schlagen. Es kann heilen und verwunden. Alles kommt darauf an, wie wir uns innerlich zum Gelde stellen, ob wir des Geldes Herr oder des Geldes Sklave sind. Der schlesische Dichter Angelus Silesius hat diese Wahrheit in einen schönen Vers gefaßt, nämlich: „Mensch, was du liebst, in das wirst du verwandelt werden. Gott wirst du, liebst du Gott, und Erden, liebst du Erden.“ Noch einmal dieser ergreifende Vers: "Mensch, was du liebst, in das wirst du verwandelt werden. Gott wirst du, liebst du Gott, und Erden, liebst du Erden."

Es kommt darauf an, daß wir die innere Freiheit gegenüber dem Besitz bewahren, daß wir uns nicht vom Besitz oder vom Gelde beherrschen lassen, sondern daß wir den Besitz und das Geld beherrschen, daß wir die Güter der Erde so verwenden, wie es Verwalter tun müssen, die einmal Rechenschaft davon legen müssen. Was unser Eigentum ist, ist uns von Gott zur Verwaltung übertragen, und eines Tages heißt es: „Verwalter, gib Rechenschaft von deiner Verwaltung! Du kannst nicht länger Verwalter sein.“ Wie mancher reich Gewordene hat den Fluch dieser Herrschaft des Geldes, dieser Knechtschaft an sich erfahren. Er glaubte dem Glück nachzujagen, und als er dieses vermeintliche Glück eingefangen hatte, erkannte er zu spät, viel zu spät, daß er Wertvolleres darüber verloren hatte: die Güter der Seele, die man mit keinem Gelde der Welt kaufen kann. Wir sollen innerlich unabhängig werden von den Schätzen dieser Erde.

Dabei fallen wir nicht ins Bodenlose, denn es ist ja bezeichnend, daß im heutigen Evangelium, wo die Warnung vor der Herrschaft des Mammons an unser Ohr klingt, gleichzeitig das Vertrauen auf den Vater im Himmel angemahnt wird. „Seid nicht ängstlich besorgt, was ihr essen, was ihr anziehen, womit ihr euch bekleiden werdet. Seid nicht ängstlich besorgt! Euer Vater im Himmel weiß ja alles.“ In den Bedürfnissen dieses Lebens wissen wir: Unser Leben ist in Gottes Hand. Wir fallen niemals tiefer als in die Hand Gottes. Er weiß um jede Not, die uns bedrückt, und auch in der bedrückendsten Not bleibt er unser Vater, der für uns sorgt. Diese starke, großzügige, unerschütterliche Zuversicht muß in uns bleiben in allem, was über uns kommt. Das beharrliche Vertrauen des Menschenkindes auf den Vater darf niemals wanken. "In deiner Hand sind meine Geschicke, auf dich vertraue ich." So lehrt uns der Psalmist beten. Der heilige Pfarrer von Ars hat seine Danksagung nach der heiligen Messe in die Worte gefaßt: „Mein Gott, jetzt trage du den armen Menschen, der dich getragen hat.“ So können auch wir sprechen: „Mein Gott, trage du den armen Menschen, der dich getragen hat.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Christus, der Herr über Leben und Tod

12.09.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Zweimal ist Jesus Müttern begegnet. Einmal traf er das Mutterglück, als er die Kinder zu sich kommen ließ und ihnen die Hand auflegte. Das zweite Mal begegnete er dem Mutterleid, und davon spricht das Evangelium des heutigen Sonntags. Da ist eine Mutter, gramgebeugt, eine Witwe, die ihren Mann verloren hat, und nun muß sie auch noch den Tod ihres Sohnes beklagen, des einzigen Sohnes, der wahrscheinlich ihr Ernährer war. Das Leid der Mutter hat ihre Volksgenossen angerührt, sie begleiten sie in großer Schar hinaus auf den Friedhof vor der Stadt, um sie zu trösten. Aber welchen Trost kann man einer Mutter spenden, die ihr Kind, die ihr einziges Kind verliert. Da ist alles menschliche Trösten vergebens.

Auf dem Wege treffen die Leidtragenden den Herrn über Leben und Tod. Sie begegnen Jesus, und er ward von Mitleid gerührt. Das Mitleid richtet sich nicht nur auf diesen einen Verstorbenen, sondern der Schauer erfasst ihn über den Tod, über den mächtigen Tod, über den Herrn über das Leben, denn er weiß, aus welcher Quelle dieser Tod quillt: aus der Quelle der Sünde. Die Sünde hat den Tod in die Welt gebracht, und der Tod ist der Sold der Sünde. Und so wird der Herr erschüttert, so wie er erschüttert wurde am Grabe des Lazarus und sogar Tränen vergoß um einen Verstorbenen. Er sieht alles Leid, das die Sünde und der Tod über die Welt gebracht hat. Er weiß, welche herbe Enttäuschung der Tod über zahllose Menschen bringt. Aber er offenbart sich jetzt als den Herrn über Leben und Tod, damit sie an seine gottmenschliche Sendung glauben, damit sie erkennen, dass er den Tod überwunden hat.

Christus hat nicht das Gesetz des Todes beseitigt. Auch heute sterben Menschen, Hunderttausende jeden Tag. Hunderttausende von Ehegatten, Eltern, Geschwistern, Kindern stehen an Sterbebetten und weinen bittere Tränen über den Heimgang eines Menschen, den sie lieb hatten. Christus hat den Tod nicht beseitigt, aber er hat die Hoffnungslosigkeit des Todes weggenommen. Von uns Gläubigen gilt, daß wir nicht trauern wie die anderen, die keine Hoffnung haben. Wir wissen, dass Jesus auferstanden ist und den Tod entmächtigt hat, so dass alle, die an ihn glauben, davon überzeugt sein dürfen, dass es ein ewiges Leben gibt und dass es einst eine Auferstehung auch der Leiber geben wird. Christus hat den Tod nicht weggenommen, aber er hat uns von der Hoffnungslosigkeit des Sterbens befreit. „Deinen Gläubigen wird das Leben nicht genommen“, so heißt es in der Totenpräfatation, „sondern verwandelt.“ Wenn das irdische Zelt zerbricht, dann hat Gott eine himmlische Wohnung bereitet, eine Wohnung, die nicht von Menschenhänden gemacht ist.

Für die Ungläubigen ist der Tod ein Untergang, ein unfassbarer, sinnloser Schreck, ein Untergehen im ewigen Nichts ohne Aussicht auf Wiedersehen. Mit einem solchen Sterben wird auch das Leben sinnlos, denn wenn die paar Jahre hier zu Ende sind, und es ist dann alles aus, dann legt sich der Schatten des Nichts auch über dieses Leben, dann ist das Leben ein qualvolles Rätsel, dessen Lösung wir nicht finden können. Aber das ist der tiefe Trost, den Christus uns gebracht hat, dass der Tod nicht ein Untergang, sondern ein Übergang ist, ein gerechter Ausgleich für all die Ungerechtigkeiten auf dieser Erde.

Gewiß ist der Tod für die gläubigen Menschen auch eine Quelle unsagbaren Leides, besonders für die Eltern, die ein liebes Kind hergeben müssen. Ihnen erscheint dieser Verlust als etwas Unfaßbares, und sie möchten mit Gott hadern, dass er ihnen das Kind genommen hat. Aber auch am Grabe eines Kindes steht der Herr und spricht sein Trostwort: „Weine nicht!“ und gibt uns die Hoffnung auf ein jenseitiges Leben und eine einstige Auferstehung. Auch da waltet die Vorsehung über dem Sterben, die Vorsehung, die wir oft nicht verstehen.

Es gibt ein ergreifendes Märchen. Da wird erzählt, wie einer Mutter das Kind im Tode entrissen wurde. Die Mutter eilt dem Tode nach; sie will ihm das Kind entreißen, sie will es zurückholen. Sie überwindet alle Hindernisse, sie gibt ihr Blut hin, sie opfert ihre Augen, und schließlich holt sie den Tod ein und möchte ihm das Kind wegnehmen. Da lässt sie der Tod in einen tiefen Brunnen schauen, und in diesem Brunnen sieht die Mutter in wechselnden Bildern das Schicksal, das ihrem Kinde bevorsteht, wenn es weiterleben würde. Sie sieht, wie es heranwächst, sie sieht, wie es in Not und Elend verfällt, sie sieht, wie es in Schande und Unglück gerät und schließlich elendig zugrunde geht. Da fällt die Mutter dem Tod in die Arme und schreit auf: „Nein! Nein! Nimm das Kind und trage es in Gottes unbekanntes Land! Lieber will ich Leid und Sehnsucht um das Kind tragen, als dass es ein solches Schicksal haben sollte.“

Christus hat das Gesetz des Todes nicht beseitigt, aber er hat uns von der Hoffnungslosigkeit des Sterbens befreit. Wenn manche Eltern wüssten, welchen Weg ihr Kind gehen müsste, dann würden sie nicht mit Gott hadern, weil er es in seiner ersten Blüte und Reinheit zu sich genommen hat. Denn es gilt auch diese Belehrung: Es gibt Dinge, meine lieben Freunde, die schlimmer sind als der Tod. Schlimmer als der Tod ist das Zugrundegehen der Seele. Es gibt viele, deren Leib blüht und herrlich anzuschauen ist, aber ihre Seele ist tot. Das göttliche Leben in ihr ist erloschen. Sie haben den Glauben von sich geworfen. Sie spotten über das, was ihnen einmal heilig war. Und das ist viel schlimmer als der Tod, denn von diesem Tode rettet niemand mehr. Wer diesen Tod stirbt, der hört niemals das Wort: „Stehe auf und wandle!“

Darum, meine lieben Freunde: Wir wissen, wie viele Gefahren unseren jungen Menschen drohen. Wir wissen, wie sie von der Umwelt gefährdet sind, wie die Umwelt sie nicht mehr trägt, wie sie noch vor fünfzig, sechzig Jahren die anderen trug, sondern wie die Umwelt eine Gefahr, eine unermessliche Gefahr für unsere Jugendlichen ist. Und da gilt es für die Eltern, zu sorgen und zu wachen und zu beten, damit ihre Kinder nicht zugrunde gehen. Und wenn sie gefallen sind, dass sie dann das Wort hören: „Ich sage dir, stehe auf!“ Daß sie den Weg zurück finden, den Weg zu einer reuigen Beicht, den Weg zu einem neuen Leben, den Weg zum Gnadentempel Gottes.

Noch immer spricht ja der Heiland das Wort des Wunders, vollbringt er im Bereich der Übernatur keine geringeren Wunder als damals, da er den toten Jüngling zum Leben erweckte. Aber diese Erweckung geschieht nicht ohne unsere Mitwirkung. Wenn der Mensch nicht mittut, dann wird er niemals das Wort hören: „Steh auf!“ Gebe Gott, meine lieben Freunde, dass Sie und die Ihrigen, alle Ihre Kinder einstens das Wort des Erlösers hören können: „Stehe auf! Gehe ein in die Freude deines Herrn!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Christus, König über alle Welt

31.10.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier des Königsfestes Christi Versammelte!

Jeder, der Christus bekämpfen oder auch nur ihn beiseitesetzen will, hält sich an seine Kirche. Denn Christus ist nicht mehr greifbar. Einmal ist es gelungen, ihn zu beseitigen, aber jetzt thront er zur Rechten des Vaters, unangreifbar für seine Hasser und Feinde. Und so hält sich der grausame Kampf gegen Christus an seine Kirche; sie ist ja der Herold des Herrn. Christus hat sie geschaffen, um seine Botschaft weiterzutragen und seine Gnade zu vermitteln. Wer die Kirche zum Schweigen bringt, der bringt Christus zum Schweigen, und das ist die Absicht aller Feinde. Man will die Kirche, man will die Religion, man will das Christentum aus den gesellschaftlichen Bereichen entfernen; man will das tun, was einem beliebt, um nicht von Forderungen, von unbequemen Forderungen Christi behelligt zu werden.

Doppelt teuflisch ist dieses Vorhaben, wenn es sich auf Worte aus dem Munde Christi stützt, und wenn es angeblich in der Absicht geschieht, der Kirche helfen zu wollen, dass sie sich auf ihre eigenen, auf ihre ureigenen, auf ihre wesentlichen Aufgaben konzentriert, wie man sagt. Man will das geistige Christentum gegen das politische Christentum ausspielen, als ob Christus nur Herr der Sakristei und nicht auch Herr des Rathauses wäre!

Wenn die Kirche zum Beispiel irgendwo fordert, dass das öffentliche Leben nach dem Gesetz Christi gestaltet wird, dass christliche Grundsätze berücksichtigt werden oder dass sie wenigstens nicht missachtet werden, wenn die Kirche die Achtung vor den sittlichen Gesetzen einfordert, auch im kulturellen Leben, im sozialen Leben, wenn sie die vertragliche Regelung der Beziehungen von Kirche und Staat wünscht und begehrt, dann hält man ihr scheinheilig entgegen: Kirche, halte dich aus diesen Sachen heraus! Beschränke dich auf die Sakristei und die Sonntagsandacht! Denn Christus hat ja selbst gesagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Tatsächlich ist dies ein Wort Christi, wie wir soeben im Evangelium des Christkönigsfestes gehört haben: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Er sagt es, und daran darf nicht gerüttelt werden. Aber dieses Christuswort ist anders gemeint, als seine Feinde ausgeben. Es besagt nicht einen müden Verzicht auf seine Königsrechte. Es besagt nicht: Da habt ihr die Welt, und macht aus ihr, was ihr wollt. Nein, dieses Wort ist eine Erklärung seiner besonderen Rechte an diese Welt. In diesem Worte erhebt er seinen Majestätsanspruch. Dieses Wort ist ein Königswort, das seine Herrschaft einfordert, gleichzeitig freilich auch die Andersartigkeit dieser Herrschaft hervorhebt.

Wenn Christus sagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, dann will er damit ausdrücken, dass dieses Reich ihm nicht von unten gegeben ist. Es beruht nicht auf Wahlen und Abstimmungen. Es hat auch nicht seine Kraft in Flugzeugträgern und Panzern. Es ist von anderer Art als die Herrschaften dieser Welt. Die Kirche tritt für ein Reich ein, das nicht mit irdischen Mitteln gebaut ist und von irdischen Kräften lebt. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, das heißt: Es ist von oben. Es ist von Gott gegeben. Es ist vom Vater im Himmel gegründet. Es ist nicht von der Art und der Natur dieser Welt. Es hat in dieser Welt nicht seinen Ursprung. Es empfängt seine Berechtigung und sein Recht nicht von Revolutionen oder Referenden. Der Herr ist König, aber nicht von Volkes Gnaden, sondern von Gottes Gnaden. Das Reich Christi ist von Gott gegründet und ist wahrhaftig von Gott geschaffen.

Aber man muß auch sogleich hinzusetzen: Wenn dieses Reich nicht von dieser Welt ist, so ist es doch in dieser Welt. Das Reich Christi ist dafür geschaffen, die Ordnung dieser Welt aufzubauen und zu gewährleisten. Das Reich Christi hat seine Forderungen an diese Welt, an die Politik, an die Wirtschaft, an das Sozialleben. Für alle diese Gebiete stellt Christus seine Ansprüche auf, und die Kirche verkündet sie in seinem Namen.

Wir haben in diesen Tagen, meine lieben Freunde, ein trauriges und bitterböses Schauspiel erlebt, nämlich in Brüssel und in Straßburg. Die italienische Regierung hatte für den Posten eines Kommissars in der europäischen Kommission den gläubigen katholischen Politiker Buttiglione vorgeschlagen, einen hervorragenden Juristen, polyglott, er spricht viele Sprachen, auch deutsch flüssig. Aber Buttiglione konnte nicht Kommissar werden. Warum nicht? Weil er sich zum katholischen Glauben bekannte; weil er die katholische Sittenlehre vertrat. Was ihm nicht verziehen werden konnte, das war das Wort: „Homosexualität ist Sünde.“ Das darf man nicht sagen in Brüssel oder in Straßburg. Dieses Geschehnis, meine lieben Freunde, ist erhellend, was wir von dieser Europäischen Union zu erwarten haben. Wir hatten schon eine Probe bekommen, als es abgelehnt wurde, den Namen Gottes in die Verfassung, die dieser Tage unterzeichnet wurde, aufzunehmen. Jetzt wissen wir noch mehr. Jetzt wissen wir, dass für bekennende katholische Christen in den maßgebenden Institutionen dieser Europäischen Union kein Platz ist.

Nicht alle haben dieses Geschehen kommentarlos hingehen lassen, und ich habe die Zeitungen gesammelt, in denen sich Christen zu Wort gemeldet haben. In der Frankfurter Allgemeinen Zeitung schrieb ein Leserbriefschreiber: „Der italienische Kommissarskandidat muß sich als gläubiger Katholik dafür rechtfertigen, dass er die Positionen der katholischen Kirche, für welche er in der Kommission ‚Justitia et Pax‘ arbeitet, in seinem Handeln als Individuum versucht umzusetzen. Er hat nicht gesagt, dass er nach diesem Grundsatz sein Amt führen will, er hat nur gesagt, dass dies seine Überzeugung ist, und wegen seiner Überzeugung wurde er abgelehnt.“ Ein anderer Leserbriefschreiber schrieb: „Wer Christus verteidigt und die Wahrheit spricht, die nur von Gott kommt, den können wir nicht leiden, den müssen wir weghaben, und der sollte doch nicht Politiker werden. Jetzt kann jeder Christ und jeder Jude, der sich an die Weisungen seiner Heiligen Schriften hält und mit ihnen das Sünde nennt, was dort als Sünde bezeichnet wird, kein guter Europäer sein. Ist das die Wertegemeinschaft der Europäischen Union?“

Es sei zum Ruhme der beiden führenden Zeitungen in Deutschland gesagt, nämlich der „Frankfurter Allgemeinen“ und der „Welt“, dass auch sie in redaktionellen Beiträgen gegen diesen Skandal Stellung bezogen haben. Die Frankfurter Allgemeine fragt: „Wird jemand, der sich zu einem traditionalistischen Weltbild bekennt, von vornherein europäuntauglich dazu erklärt von Leuten wie Cohn-Bendit (einem Juden)? Oder geht es allein um europäisches Recht, seine korrekte Anwendung, um die Unterscheidung von privater Moral und öffentlichem Amt?“ Und in der Zeitung „Die Welt“ hieß es: „Beurteilt wird einer nicht mehr nach dem, was er macht, sondern nach dem, was er denkt. In solchen Momenten gibt sich die selbsternannte europäische Wertegemeinschaft als antiliberales Institut der Meinungskontrolle zu erkennen. Die Menschen sollen nach ihren Gedanken sortiert werden, nicht nach dem, was sie tun und lassen.“

Schließlich haben auch einige Parlamentarier in Brüssel und Straßburg ihre Ablehnung dieses Geschehnisses kundgetan. Der italienische Staatschef Berlusconi schrieb, das Votum des Ausschusses habe einen Beigeschmack von Fundamentalismus. Es richte sich gegen die Gewissensfreiheit eines Politikers katholischen Glaubens. Und die CDU-Abgeordnete Klamt sprach von einer unerträglichen Diskriminierung. Der CSU-Abgeordnete Posselt warnte vor einer hysterischen Atmosphäre der Christenverfolgung in europäischen Institutionen. Schweigsam blieb der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz. Er spricht zu allem, zu fast allem, aber diesmal bleib er schweigsam. Dafür ergriff der Erzbischof von München – man höre und staune! – Friedrich Wetter, das Wort. Obwohl, so sagte er, Buttiglione deutlich gemacht habe, dass er zwischen seiner persönlichen Moralvorstellung und dem geltenden Recht zu unterscheiden wisse, wurde ihm die Eignung für ein wichtiges politisches Amt in der Europäischen Union abgesprochen. Wetter verwies darauf, dass Buttigligiones Haltung auf der Lehre der katholischen Kirche gründe. Die Kirche könne nicht hinnehmen, dass von Politikern verlangt werde, ihre christliche Einstellung zu verbergen. Er protestierte gegen einen solchen Kulturkampf, der im Gewand von Liberalität und Toleranz inszeniert werde. „Offensichtlich“, sagte Wetter, „wäre es nicht einmal den christlich geprägten Gründervätern eines einigen Europas, Konrad Adenauer, Robert Schumann und Alcide De Gasperi möglich, heute UN-Kommissar zu werden.“

Meine lieben Freunde, das Christkönigsfest ist geeignet, an die Königsrechte Christi zu erinnern. Sie gelten immer und überall. Sie gelten sogar für die Europäische Union. Und wenn dort Atheisten und Homosexuelle etwas werden können, dann fordern wir, dass auch katholische Christen, die hinter

ihrem Glauben stehen, in Ämter dieser Europäischen Union einrücken dürfen. Andernfalls ist der Krieg gegen Christus, der Krieg gegen seine Königsherrschaft, der Krieg gegen seine Majestätsrechte eröffnet. Daran beteiligen wir uns nicht. Seien wir wachsam, was aus der Europäischen Union auf uns gläubige Christen noch zukommt!

Amen.



Prof. Dr. Georg May

## Die Verehrung der Heiligen

01.11.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, am Fest Allerheiligen Versammelte!

Man kann sagen, die katholische Religion ist die Religion der Heiligen; denn katholisches Leben ohne Verbindung zu den Heiligen, ohne Lob der Heiligen, ohne Anrufung der Heiligen scheint undenkbar. Das Dogma, welches die Heiligenverehrung billigt, ist zwar denkbar einfach. Es lautet: „Es ist gut und heilsam, die Heiligen zu verehren.“ Nicht mehr. Gut und heilsam, das heißt, es ist empfehlenswert, die Heiligen zu verehren; es ist keine Pflicht. Aber die Heiligenverehrung gehört so eng zu den übrigen Dogmen des katholischen Glaubens dazu, dass es eigentlich undenkbar scheint, dass jemand kein Heiligenverehrer ist, denn Gott selbst verehrt die Heiligen. Wir wollen heute deswegen sprechen von den Heiligen, von dem Gott der Heiligen und von den Verehrern der Heiligen.

Die Heiligen sind Menschen, die uns zur Verehrung empfohlen werden wegen ihrer Güte; die Heiligen sind heiliggesprochen wegen ihrer sittlichen Güte, nicht wegen ihrer kirchlichen Leistungen, nicht wegen kirchenorganisatorischer Unternehmungen, sondern allein wegen ihrer sittlichen Güte. Sie waren gute Menschen, und sie waren so gute Menschen, dass das Böse nicht mehr in irgendeinem nennenswerten Grade bei ihnen vorhanden war. Gewiß, das Wort bleibt in Kraft, das der Herr sagt: „Niemand ist gut als Gott allein.“ Die ontologische Güte und die ethische Güte in eminentem Maße ist Gott allein vorbehalten. Aber die Heiligen sind eben durch ihr Streben und durch die Liebe Gottes, die sie gezogen hat, zu einem solchen Grade der sittlichen Güte gelangt, dass das Böse bei ihnen keine sichtbare Stelle mehr hat. Sie haben den Gipfel der Tugend erstrebt und erstiegen, den Gipfel der Tugend, die man als heroische Tugend, als heldische Tugend bezeichnet.

Die Heiligen waren auch religiöse Menschen. Es zeigt sich, dass ein wirklich guter Mensch, ein Mensch, der im echten Sinne als gut bezeichnet werden muß, auch immer ein frommer Mensch ist. Und umgekehrt: Ein wirklich frommer Mensch, ein wirklich Gott liebender Mensch, ein wirklich Gott naher Mensch muß auch immer ein sittlich guter Mensch sein. Das sind Korrelate: die sittliche Güte und die Frömmigkeit. Die Heiligen zeigen uns die Verbindung von sittlicher Güte und Religion. Sie zeigen uns, dass Güte und Religion sich lohnen, denn die Heiligen waren strahlende und erhellende Menschen. Was von unserem Heiland gilt, nämlich dass er Wohltaten spendend über die Erde ging, das kann und muß man auch von den Heiligen sagen. Sie sind Wohltaten spendend über die Erde gegangen; Gutes tuend sind sie durch das Leben gezogen. Ihr Gutsein hat sich wahrlich gelohnt. Und gelohnt hat sich auch ihr Beten, ihr Gottsuchen, gelohnt haben sich die stillen Nächte, in denen sie ihr Herz und ihre Hände zu Gott erhoben haben. Das hat sich gelohnt für die ganze Welt. Gelohnt hat sich endlich auch ihr Leiden. Ihre Leiden haben sich gelohnt für die Welt, denn sie sind für uns die Brücken zu Gott geworden, wie wir gleich sehen werden. Sie sind für uns die Mittler zu Gott geworden, die wir verehren und denen wir nachfolgen dürfen. Ihr Leben, ihre Leiden, ihr Beten haben sich wahrlich gelohnt.

Die Heiligen haben ein Zeugnis für Gott abgelegt, das unwiderleglichste Zeugnis, das es gibt, denn Gott ist in ihnen sichtbar und wirksam geworden. Der Gott der Gnade hat sich in ihnen kundgegeben. Der Gott der Liebe hat sich in ihnen geoffenbart. In den Psalmen heißt es, dass Gott Feuerflammen zu seinen Dienern macht, und das ist ein Beweis seiner Schöpfermacht. Er hat mehr getan, er hat Menschen an sein Herz gezogen und sie zu seinen Kindern gemacht. Die Heiligen aber sind nicht nur seine Kinder, sie sind seine Lieblinge, sie sind seine Freunde. „Ihr Freunde Gottes allzugleich“, so singen wir den Heiligen entgegen. Sie sind wahrhaft Gottes Freunde und Gottes Lieblinge. Sie sind eine Offenbarung dafür, wie Gott wirklich ist. An ihnen kann man erkennen, wie Gott ist. So wie sie geworden sind, so sind sie geworden, weil Gott sie an sein Herz gezogen hat. Wie Gott im

Innersten ist, kann man nicht aus der Natur erkennen, denn die Natur ist ein Katarakt und ein zuckender Blitz und ein Erdbeben. Wie Gott wirklich ist, kann man auch nicht aus der Geschichte erkennen, denn die Geschichte ist ein Strom von Blut und Tränen, und die Menschheit ist ein endloser Zug von Weinenden. Wie Gott wirklich ist, das kann man nur aus den Heiligen, aus der Gnadenhaftigkeit ihres Lebens erkennen. So wie sie waren, sind sie geworden in den liebenden Armen Gottes.

Wenn wir Maria sehen, wie sie das Magnificat singt oder wie sie das Kind in die Krippe legt oder wie sie unter dem Kreuze steht, dann wissen wir, dass alle Rätsel, die um Gott sind, aufgelöst sind, und wir möchten an ihrer Stelle oder wenigstens an ihrer Seite stehen, und selbst die furchtbaren Leiden, die über diese Frau gekommen sind, die möchten wir nicht missen, denn sie haben uns die Pietà, die Mutter der Mildigkeit, geschenkt. Und wenn Saulus vom Herrn in Besitz genommen wird, wenn Gott über den Saulus verfügt und aus ihm einen Paulus macht, wenn er ihm zeigt, was er leiden muß und dass er seinen Namen vor die Völker und vor die Könige tragen wird, da möchten wir mit Entzücken zuschauen und mit schüchternem Neid sagen: Mich, Herr, kannst du mich nicht auch brauchen? Und wenn er die heilige Theresia Martin in der Blüte ihrer Jahre pflückt, da wollen wir ihm nicht in die Hände fallen und sagen: Laß es. Nein, wir wissen, dass dieser Schmerzensdruck seiner Hand uns eine Selige und Heilige des Himmels geschenkt hat, zu der wir rufen und flehen können. Wahrhaftig, meine lieben Freunde, so wie die Heiligen waren, so wie sie liebten, so ist Gott wirklich. Aus ihnen kann man erkennen, wie Gott ist und wie er handelt. Wie er an seinen Heiligen handelt, so ist Gott.

Nun nimmt die Kirche niemanden in das Verzeichnis der Heiligen auf, von denen nicht durch Wunder bezeugt ist, dass Gott ihr Leben bestätigt hat. Ein wiederholtes wunderbares Eingreifen wird jedenfalls in der Regel gefordert, damit die Kirche jemanden in den Heiligenkalender aufnimmt. Das geschieht nicht nur deswegen, damit die Kirche gewissermaßen ein amtliches, ein göttliches Sittenzeugnis für den Heiligen hat. Nein. Daß die Heiligen Wunder wirken, dass auf ihre Fürbitte Wunder geschehen, das hat einen ganz anderen Grund. Der Grund liegt darin, dass sie Geschwister der pilgernden Menschen sind. Und weil sie Geschwister sind, empfinden und fühlen sie mit ihnen. Die Heiligen wirken keine Wunder für sich selbst. Wenn es auf sie selbst ankäme, würde nie ein Wunder von ihnen geschehen. Aber weil sie sehen, wie andere leiden, wie ihre Geschwister leiden, da hält es sie nicht mehr, und da rufen sie die Legionen des Vaters zu Hilfe und flehen darum, dass er den Tod, der schon auf dem Grabstein kauert, verjagt. So wie Jesus den Lazarus aus dem Grabe riß und seiner Schwester zurückgab, so wie er den Jüngling von Naim seiner Mutter zurückgab, so tun es die Heiligen; denn das ist ja nicht das Schlimmste, dass wir selbst leiden. Das Schlimmste ist, dass wir andere leiden sehen, die wir lieben und denen wir nicht helfen können. Das ist das Schlimmste und Schrecklichste. Und deswegen, deswegen, meine lieben Freunde, schaffen die Heiligen die Berge weg, die den Menschen hindern, auszuschreiten, rufen sie die Legionen der Engel zu Hilfe und zeigen sie die Macht Gottes in den Wundern, die auf ihre Fürbitte geschehen. So gehen lebendige Kräfte von den Heiligen aus.

Daß wir die Heiligen verehren, ist eine Selbstverständlichkeit. Es ist ein tief inneres Bedürfnis, zu verehren. Wir verehren ja auch andere Menschen. Wir verehren eine Frau, einen Führer, einen Lehrer, einen Meister, ein Genie, einen Künstler, und das ist recht so. Wir wissen, was Verehrung ist, nämlich ein liebendes Aufblicken zu einem hochstehenden Wesen – ein liebendes Aufblicken zu einem hochstehenden Wesen. Und das üben wir mit Recht. Verehrung ist eine Mischung von Ehrfurcht und Zärtlichkeit, eine Mischung von Scheu und Vertraulichkeit. Und das können wir ja nun bei den Heiligen ganz gewiß finden: Ehrfurcht, weil sie über uns stehen, weil Gott sie an sein Herz gezogen hat, weil sie Gott liebende und heiligmäßig lebende Menschen gewesen sind; und Vertraulichkeit, weil sie gut zu uns sind, weil sie es gut mit uns meinen, weil wir auf sie vertrauen können. Verehrung der Heiligen ist eigentlich eine Selbstverständlichkeit. Aber nicht selbstverständlich ist, dass diese Verehrung zugleich Religion ist, ein Dienst, den wir Gott erweisen. Ja, das ist die Heiligenverehrung, sie ist Religion, Verehrung Gottes. Warum? Weil wir in den Heiligen Gott finden, weil wir in den Heiligen erleben, was Gott aus einem Menschen machen kann, der sich ihm überlässt. Da ist geradezu der Sinn des Christentums erfüllt, denn das Wesen des Christentums ist ja die Menschwerdung Gottes. Seitdem es diesen Jesus von Nazareth gab, brauchen wir nur zu einem Menschen zu gehen, um Gott zu finden. Wer Jesus die Hand gibt, der gibt Gott die Hand; wer Jesu Augen sieht, der sieht Gottes Augen.

Nun ist aber der Weg zu Jesus nicht ganz einfach. Das Geheimnis Jesu ist nicht auszuschöpfen. Die großen christologischen Dogmen der Kirche suchen es zu umgrenzen, aber ausschöpfen können auch sie es nicht. Und da gehen wir einen anderen Weg, einen leichteren Weg, einen abgekürzten Weg. Wir gehen zu Maria Magdalena. Den Weg kann jeder gehen zu dieser Frau, die dem Herrn mit ihren Tränen die Füße netzt. Wir gehen den Weg zu Theresia, zu dieser unschuldigen Flamme, die sich verzehrt hat. Wir gehen den ganz kleinen, den ganz kurzen Weg zum Pförtner von Altötting, zu Konrad von Parzham. Den Weg kann jeder gehen. Wahrhaftig, meine lieben Freunde, da ist in der Heiligenverehrung der Sinn des Christentums erfüllt.

Die Heiligen sind uns vorangegangen. Wir brauchen ihnen nur nachzufolgen. Wir wissen ja oft nicht, was ist ein rechter Mensch, wo die Wahrheit ist, wie müssen wir uns verhalten, was müssen wir tun? Tausend Stimmen im Inneren und tausend Stimmen von außen bedrängen uns, wirr durcheinander rufend. Da gibt es eine einfache Lösung: Machen wir es, wie es die Heiligen gemacht haben, dann kommen wir ans Ziel. Gehen wir, wie sie gegangen sind, dann werden wir das Ziel erreichen. Wenn wir es so machen wie sie, wenn wir so denken, so lieben wie sie, wenn wir so wollen und empfinden und beten wie sie, dann werden auch wir gut und erreichen das himmlische Ziel.

Sie waren gut, und deswegen sind sie uns nahe. Wir erfahren ihre Nähe, ihre Hilfe, ihre Fürbitte, ihre Gemeinschaft, ihre Herzensnähe, ihre Seelennähe. Es sind Menschen, denen wir am Herzen liegen, weil Gott uns ihnen ans Herz gelegt hat. Gott hat uns ihnen geschenkt, Gott hat uns ihnen ans Herz gelegt. Aus allen Zeiten, aus allen Ländern, aus allen Nationen gibt es solche Heilige. Wir sind ja oft gegen Menschen misstrauisch und vorsichtig und kritisch, und das ist ja auch berechtigt, denn wir haben zu viele üble Erfahrungen gemacht mit Menschen. Aber hier sind Menschen, bei denen brauchen wir nicht vorsichtig, nicht ängstlich, nicht kritisch zu sein. Das sind Menschen, denen können wir bedingungslos vertrauen, denn sie meinen es nur gut mit uns. Da ist auch die trostlose Unterscheidung zwischen Lebenden und Verstorbenen aufgehoben, denn die Heiligen sind lebendig. Sie sind lebendiger als wir. Sie leben, und sie leben, indem sie für uns eintreten. Das ist Glück, das ist Freude, das ist eine Vorahnung des Himmels.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Das hohe Gut des wahren Glaubens (1)

(Über die Menschenfurcht)

07.11.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In seinem zweiten Brief an Timotheus schreibt der Apostel Paulus, dass für die letzten Tage schwere Zeiten bevorstehen. „Die Menschen werden selbstüchtig sein, geldgierig, prahlerisch, übermütig, schmähsüchtig, den Eltern ungehorsam, undankbar, gottlos, lieblos, friedlos, verleumderisch, unenthaltsam, grausam, schonungslos, verräterisch, frech, aufgeblasen, sie werden die Lüste mehr lieben als Gott.“ Ich weiß nicht, meine lieben Freunde, ob tatsächlich die letzten Zeiten angebrochen sind, für die das alles vorausgesagt ist. Aber eines weiß ich, dass eine Haltung unter den Christen weit verbreitet ist, nämlich die Menschenfurcht. Wie oft habe ich in meinem Leben erfahren, sei es bei der Wehrmacht oder in der Fabrik oder selbst in der Professorenschaft, wie weit verbreitet die Furcht vor Menschen ist. Wir wollen heute über die Menschenfurcht nachdenken und drei Fragen stellen:

1. Woher stammt die Menschenfurcht?
2. Was bewirkt die Menschenfurcht?
3. Wie überwindet man die Menschenfurcht?

Menschenfurcht ist die Besorgnis, anderen Menschen zu missfallen. Man hat Sorge, dass man den Menschen in die Quere kommt und dass sie entsprechende Sanktionen über einen verhängen. Woher stammt die Menschenfurcht? Nun, aus dem leidigen Verlangen, das ist der erste Grund, bei den Menschen beliebt zu sein. Die Sucht, anderen Menschen zu gefallen, bei ihnen anerkannt, geschätzt, geliebt zu sein, verdirbt unsere besten Handlungen. Die Sucht, beliebt zu sein, macht uns feige und gewissenlos. „Nichts macht uns feiger und gewissenloser“, schreibt einmal die große Frau Marie von Ebner-Eschenbach, „als der Wunsch, von allen Menschen geliebt zu werden.“ Man muß den Mut haben, auch dann zu seiner Überzeugung zu stehen, wenn man dadurch unbeliebt wird. Man muß den Mut haben, Handlungen zu setzen, die einen unbeliebt machen, wenn diese Handlungen notwendig sind.

Der zweite Grund für die Entstehung von Menschenfurcht ist die Angst, isoliert zu werden. Man möchte nicht allein stehen; man möchte nicht aus der großen Masse heraustreten; man möchte nicht auffallen. Man hat Angst vor der Isolierung, denn Isolierung bedeutet eben Verlust von Chancen, von Vorteilen. Isolierung bedeutet, dass man von anderen gemieden wird, und so entsteht die Menschenfurcht, aus Angst vor Isolierung.

Der dritte Grund ist die Besorgnis, Nachteile zu erleiden. Diese Besorgnis ist berechtigt. Tatsächlich kann man, wenn man sich nicht konform verhält, von anderen Menschen Nachteile erfahren. Wir erleben das täglich in der kleinen privaten Welt und in der großen öffentlichen Welt, wie man Nachteile erleidet, wenn man sich den Menschen nicht anpasst. Und so entsteht die Menschenfurcht. Der italienische Politiker Buttiglione hat es erfahren, nicht wahr, wie man Nachteile erleiden kann, wenn man sich als katholischer Christ, als bekennender Christ, als dem Papste treuer Christ bekennt: man erleidet Nachteile. Das sind die drei Wurzeln, aus denen die Menschenfurcht entsteht.

Die zweite Frage lautet: Was bewirkt die Menschenfurcht? Nun, an erster Stelle hat sie die Wirkung, dass man die eigene Überzeugung verschweigt. Man outet sich nicht, wie man heute sagt; man behält seine Überzeugung für sich. Man ist stumm wie ein Fisch und lässt die anderen reden, man denkt: Ich behalte meine Meinung für mich, denn ich will mich nicht gefährden. Die große Publizistin, Frau Noelle-Neumann an unserer Universität Mainz, hat dieses Verhalten unter den Namen der Schweigespirale gestellt. Sie erklärt die Schweigespirale wie folgt: „Menschen orientieren sich an ihrer

Umwelt, vor allem im Hinblick auf ihre Angst vor gesellschaftlicher Isolation, und richten ihre Meinungsäußerungen nach entsprechenden Einschätzungen der Mehrheitsansichten. Auf dem Feld der öffentlichen Meinung werden je nach eingeschätzter Mehrheitslage Ansichten geäußert oder verschwiegen. Was die Massenmedien mehrheitlich vertreten, motiviert Andersdenkende zum Schweigen, wenn sie nach ihrer Einschätzung mit ihrer Meinung nicht zur Mehrheit gehören. Dieser Prozeß steigert sich wechselseitig zwischen der in den Medien vertretenen angeblichen Mehrheitsmeinung und dem Schweigeverhalten der Menschen und führt somit zur Ausbildung eines doppelten Meinungsklimas und einer schweigenden Mehrheit.“ Ich meine, trefflicher kann man die Wirkung der Menschenfurcht nicht beschreiben. Man verhält sich so, wie sich die (wirkliche oder vermutliche) Mehrheit verhält, auch wenn die Überzeugung dagegen steht. Man verschweigt seine eigene Überzeugung, um nicht aufzufallen und um nicht Nachteile zu erleiden.

Die zweite Wirkung der Menschenfurcht ist, dass man sich anzupassen versucht. Man verhält sich so, wie die Umgebung sich verhält; man passt sich an. Das beginnt in der Kirche. Manche haben Angst, in der Bank sitzen zu bleiben, wenn alle zur Kommunion gehen. Sie wollen nicht auffallen, da gehen sie auch zur Kommunion, obwohl sie gar nicht kommunionwürdig sind oder kein Verlangen nach der Kommunion haben. Da beginnt es. Und es setzt sich natürlich draußen fort. Man passt sich an an die herrschende politische Richtung. In der früheren DDR haben sich eben die meisten Menschen der Linie, die von der SED vorgegeben wurde, angepasst. In der Nazi-Zeit passte man sich der NSDAP an. Nach meinem Wissen hatten wir 6 Millionen Parteimitglieder. Das waren keine schlechten Menschen. Es waren Menschen mit Menschenfurcht. Sie passten sich an. Und so ist es auch in der Religion. Ich habe einmal in Sachsen in einer Pfarrei zu tun gehabt, wo vor etwa 150 Jahren Bayern eingewandert waren als Glasbläser. Diese Bayern hatten allesamt ihren Glauben aufgegeben und waren protestantisch geworden. Sie hatten sich ihrer Umgebung angepasst. Das ist verständlich, da lebt man leichter, da ist man wohlgekommen, denn man fällt auf, wenn man sich als katholischer Christ bekennt. Und doch mahnt Paulus: „Macht euch nicht dieser Welt gleichförmig, sondern gestaltet euch um durch die Erneuerung eures Geistes.“ Macht euch nicht dieser Welt gleichförmig! Er warnt vor der Anpassung.

Die Menschenfurcht hält weiter von der Erfüllung der religiösen Pflichten ab – hält von der Erfüllung der religiösen Pflichten ab. Man sieht das im Gasthaus. Kaum jemand macht ein Kreuzzeichen vor dem Essen, kaum jemand faltet die Hände. Man möchte nicht auffallen, obwohl doch das Gebet und die Danksagung vor Gott eine Pflicht ist, eine religiöse Pflicht ist. Es werden viele Busreisen unternommen. Unter den Mitreisenden sind auch katholische Christen. Aber ganz selten, vielleicht fast niemals bittet einer darum, dass man doch am Sonntagmorgen anhalten möge, um Gelegenheit zum Besuch der heiligen Messe zu geben. Man fährt mit und versäumt die Messe. Man erfüllt die religiösen Pflichten nicht aus Menschenfurcht. Der englische König Heinrich VIII. hatte als seinen Kanzler den Kardinal Wolsey. Wolsey war ein treuer Diener seines Herrn. Aber gegen Ende seines Lebens geriet er in Konflikt mit ihm, wurde nach London bestellt und sollte dort wahrscheinlich den Tod erleiden. Auf dem Wege zu diesem schrecklichen Schicksal sprach er die Worte: „Had I but served my god with half the zeal I served my king, he would not in my age have left me naked to my enemies.“ Dieses Wort steht in dem Drama Shakespeares „König Heinrich VIII.“ „Hätte ich meinem Gott nur mit der Hälfte des Eifers gedient, mit dem ich meinem König gedient habe, dann würde er mich nicht bloß in meinem Alter überlassen haben meinen Feinden.“ Auch Wolsey hatte aus Menschenfurcht, die ja begründet war vor diesem grausamen König, dem Menschen gedient und nicht Gott.

Die Menschenfurcht hält auch von der Verkündigung des Evangeliums, des vollen, des ganzen, des unverkürzten Evangeliums ab. Wir erleben das ja fortwährend bei unseren Bischöfen. In den Hirtenbriefen der Bischöfe und in ihren Predigten, da scheinen gewisse Dinge überhaupt nicht mehr auf; die lassen sie aus. Seit Jahrzehnten sprechen sie nicht mehr über das Fegefeuer, und sie reden auch nicht über die Gebote der geschlechtlichen Sittlichkeit, denn das passt vielen Leuten nicht. Jeder will auf dem Gebiet des Geschlechtlichen tun, was ihm gefällt, und nicht, was Gott will. Und so schweigen sie. Vor einiger Zeit rief mich ein Priester an. Dieser Priester hatte mein Buch mit den Ehepredigten gekauft. Er sagte: „Ich habe alle diese Predigten gehalten bis auf eine, nämlich die Predigt über die Empfängnisverhütung.“ Aha, da hat er Angst bekommen. Das wollte er seinen Leuten nicht zumuten, die wahre, unverkürzte Lehre der Kirche, die ja nichts anderes als der Widerhall von Gottes Gebot ist,

über die Empfängnisverhütung. Da hat er geschwiegen, die Predigt hat er ausgelassen. Menschenfurcht nennt man das. Die Menschen mit schwachem Glauben warten auf den Frieden, um dann zu handeln, wie sie sagen. Die Apostel mit starkem Glauben aber säen mitten in die Stürme, um dann in den guten Zeiten zu ernten.

Noch ein letztes verhindert die Menschenfurcht, nämlich den vollen Einsatz für Gottes Sache. Man will nicht als Eiferer, als Fanatiker erscheinen, und so macht man einen lauen Betrieb auch im Religiösen, der nicht auffällt, wo man nicht als Fundamentalist oder als konservativ verdächtig wird. Nur nicht auffallen. Nur nicht als streng katholisch gelten, sondern gemütlich und bequem bei „Weck, Worscht un Woi“, wie das hier so üblich ist, nicht wahr, da macht man seinen religiösen Betrieb, aber nicht einen Einsatz, der andere beunruhigen könnte und durch den man bei anderen in Kritik geraten könnte. „Wie kann einer“, fragt einmal der heilige Cyprian, „glauben ein Christ zu sein, wenn er sich fürchtet, es öffentlich zu sein? Wie kann er dereinst mit Christus sein, wenn er sich schämt, zu bekennen, dass er jetzt zu ihm gehört?“ Das sind die Wirkungen der Menschenfurcht, meine lieben Freunde.

Jetzt fragen wir drittens: Wie überwindet man die Menschenfurcht? Nun, an erster Stelle durch den Glauben. Der Glaube gibt uns Überlegenheit über andere, die nicht glauben. Der Glaube gibt uns Gewissheit in einem Meer von Zweifeln und Irrtümern. Der Glaube macht uns stark. „Ich schäme mich des Evangeliums nicht“, sagt der Apostel Paulus, „denn es ist eine Kraft für jeden, der glaubt.“ Und an einer anderen Stelle, in dem Kampfbrief, im Galaterbrief, schreibt er: „Wollte ich noch Menschen gefallen, wäre ich nicht Christi Diener.“ Jawohl, das ist häufig die Alternative, vor die wir gestellt sind: entweder Menschen gefallen oder Christi Diener sein.

Zweitens überwinden wir die Menschenfurcht durch Wissen. Wissen macht stark. Wer mit den Lappalien und Schlagworten unserer Gegner konfrontiert wird und genügendes Wissen besitzt, kann sie leicht zurückweisen. Aber weil sich die Menschen eben zu wenig Wissen aneignen, deswegen schweigen sie, furchtsam und ängstlich. Vielleicht haben die anderen doch recht, nicht wahr? Nein, wir müssen uns Wissen aneignen, wir müssen unermüdlich und rastlos arbeiten, damit wir die Scheingründe der anderen widerlegen, damit wir fest im Glauben stehen und den anderen Rechenschaft geben können von der Hoffnung, die uns bewegt.

Drittens überwinden wir die Menschenfurcht durch Gottesfurcht. Wer Gott fürchtet, braucht die Menschen nicht zu fürchten. Der Herr hat uns gesagt: „Fürchtet euch nicht vor denen, die nur den Leib töten können, fürchtet euch vor dem, der Leib und Seele in die Hölle verstoßen kann. Ja, ich sage euch, den sollt ihr fürchten!“ Und dann fügt er noch die Drohung hinzu: „Wer sich vor diesem sündhaften und ehebrecherischen Geschlecht meiner Worte schämt, dessen wird sich auch der Menschensohn, wenn er mit seinen Engeln kommt, vor dem Vater im Himmel schämen.“ Durch Gottesfurcht überwinden wir die Menschenfurcht.

Auch – viertens – durch Gottvertrauen. Gott verlässt die Seinen nicht. Er hat uns seinen Beistand zugesagt: „Wenn man euch vor die Gerichte führt, überlegt nicht, wie oder was ihr antworten sollt. Es wird euch dann gegeben werden, was ihr antworten sollt.“ Das heißt, der Heilige Geist wird euch kräftigen, damit ihr die rechten Worte findet.

Schließlich noch ein Letztes. Fünftens wird die Menschenfurcht überwunden durch die Erfahrung. Wir erleben immer wieder, wenn man sich als überzeugter katholischer Christ bekennt, dann finden auch andere Menschen zu einem. Der amerikanische Präsident George Bush hat sich als gläubiger Christ bekannt im Wahlkampf und hat die Wahl gewonnen. Er hat sich bekannt als Gegner der Abtreibung, als Anhänger der traditionellen Familie und als Anwalt für das öffentliche Wirken des Glaubens. Diese drei Dinge haben ihm, wie alle Wahlforscher sagen, viele Stimmen eingebracht. Man kann es auch im persönlichen Leben erleben, wie Menschen durch das eigene Beispiel aufgerufen werden, sich zum Mut und zur Überwindung der Menschenfurcht zu bekennen.

Es war im Jahre 1944, meine lieben Freunde, da kam ein junger Mann von 18 Jahren in ein Kinderlandverschickungslager, wo sich 70 Jungen aus dem Berliner Wedding befanden. Der Lagerleiter war ein SS-Mann. Am ersten Sonntag ging dieser junge Mann wie selbstverständlich zur heiligen Messe. Als er zurückkam, sagte ihm der Unterführer: „Ich bin auch katholisch.“ Aha. Und die Lagerlehrerin, eine nicht praktizierende Katholikin aus Köln, erklärte: „An einem jungen Mann, der heute noch in die Kirche geht, muß etwas sein.“ Man muß sich bekennen, dann weckt man das Bekenntnis bei ande-

ren. Überwinden wir also die Menschenfurcht und erziehen wir die Unseren, bei denen wir Einfluß haben, zur Überwindung der Menschenfurcht.

Im 19. Jahrhundert hat einmal der österreichische Dichter Franz Grillparzer die schönen Verse geschrieben: „Will unsere Zeit mich bestreiten, ich laß es ruhig geschehen. Ich komme aus anderen Zeiten und hoffe, in andere zu gehen.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Das hohe Gut des wahren Glaubens (2)

(Über Glaubensschwierigkeiten und Glaubenszweifel)

14.11.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Nach dem 20. Juli 1944 setzte die große Verfolgung der Männer und Frauen ein, die sich zum Widerstand gegen das mörderische Regime Hitlers entschlossen hatten. Dieser Verfolgung fiel auch Oberst Marogna Redwitz zum Opfer. Als er vor dem Tode stand, schrieb er einen Abschiedsbrief an seine Frau, und in diesem Briefe bemerkte er, er freue sich, dass er bald mit seinen gefallenen Söhnen vereint werden könne. Graf Marogna Redwitz war ein gläubiger katholischer Christ. Er lebte aus dem Glauben; sein ganzes Leben war vom Glauben getragen.

Aus dem Glauben leben kann man freilich nur, wenn der Glaube fest ist. Wer einen festen Glauben nicht besitzt, ist unfähig, ihn zum Traggerüst seines Lebens zu machen. Der Festigkeit des Glaubens stehen Hindernisse entgegen. Schon im Neuen Testament wird auf die Schwierigkeit des Glaubens hingewiesen. „Wird denn der Menschensohn, wenn er kommt, Glauben finden?“ fragt einmal der Herr. Und er tadelt den Kleinglauben des Petrus: „Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?“ Als er seine Eucharistiepredigt hielt, da wanderten viele nicht mehr mit ihm, denn sie bestanden die Glaubensprobe nicht. So ist es auch heute, meine lieben Freunde, dass der Glaube vielen Schwierigkeiten ausgesetzt ist. Die Schwierigkeiten kommen teils aus der Verfassung des Einzelnen, teils aus der Umgebung oder aus dem Glauben selbst. Welches sind die Ursachen für Glaubensschwierigkeiten?

Die erste Ursache liegt darin, dass viele Menschen an das Irdische verfallen sind. Wer nur am Irdischen hängt, hat keinen Blick für das Jenseitige. Erst recht gilt das, wenn einer im Materiellen versinkt. Wer nur an die Materie gebunden ist, der vermag sich nicht zum Geist und erst gar nicht zum Jenseitigen zu erheben. Dazu kommt, dass der Glaube Anforderungen an den Menschen stellt, an sein sittliches Verhalten. Wer nicht nach Sittenreinheit strebt, wer sich der Versuchung nicht widersetzt, wer im sittlichen Kampfe sich nicht bemüht, der ist in Gefahr, den Glauben zu verlieren oder nicht zum Glauben zu gelangen. Schon Nietzsche hat hellseherisch gesagt: „Der Gott, der alles sah, der musste sterben.“ Wenn der Mensch sich vor Gott fürchten muß, weil er ein Sünder ist und die Sünde nicht meiden will, dann ist er in Gefahr, den Glauben aufzugeben.

Der zweite Grund für die Glaubensschwierigkeiten ist der Mangel an religiösem Wissen. Der durchschnittliche Christ weiß zu wenig vom Glauben. Der Religionsunterricht war oft mangelhaft oder was man da gelernt hat, ist ins Vergessen gesunken. Viele Predigten haben den Glauben nicht aufgebaut, und selbst haben sich die Christen nicht darum bemüht, tiefer in den Glauben einzudringen, Unverständliches zu klären und dadurch lichtvoll den Glauben zu begreifen. Was sie unter der Autorität der Eltern und der Lehrer und der Priester angenommen haben, das ist bei vielen nicht zur Überzeugung geworden. Sie haben es gelernt, und sie haben es aufgesagt, aber es ist nicht ihr persönlicher Besitz geworden. Und deswegen fallen sie um, wenn Glaubensschwierigkeiten auftreten.

Ein dritter Grund für die Glaubensschwierigkeiten ist das Menschliche in der Kirche. Das Göttliche ist Menschenhänden anvertraut, und Menschenhände sind nie so rein, wie sie vor Gott sein sollen. Menschen geben das Göttliche weiter mit all ihrer Unzulänglichkeit und ihrer Schwäche. Vor wenigen Wochen erzählte mir ein alter Herr, sein 13-jähriges Enkelkind habe gesagt, es lasse sich nicht firmen. Warum nicht? Wegen der Skandale im Priesterseminar St. Pölten. Solche Skandale gibt es, Gott sei geklagt, viel zu viele! Ein jeder ist einer zuviel. Aber sie sind natürlich kein Argument gegen den Glauben, denn die, welche diese Skandale verursachen, haben sich ja vom Glauben entfernt. Sie haben gerade nicht nach dem Glauben gelebt, sie haben den Glauben desavouiert. Aber, wie gesagt, solche



Skandale können das Vertrauen in die Institution Kirche und in ihre Verkündigung erschüttern. Wenn wir erleben, wie Verkündiger des Glaubens, wie Priester des Herrn aus ihrem heiligen Dienst scheiden, dann ist das für viele Gläubige ein Anlaß, in ihrem Glauben unsicher zu werden.

Ein vierter Grund für die Glaubensschwierigkeiten ist die Verfassung unserer Umgebung. Die Gesellschaft trägt nicht mehr. Der heilsame Einfluß des Milieus ist erloschen. Heute wird man nicht mehr von anderen mitgezogen, um in die Kirche zu gehen, um die Gebote zu erfüllen, um nach den Geboten zu leben. Die Umgebung ist indifferent, also gleichgültig, oder gar haßerfüllt. Vielleicht haben Sie die großen Plakate in Mainz gesehen, die an den Litfaßsäulen klebten, dass man sich von der Kirche trennen solle. Ja, es gibt einen regelrechten Kirchenkampf, einen regelrechten Glaubenskampf gegen die Religion und gegen die Kirche.

Ein fünfter Grund für die Glaubensschwierigkeiten liegt im Glauben selbst begründet, denn der Glaube ist eine schwierige Angelegenheit. Zu glauben ist nicht einfach. Es gibt tatsächlich Schwierigkeiten im Glauben. Denken wir etwa an das Leid in der Welt und an die Lehre von der Vorsehung Gottes. An diesem Problem ist einem Mann wie dem Dichter Ernst Wiechert der Glaube zerbrochen. Auch viele andere Glaubensgeheimnisse geben dem Verstand Schwierigkeiten auf. Wie ist es möglich, dass Gott ein Mensch wird? Wie ist das möglich? Soeben werden die Tagebücher des CDU-Politikers Heinrich Krone veröffentlicht; und Krone war ein gläubiger katholischer Christ. Aber auch er hat die Schwierigkeit empfunden zu begreifen, dass der unsichtbare Gott ein Mensch werden kann. Und so ist es mit vielen anderen Glaubensgeheimnissen, etwa mit der Eucharistie. Sie geben dem Geist Schwierigkeiten auf, Schwierigkeiten, die nicht verstandesmäßig zu überwinden sind.

Ein letzter Grund für die Glaubensschwierigkeiten ist die Zerstörungsarbeit von Theologen. Ja, ich muß es zu meinem Schmerze sagen, eine solche Zerstörungsarbeit gibt es. Ich erinnere an ein Buch eines Tübinger Theologen, in dem die Erlösung radikal geleugnet wird. Jesus habe uns weder von der Sünde noch vom Tode noch von der Verdammnis erlösen wollen, sondern nur von allem, was einen einengt. Ja, von dem, was einen einengt, kann einen auch der Psychiater befreien. Deswegen sei der Tod Jesu auch kein Sühneopfer, so schreibt dieser Theologe, dieser abgefallene Theologe. Und die Messe sei natürlich auch kein Sühneopfer. Wenn solche Geschehnisse sich ereignen, dann erklärt es sich, dass Menschen unsicher werden im Glauben. „Wenn das am grünen Holze geschieht, was soll dann am dünnen geschehen?“

Es gibt Glaubensschwierigkeiten, meine lieben Freunde, und wir stellen uns ihnen. Aber, und das ist der zweite Teil meiner Ausführungen, sie sind nicht unüberwindlich. Wenn wir uns rational verschiedene Gedankenreihen vor Augen führen, dann sehen wir, dass die Glaubensschwierigkeiten in einem gewissen Sinne notwendig sind, dass sie kommen müssen und dass wir ihnen nicht entgehen können. Erstens muß man nämlich unterscheiden zwischen Glaubensschwierigkeiten und Glaubenszweifeln. Glaubensschwierigkeiten sind Hemmnisse, die sich aus dem Glauben selbst ergeben, während Glaubenszweifel die Unwilligkeit ist, den Glaubensakt zu leisten. Glaubensschwierigkeit ist die Unfähigkeit, den Glauben zu durchdringen und zu erfassen und allseitig zu begreifen, Glaubenszweifel ist die Unentschlossenheit, sich dem Glauben zu unterwerfen, ist der Unwille, sich dem Glaubensgebot Gottes zu beugen. „Tausend Schwierigkeiten“, sagt der große Kardinal Newman, „machen nicht einen Zweifel aus. Schwierigkeiten und Zweifel sind inkommensurable Größen“, d.h. man kann sie gar nicht vergleichen. Inkommensurable Größen, so Kardinal Newman. Und ein Dichter unserer Zeit, nämlich der Schotte Bruce Marshall, drückt dieselbe Wahrheit auf seine Weise aus. Er sagt nämlich: „Ein Gläubiger ist, der seine Zweifel mehr bezweifelt als den Glauben. Ein Ungläubiger ist, der, was er glaubt, mehr bezweifelt als seine Zweifel.“ Ein gutes Wort, das uns klar machen kann, dass Schwierigkeiten und Zweifel verschiedene Kategorien sind.

Zweitens, man muß auch den Unterschied sehen zwischen Tatsachen und ihrer Erklärung. Wir bewegen uns fortwährend in Wirklichkeiten, die wir nicht erklären können. Wer von uns kann sagen, was die Schwerkraft ist? Wer kann uns erklären, was Elektrizität ist? Wer kann uns sagen, was Wärme ist? Alle diese Dinge sind geheimnisvoll, und was die Physiker darum herumreden, das erschließt uns nicht das wahre Wesen dieser Erscheinungen. Das ist schon im natürlichen Bereich so. Schon im natürlichen Bereich gibt es für uns vieles Unerklärliches. Und so ist es erst recht im übernatürlichen Bereich. Die Tatsache vieler Erscheinungen steht fest, aber die Erklärung ist schwierig. Denken wir etwa an die Auferstehung Jesu. Der Auferstehungsleib Jesu kommt herein, obwohl die Tür verschlossen ist.

Er verschwindet auf einmal wieder; und gleichzeitig kann er Nahrung aufnehmen. Und so gibt es in der Heiligen Schrift zwei Reihen von Aussagen, welche den Auferstehungsleib Jesu erklären wollen. Die eine Reihe betont seine Geistigkeit, die andere Reihe seine wahre Körperlichkeit. Dadurch kann man ein gewisses Verständnis des Auferstehungsleibes Jesu gewinnen. Völlig erfassen werden wir ihn freilich auch dadurch nicht.

Drittens muß man an Wesen und Eigenart des übernatürlichen Glaubens denken. Der Glaube ist nach dem Ersten Vatikanischen Konzil „eine übernatürliche Tugend, kraft der wir unter Anregung und Mithilfe der Gnade das für wahr halten, was Gott geoffenbart hat, nicht wegen der inneren Einsicht in die Dinge, die uns geoffenbart sind, sondern wegen der Autorität des sich offenbarenden Gottes“. Diese schöne Beschreibung des Glaubens zeigt uns, dass der Glaube uns von Gott gegeben wird, eine übernatürliche Einwirkung bedeutet, die wir von Gott erfahren. Und was uns das Erste Vatikanische Konzil da lehrt, ist eigentlich nur der Wiederhall dessen, was schon im Neuen Testament steht. Im Hebräerbrief heißt es: „Der Glaube ist das feste Vertrauen auf das, was man erhofft, das Überzeugtsein von Dingen, die man nicht sieht.“ Das feste Vertrauen auf das, was man erhofft, das Überzeugtsein von Dingen, die man nicht sieht. Also: Der Glaube richtet sich auf Zukünftiges – was man erhofft – und auf Unsichtbares – was man nicht sieht. Damit ist die Schwierigkeit des Glaubens erklärt und gleichzeitig gesagt, dass es auch so sein muß. Denn es besteht ein unendlicher Abstand – ein unendlicher Abstand! – zwischen Schöpfer und Geschöpf. Wenn wir das, was der Glaube vom Schöpfer lehrt, begreifen könnten, dann könnten wir uns gewissermaßen Gottes bemächtigen, dann könnten wir ihn in gewisser Hinsicht beherrschen, da wäre Gott in unserer Hand. Es muß so sein, dass wir nicht begreifen können, wie Gott ist, wenn er souverän und transzendent sein will. Souverän, das heißt über jede irdische Macht erhaben, und transzendent, das heißt jenseitig, über alles Irdische weit hinausreichend. Gott muß unanschaulich, unbegreifbar, undurchdringlich für den Menschen sein, wenn er das transzendente, souveräne Wesen bleiben soll, das er ist.

Ein viertes Mittel, um die Schwierigkeiten zu überwinden, besteht darin, dass wir uns klarmachen: Gott gehört nicht der Erfahrungswirklichkeit an. Die Erfahrungswirklichkeit ist das, was wir sehen, riechen, schmecken, messen, wägen können. In eine solche Wirklichkeit geht Gott nicht ein. Er ist jenseits aller Erfahrungswirklichkeit. Es ist also auch mit den Mitteln, die wir in der Erfahrungswirklichkeit anwenden, um uns ihrer zu vergewissern, nicht möglich, Gott zu ergreifen. Man kann nicht etwa, um ein drastisches Beispiel zu erwähnen, die Hostie zerbrechen oder auflösen, um damit Gott zu finden. Er liegt jenseits der Erfahrungswirklichkeit. Es ist ausgeschlossen, mit unseren Mitteln, mit Mikroskopen oder mit Fernrohren oder mit Waagen an Gott heranzukommen. Dennoch ist der Glaube keine Illusion. Der Glaube sagt zwar, was die Sinne nicht sagen, aber er sagt nicht das Gegenteil. Der Glaube ist darüber, nicht dagegen. Es besteht kein Widerspruch zwischen der Erfahrungswirklichkeit und der Glaubenswirklichkeit.

Fünftens müssen wir uns klarmachen, dass der Glaube Gottes Geschenk ist. Geschenke muß man entgegennehmen, Geschenke muß man empfangen. Man muß also die Hände darreichen, und das ist bildlich gemeint, d.h. man muß das Herz öffnen, um den Glauben entgegenzunehmen. Wer nicht willig ist, dem kann Gott den Glauben nicht schenken. Wer sich nicht auf Gott zubewegt, dem kommt Gott nicht entgegen. Geschenke werden nur dem zuteil, der sie willig entgegennehmen möchte. Wir müssen also beten, dass Gott uns den Glauben schenkt, dass wir des Glaubensgeschenktes gewürdigt werden. Und so haben die Apostel gebetet. Im Evangelium steht das schöne Wort: „Stell uns Glauben herzu!“ So haben einmal die Apostel zu Jesus gesagt: „Stell uns Glauben herzu!“ Und Jesus hat den Vater des besessenen Knaben gelobt, der sagte: „Herr, ich glaube, aber hilf meinem Unglauben!“ Herr, ich glaube, aber hilf meinem Unglauben! Hilf meinem schwachen Glauben, hilf meinem brüchigen Glauben. Mach ihn fest und unerschütterlich, wie ihn Graf Marogna Redwitz gehabt hat.

Man muß also sich des Geschenktes des Glaubens würdig erweisen. Man muß aber auch tun, was der Glaube gebietet. Im Johannesevangelium steht der schöne Satz: „Wenn jemand dessen Willen tun will, so wird er erkennen, ob diese Lehre von Gott ist, oder ob ich aus mir selber rede.“ Also: Der Glaube wird dem zuteil, der das tut, was der Glaube gebietet. Wenn jemand dessen Willen tun will, so wird er erkennen, ob diese Lehre von Gott ist. Das sittliche Tun besitzt gleichsam Erkenntniswert. Wer den Willen Gottes tut, der kommt auch zum Glauben. Und ein Mann, der ja umstritten ist, aber der unter vielem Falschen auch manches Richtige gesagt hat, nämlich Jean Jacques Rousseau, der

französische Philosoph des 18. Jahrhunderts, schreibt einmal: „Erhalte deine Seele stets in einem solchen Zustand, dass sie wünschen kann, es gebe Gott, und du wirst nie an dieser Wahrheit zweifeln.“ Ich wiederhole noch einmal diesen schönen Satz: „Erhalte deine Seele stets in einem solchen Zustand, dass sie wünschen kann, es gebe Gott, und du wirst nie an dieser Wahrheit zweifeln.“ Wer rein sein will, wer nach Gottes Willen leben will, wer das tut, was Gott gebietet, der wird im Glauben ruhen und wird im Glauben gefestigt werden.

Außerdem kann man sich auch an Vorbilder halten. Es gibt Menschen in unserer Umgebung, deren Leben gelungen ist, weil sie aus dem Glauben gelebt haben. An sie können wir uns halten. Zum heiligen Pfarrer von Ars kam einmal ein Mann, der Glaubensschwierigkeiten hatte. Der heilige Pfarrer von Ars sagte, er solle beichten. Ja, entgegnete er, er glaube ja gar nicht, er könne auch nicht beichten. Der Pfarrer riet ihm noch einmal dazu, er solle eine Beichte ablegen. Der Mann ließ sich gewinnen zum Beichten. Nach der Beicht waren seine Glaubensschwierigkeiten verschwunden. Von Ozomam, dem französischen Schriftsteller, wird berichtet, dass er in Glaubensschwierigkeiten war. In seiner Not – er war ein Mann von 18 Jahren – betrat er eine Kirche in Paris und wollte dort sich etwas sammeln. Da erblickte er in einer Ecke auf einem Betstuhl einen Greis, der den Rosenkranz betete. Dieser alte Mann mit dem Rosenkranz in der Hand war Ampère, der große Mathematiker und Physiker. Von diesem Augenblick an waren bei Ozomam die Glaubensschwierigkeiten verschwunden. Alle Predigten, die er gehört, und alle Bücher, die er gelesen hatte, so sagte er, haben ihm nicht so viel Eindruck gemacht wie das Rosenkranzgebet des großen gelehrten Ampère.

Halten wir uns also, meine lieben Freunde, an die Vorbilder, an die Apostel, an die Jünger. Halten wir uns an Petrus, der in seinem zweiten Brief schreibt: „Wir haben uns nicht an ausgeklügelte Fabeln gehalten, als wir euch die machtvolle Ankunft unseres Herrn Jesus kundtaten, sondern wir sind Augenzeugen, wir sind Augenzeugen seiner Herrlichkeit gewesen.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Das hohe Gut des wahren Glaubens (3)

(Über Phantasien ungläubiger Denker)

21.11.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Seit dem 18. Jahrhundert wird versucht, die Religion als eine Illusion zu entlarven. Was ist eine Illusion? Die Illusion ist eine nicht erfüllbare Wunschvorstellung. Der Mensch macht sich selbst eine Hoffnung zurecht, die keinen Grund in der Wirklichkeit hat. Das ist eine Illusion, und das, so behaupten die Ungläubigen seit dreihundert Jahren, sei der Ursprung der Religion. Ich möchte Ihnen von diesen Ungläubigen vier vorführen: Erstens Arnold Gehlen, bis vor kurzem Professor an der Universität Münster, Werner Sombart, einen Soziologen, Sigmund Freud, den bekannten Erfinder der Psychoanalyse, und Ludwig Feuerbach, den kämpferischen Atheisten. Wie erklären diese vier Männer die Religion?

Nach Arnold Gehlen ist die Religion zu erklären als eine biologische Entlastung. Eine biologische Entlastung. Wie ist das zu verstehen? Nun, er geht davon aus, dass der Mensch ein Mängelwesen ist. Er ist, anders als das Tier, nicht so angepasst an seine Umgebung. Ihm fehlt das Haarkleid, wie es die Tiere haben, die Vögel, die Affen, das Pferd, und damit fehlt ihm der natürliche Schutz gegen die Witterung. Ihm fehlen die natürlichen Angriffsorgane, z. B. ein Rachen mit scharfen Zähnen oder die Klauen. Ihm fehlt auch eine Körperbildung, die zur Flucht geeignet ist. Ihm fehlt schließlich eine Umwelt; der Mensch ist überall zu Hause oder auch nirgends, während die Tiere eben ihre Umwelt, ihr Milieu haben, in dem sie in gewisser Hinsicht geborgen sind. Wegen dieser Mängel ist der Mensch schwer belastet, und diese Belastung zwingt ihn, durch Handeln und bewusste Führung sich Lebensbedingungen zu schaffen. Und das führt dazu, dass er die Religion erfindet. Das Bedürfnis nach Trost und Hoffnung führt zur Erfindung der Religion. Der Trieb, seine Ohnmacht zu überwinden, veranlasst den Menschen, sich die Religion zu schaffen. Wir erkennen ohne weiteres, dass hier die Wahrheitsfrage der Religion abgeschafft ist. Die Religion ist nur eine Leistung zur Aufhebung der besonderen Gefährdung des Menschen, eine biologische Notwendigkeit. Ihr Wert ist also relativ. Sie ist eine Entlastung oder bzw. sie ist an der Entlastung zu messen, die sie dem Menschen gewährt. Sie hat keine Wirklichkeit, sondern sie ist ein Produkt der Phantasie.

Warum trage ich Ihnen diese Gedanken vor. Meine lieben Freunde, weil Sie sie im „Spiegel“ oder im „Stern“ oder in anderen Organen lesen können; weil diese Meinung abgesunken ist in das Volk und Ihnen konfrontiert wird. Sie müssen davon wissen, damit Sie darauf antworten können.

Gegen diese Behauptung von Gehlen ist zu sagen, dass der Mensch nicht durch die Religion seine Ohnmacht überwindet, sondern durch die Technik. Er schafft sich die Instrumente, mit denen er der Gefährdung, der er zweifellos unterliegt, Herr wird. Die Technik überwindet diese Schwäche, diese Seinsschwäche, diese Mängel, die ihm anhaften. Die Religion liegt auf einer ganz anderen Ebene, wie wir noch sehen werden.

Der zweite dieser ungläubigen Denker ist Werner Sombart. Nach ihm ist der Mensch gefährdet, weil er den Geist besitzt und mit dem Geist ihm die Entscheidung auferlegt ist und die Entscheidung in Irrtum führen kann. Er kann irriige Entscheidungen, falsche Entscheidungen, gefährliche Entscheidungen fällen. Darum muß der Mensch – nach Sombart – sich Ideale gleichsam als Schutzhütten schaffen. Eine solche Schutzhütte ist die Religion. Sie ist ein Rausch, um das Leben auf Erden erträglich zu machen. Ein Rausch, um das Leben auf Erden erträglich zu machen. Wir alle wissen, was ein Rausch ist. Ein Rausch ist eine leichte Trunkenheit. In dieser Trunkenheit hat der Mensch meistens eine glückhafte Erregung, er fühlt sich gehoben. Gleichzeitig aber kommen mit der Trunkenheit

Wahrnehmungsstörungen, Bewusstseinsveränderungen. Der Mensch vermindert seine Selbstkontrolle, und er verliert die Orientierung. Ein solcher Rausch ist die Religion gewiß nicht. Durch die Religion wird die Wahrnehmung nicht gestört. Durch die Religion wird auch das Bewusstsein nicht verändert. Durch die Religion wird auch die Selbstkontrolle nicht vermindert. Die Religion lässt auch nicht die Orientierung verloren gehen. Das Gegenteil ist der Fall: Die Religion veranlasst den Menschen, seine Kräfte zu steigern und sie intensiver einzusetzen. Die Religion macht den Menschen nicht trunken, sie macht ihn nüchtern. In der Religion sieht er, dass es eine Illusion ist, wenn die Menschen meinen, es werde auf Erden immer besser werden. Es wird nicht immer besser, es wird immer schlimmer auf Erden! Das deckt uns die Religion auf; es gibt keinen endlosen Fortschritt. Die Religion befreit auch von dem Irrtum, als ob es nur das gäbe, was man riechen, schmecken und tasten kann. Die Religion deckt uns die ganze und wirkliche Realität auf. Sie gibt uns einen Blick für die Wirklichkeit Gottes und des Jenseits. Die Religion macht uns nicht trunken, sie macht uns nüchtern. Sie befreit uns von der Illusion des Marxismus, als ob die klassenlose Gesellschaft das Heil für die Menschen bringen könnte. Die Religion befreit uns auch von der Illusion, als ob es auf Erden einen ewigen Frieden geben würde. Der Krieg besteht, solange es Menschen geben wird, das sagt uns die Religion. Nein, meine lieben Freunde, Sombart hat unrecht, wenn er behauptet, die Religion sei ein Rausch des Geistes. Die Religion ist die Nüchternheit des Geistes.

Sigmund Freud ist Ihnen allen bekannt durch seine Psychoanalyse. Er will ja alles auf sexuelle Erscheinungen zurückführen, insbesondere auf den Ödipus-Komplex. Auf diese Weise erklärt er auch die Religion. Er sagt, der Mensch hat Triebe, wilde, schlimme, unorganische und ausufernde Triebe, und diese Triebe möchte er ausleben. Aber die Gesellschaft, die Kultur, die Zivilisation zwingt ihn, die Triebe zu beherrschen und sich der Triebe zu entledigen, auf die Triebe zu verzichten. Dieser Triebverzicht aber, so geht er dann voran, dieser Triebverzicht führt zu einer illusionären Trieberfüllung in der Religion. In der Religion, so meint er, kann man die Triebe erfüllen, die man auf Erden wegen des Widerstandes der Gesellschaft und der Gesetze nicht erfüllen kann. So erklärt er die Religion als eine gesamt menschliche Zwangsneurose. Meine lieben Freunde, die Religion bringt Erfüllungen auf einer ganz anderen Ebene, als sie die Triebe verheißen. Die Erfüllungen der Religion sind geistig, und diese geistigen Erfüllungen sind gewiß kein Ersatz für den Menschen, der sich durch Besitz, durch Macht, durch geschlechtliche Betätigung befriedigen will. Das ist kein Ersatz für diese massiven irdischen Erfüllungen. Außerdem sind die Erfüllungen der Religion begleitet von Entbehrungen. Die Religion mutet dem Menschen auch viele Nicht-Erfüllungen zu. Sie steht vielen menschlichen Wünschen entgegen. Die Religion ist nicht so, wie die Menschen es wünschen würden. Es ist nicht wahr, dass die Wünsche die Religion im Menschen hervortreiben, sondern die Religion kennt viele Entbehrungen, fordert Verzicht. Es ist also gerade nicht so, dass die Religion als Ersatz für den irdischen Triebverzicht eintreten könnte. Nein, die Religion steht über allen Trieben und vermag den irdischen Triebverzicht nicht zu ersetzen.

Der letzte dieser Reihe ist Ludwig Feuerbach. Sein Hauptwerk geht über die Begründung des Atheismus, zwei Bände. Ich habe sie gelesen. Ludwig Feuerbach erklärt die Religion in folgender Weise: Gott ist nichts anderes als das Wesen des Menschen selbst. Gott ist nichts anderes als der Geist des Menschen, die Seele des Menschen, das Herz des Menschen. Die Religion entsteht so, dass der Mensch sein Wesen außer sich setzt, dass der Mensch sein Wesen außer sich verlegt. Die Religion ist letztlich Anthropologie, und daher steht auf dem Feuerbach-Denkmal in Nürnberg das Wort: „Der Mensch schuf Gott nach seinem Bilde.“ Ich wiederhole noch einmal diesen fundamentalen Satz: Der Mensch schuf Gott nach seinem Bilde. Die Religion ist eine Illusion, denn der Mensch hat sich selbst entworfen und sein Bild auf den illusionären Gegenstand Gott übertragen. Der letzte Grund für die Religion ist der Glückseligkeitstrieb. Der Mensch will, wenn er sich selbst in einem höheren Wesen wiederfindet, glücklich sein, die Religion ist also Egoismus, die Liebe zu sich selbst.

Was ist zu diesen Aufstellungen von Feuerbach zu sagen? Es ist, meine lieben Freunde, eine Versuchung des Menschen, dass er im letzten Grunde in der Verehrung Gottes sich selbst meint und seine Wünsche und die Züge seines Wesens auf die Gottheit überträgt. Es ist eine Gefahr, dass der Mensch sich einen Gott erdichtet, einen Gott, wie er ihn gern haben möchte, einen Gott, der ihm nicht lebensgefährlich wird, einen Gott, der des Menschen Art entspricht und sie gleichsam nur bestätigt. Auch im Christen wurzelt diese Versuchung, Gott zur Mitte der eigenen Wünsche zu machen und

sein Bild nach den Zügen des Menschen zu prägen, also einen allzu menschlichen Gott zu entwerfen. Aber – aber, meine lieben Freunde, der religiöse Mensch überwindet diese Versuchung. Der wahrhaft religiöse Mensch und die religiöse Institution, die wir Kirche nennen, besiegen diese Versuchung. Sie lehnen es eben ab, Gott nach dem Bilde des Menschen zu machen. Sie haben doch im Zehn-Gebote-Gesetz gelesen: „Du sollst dir kein geschnitztes und kein gegossenes Bild machen von Gott.“ Und heute höre ich den Befehl: Du sollst dir auch kein gedachtes Bild von Gott machen. Jawohl, die Versuchung besteht, Gott nach den eigenen Wünschen zu formen. Aber diese Versuchung wird in der wahren Religion, in der christlichen Religion, im katholischen Glauben überwunden. Außerdem verfällt Feuerbach einem logischen Fehlschluß. Es ist ganz richtig, dass etwas nicht deswegen existiert, weil man es wünscht, aber es ist nicht richtig, dass etwas deswegen nicht existieren kann, weil man es wünscht. Das ist ein Fehlschluß. Das ist ein logischer Fehlschluß, auf dem Feuerbach sein ganzes System aufgebaut hat.

Der christliche Glaube hat auch viele Momente, die dem menschlichen Glücksverlangen entgegenstehen. In der christlichen Religion ist oft von der notwendigen Trübsal des Christen die Rede. Ich zitiere einige Stellen aus dem Neuen Testament. Wir haben eben das letzte Evangelium des Kirchenjahres gehört, und da heißt es ja, dass von Kriegen und Kriegsgerüchten zu hören sein wird und dass man aufpassen muß, dass man sich nicht verwirren lässt. Und das ist erst der Anfang der Wehen. Es werden Drangsale über die Christen kommen. Ihre Feinde werden sie töten; sie werden verhaßt sein bei allen Völkern um des Namens Jesu willen. Es wird eine große Trübsal geben, bevor der Herr kommt, wie es von Anfang an nicht der Fall gewesen ist, und wenn jene Tage nicht abgekürzt würden, dann würde kein Mensch gerettet werden. Im Kolosserbrief spricht Paulus ebenfalls von der Trübsal der Christen: „Ich freue mich der Leiden für euch. Ich will das an meinem Fleische ergänzen, was an dem Leiden Christi noch fehlt für seinen Leib, die Kirche.“ Und was er hier von sich schreibt, das gilt für jeden Christen. Wir alle müssen an unserem Leibe ergänzen, was an dem Leiden Christi noch fehlt. Gott hat uns nicht verheißen, dass er uns von Leiden verschonen wird. Die Christen wissen, dass die Lieblinge Gottes besonders viel zu leiden haben. So behandelt er seine Freunde.

Die Trübsal der Christen ist auch im Hebräerbrief ausgesagt, wo es heißt: „Erinnert euch der früheren Tage, in denen ihr nach eurer Erleuchtung einen schweren Leidenskampf bestehen musstet, da ihr durch Schmähungen und Drangsale zum Schauspiel wurdet oder doch Leidensgenossen derer, denen es so erging. Ihr habt mit den Gefangenen gelitten und den Raub eurer Habe mit Freuden hingenommen.“ Das alles sind die Trübsale, die über die Christen kommen. Keine Wunschvorstellung kann sie von uns fernhalten. Die Religion ist kein Zaubermittel, um uns vor Leiden zu verschonen.

Das Leben des Christen ist auch durch die Moral in Frage gestellt, denn das Christentum hat eine anspruchsvolle, hat die anspruchsvollste Moral, die je auf Erden gepredigt wurde. Wir erinnern uns, wie es beispielsweise in der Bergpredigt heißt: „Niemand kann zwei Herren dienen, denn er wird den einen hassen und den anderen lieben oder dem einen anhängen und den anderen verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“ Hier wird die Entscheidung verlangt, die radikale Entscheidung: entweder Gott dienen oder dem Mammon, was immer auch darunter zu verstehen ist. Und an einer anderen Stelle in derselben Bergpredigt weist der Herr darauf hin, was den Alten gesagt wurde: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wenn du mir einen Zahn ausschlägst, dann kann auch ich dir einen Zahn ausschlagen. „Nein, ich sage euch: Ihr sollt dem Bösen nicht widerstehen, sondern wenn dich jemand auf deine rechte Wange schlägt, so halte ihm auch die andere hin, und will jemand mit dir vor Gericht streiten und dir deinen Rock nehmen, so laß ihm auch den Mantel. Und wenn er dich nötigt, eine Meile mitzugehen, mit dem gehe einen Weg von zwei Meilen.“ Das sind die Moralvorschriften des Christentums, die alles andere sind als Wunschvorstellungen, die sich der Mensch zurechtmacht.

Und schließlich muß man aber auch darauf hinweisen, dass das Leben des Christen, auch des Christen, im Tode zerbricht. Das ist das Gegenteil dessen, was der natürliche Egoismus des Menschen begehren würde. Nein, meine lieben Freunde, die Predigt vom Kreuz und die Theologie des Kreuzes machen nicht die verborgenen Wünsche des Menschen offenbar, sondern sie lehren, was Gott offenbart hat und was Gott uns gelehrt hat. Die Theologie des Kreuzes macht die unwiderlegliche Tatsache offenbar, dass der Mensch den heiligen Gott nicht aushält, dass er ihn als unerträglich empfindet und ihn aus dem Wege schaffen muß, wie wir es an unserem Heiland erlebt haben, eine Enthüllung, die das Gegenteil von dem ist, was Feuerbach im Christentum finden will. Das Christen-

tum ist nicht die Erfüllung der menschlichen Wünsche. Hätte man es erfunden, dann wäre es ganz anders ausgefallen. Die Gewissheit, dass es einen Gott gibt, die Überzeugung von der Wirklichkeit Gottes ist nicht im Menschen entstanden, sondern sie wird dem Menschen von der Wirklichkeit aufgedrängt. Weil Gott ein Wesen außerhalb des Menschen ist, deswegen gelangt sein Botschaft zum Menschen. Der Mensch wird aufgefordert, sich dieser Botschaft zu erschließen. Er wird aufgefordert, sich dieser Wirklichkeit zu öffnen. Mag sich für die Flucht vor dieser Wirklichkeit die These, alles sei nur eine Illusion, geradezu empfehlen, die Wirklichkeit ist doch stärker und nötigt den Glauben an die Realität Gottes auf.

Im Menschen regt sich das Gewissen. Das Gewissen ist der Träger eines Gesetzes. Ein Gesetz verlangt nach einem Gesetzgeber. Der Mensch weiß um das Kausalgesetz; nichts entsteht ohne Ursache. Wenn also etwas da ist, dann muß es einen Verursacher haben, einen ersten unbewegten Bewegten, wie schon die Griechen gelehrt haben. Nein. Und erst das Neue Testament belehrt uns, dass der Heilige Geist an das Herz des Menschen anklopft, dass er, wenn der Mensch diesem Klopfen nachgibt, mit Sicherheit zum lebendigen Gotte findet. Der Jäger über den Wolken erreicht das menschliche Herz und findet im Menschen sein Ziel. Wenn der Mensch seinsgerecht lebt, gibt er Gott Einlaß und erkennt seine Wirklichkeit, eine Wirklichkeit, meine lieben Freunde, über allen Wirklichkeiten.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Das hohe Gut des wahren Glaubens (4)

(Über Gründe für den Glaubenszerfall)

28.11.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wer auf ein längeres Leben zurückblickt, weiß, dass in dieser Zeit, in diesen Jahrzehnten, die Religiosität im gläubigen Volk immer mehr zurückgegangen ist. Noch im Zweiten Weltkrieg waren die Kirchen glänzend besucht, manchmal überfüllt. Die Menschen standen Schlange vor den Beichtstühlen, die Priesterseminarien waren gefüllt. Ich erinnere mich, als ich in den Jahren 1960-1966 in der Kirche St. Bonifaz in Mainz am Sonntag immer den Gottesdienst um 11.30 Uhr hielt, dass die Kirche nicht nur gefüllt, sondern überfüllt war. Die Menschen standen, weil die Sitzplätze nicht ausreichten, bis vorne an die Kommunionbank. Stundenlang haben wir jeden Samstag das Bußsakrament gespendet. Das hat sich seit mindestens 30 Jahren radikal geändert. Die Entchristlichung der Massen hat mit der Entkirchlichung begonnen. Heute bezeichnen sich noch 63 Prozent der Deutschen nominell – nominell! – als Christen. Wie ist diese Entwicklung zu erklären? Es gibt eine fundamentale Erklärung, und die lautet: Der Glaube ist zusammengebrochen. Aber wie konnte der Glaube zusammenbrechen? Er ist zusammengebrochen hauptsächlich durch das Termitenwesen ungläubiger Theologen. Das ist der entscheidende Grund für den Zusammenbruch des Glaubens, die Termitenarbeit ungläubiger Theologen.

Alles hat begonnen im Protestantismus. Seit dem 18. Jahrhundert sind im protestantischen Bereich ungläubige Theologen aufgestanden und haben das Evangelium von Jesus Christus zerfetzt. Ich stelle Ihnen heute drei dieser Männer vor. Hermann Samuel Reimarus, Immanuel Kant und David Friedrich Strauß. Hermann Samuel Reimarus lebte von 1694 bis 1768. Er war Professor in Hamburg. Dieser Mann gab sich als gläubiger evangelischer Christ aus. Er besuchte den Gottesdienst, er empfing das Abendmahl. In Wirklichkeit war er vom christlichen Glauben total abgefallen. Dreißig Jahre lang hat er an einer Schrift gearbeitet, die das Christentum auflöste. „Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“, so nannte er diese Schrift; sie wurde nach seinem Tode herausgegeben von Gotthold Ephraim Lessing. Und diese Schrift hat die ganze Religionskritik und Bibelkritik des 18. und 19. Jahrhunderts entscheidend bestimmt.

Was hat Hermann Samuel Reimarus gelehrt? Er ging davon aus, dass Jesus eine irdische Messiasoffnung hatte. Er wollte ein Reich begründen, aber diese Hoffnung ist fehlgeschlagen; am Kreuze wurde er desillusioniert. Nun hätten die Jünger wieder zu ihrer Arbeit zurückkehren müssen, aber das wollten sie nicht. Sie haben deswegen Jesus verfälscht. Sie haben ihm Züge zugeschrieben, die in seinem wirklichen Leben niemals zu beobachten waren. Alle die Wunder und Erscheinungen sind von den Jüngern frei erfunden worden. Und das Schlimmste: auch die Auferstehung. Die Jünger haben den Leichnam Jesu gestohlen und dann behauptet, er sei auferstanden. Das ist die Betrugshypothese, die Hermann Samuel Reimarus in seiner „Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“ in die Welt gesetzt hat. Die Wirkung dieses Mannes ist eine ungeheure gewesen. Ich sage noch einmal: Die ganze antichristliche Publizistik des 18. und 19. Jahrhunderts hat hier ihren Ansatzpunkt.

Ein Zeitgenosse des Reimarus war der Königsberger Philosoph Immanuel Kant. Er lebte von 1724 bis 1804. Kant kann in seiner Wirkung überhaupt nicht überschätzt werden. Er ist der maßgebende Philosoph nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa, ja darüber hinaus auch in den USA geworden. Kant war lutherischer Christ, aber er hat niemals als Professor einen Gottesdienst besucht. Er ist auch dann nicht in die Kirche gegangen, wenn er als Rektor der Universität Königsberg hätte gehen müssen. Warum nicht? Weil er konsequent seine Lehre gelebt hat. Diese Lehre besteht darin, dass er



die Religion in Ethik auflöste. Die ganze Religion besteht darin, dass man sittlich handelt. Mehr braucht es nicht. Die Religion ist ein Anhängsel der Ethik. Die wahre Religion - das ist ein wörtliches Zitat - besteht nach Kant in der „Erkenntnis unserer Pflichten als göttlicher Gebote“. Also wer, wie man heute so sagt, ein anständiger Mensch ist, der hat Religion. Mehr braucht es nicht. Versucht der Mensch auf anderem Wege als durch moralischer Handeln die Gnade Gottes zu erlangen, zum Beispiel durch statutenmäßige Religionshandlungen, so ist das - wiederum wörtliches Zitat - „bloßer Religionswahn und Afterdienst Gottes“, also Gebet, Gottesdienst, Opfer sind „bloßer Religionswahn und Afterdienst Gottes“. Das Beten - ich zitiere Kant noch einmal wörtlich - als ein „innerer, förmlicher Gottesdienst und darum als Gnadenmittel gedacht, ist ein abergläubischer Wahn“.

Die christlichen Dogmen werden von Kant umgedeutet, das heißt geleugnet. Sie werden auf die Sätze einer vernünftigen Moral zurückgeführt. Der christliche Glaube existiert für ihn nur innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Nicht eine göttliche Offenbarung ist das Wort Gottes, sondern der moralische Imperativ in uns. Dass wir gehalten sind, moralisch zu handeln, das ist nach ihm das Wort Gottes. Da sehen Sie die Umdeutung. Das Christentum ist für Kant eine geschichtslose, rein menschliche Idee, ein Christentum ohne Christus und ohne Kirche, ohne die Heilsgeschichte. Jede positive Offenbarung scheidet für Kant aus. Das Historische am Christentum ist für ihn völlig gleichgültig.

Diese Anschauungen Kants sind durch zahllose Popularisatoren in die gebildete Schicht übergegangen und von der gebildeten Schicht in das gesamte Volk abgesunken. Das ist es, was heute der durchschnittliche Deutsche denkt: Hauptsache, man erschlägt keinen Menschen und begeht keinen Raub, dann ist man ein anständiger Mensch. Das Gebet, der Besuch des Gottesdienstes, die Hingabe an Gott sind völlig überflüssig.

Der dritte dieser Denker ist David Friedrich Strauß. Er war evangelischer Theologe in Tübingen und lebte von 1808 bis 1874. David Friedrich Strauß hat als erstes großes Werk ein Leben Jesu geschrieben. Ich habe es gelesen, meine lieben Freunde, von Deckel zu Deckel. Dieses „Leben Jesu“ nach Strauß geht von der Annahme aus, dass in den Evangelien keine Geschichte berichtet wird, und wenn Geschichte, dann ist sie entstellt. Die Evangelien sind nach Strauß Erfindungen. Sie sind Erfindungen der urchristlichen Gemeinde, der Apostel oder der Jünger oder der Schriftsteller. Sie hatten eine Idee, sie hatten eine Idee vom Messias, und aus dieser Idee haben sie alle die wunderbaren Ergebnisse, die in der Heiligen Schrift stehen, „herausgesponnen“. Sie meinten, wenn einer der Messias war, dann müsse er das getan haben, was sie schrieben, auch wenn er es nicht getan hat. Er erklärt also das gesamte Christentum psychologisch. Alles, was Jesus über das Niveau des bloß Menschlichen hinaushebt, ist im Interesse des Glaubens erfunden worden, hat seinen Ursprung in der Sage.

Sie werden begreifen, dass diese Thesen grundstürzend sind. Sie haben auch tatsächlich den Unglauben des 19. Jahrhunderts zum großen Teil verschuldet. Strauß selbst ist dann weitergeschritten zum völligen Unglauben. Er leugnete Gott und die Unsterblichkeit. Er hat sich dem Darwinismus und dem Naturalismus und dem Materialismus verschrieben. Sein letztes Buch lautete: „Der alte und der neue Glaube“. In diesem Buche beschreibt er, wie ein evangelischer Pfarrer sich verhalten soll, der auf dem Boden - so sagt er - „der heutigen Wissenschaft“ steht. Ich habe hier Auszüge aus diesem Buch. „Wie also wird der Mann oder wie werden wir selbst, wenn wir an seine Stelle treten, zu Werke gehen? Was wird jedes Mal, wenn er auch nicht alles aussprechen mag, doch für sich sein Gedankengang sein müssen im Kirchenjahr?“ Und jetzt kommt es: „Am Weihnachtsfest wird er sich sagen, dass von einer Geburt aus der Jungfrau keine Rede sein könne, dass mit der Krippe auch die Hirten und mit den Hirten auch die Engel wegfallen, kurz, dass wir an diesem Tage zwar gewiß die Geburt eines bedeutenden Menschen, aber doch eben nur eines Menschen feiern, der an dem Fortschritt der Menschheit Mitarbeiter vieler anderer gewesen ist.“ Am Fest der Erscheinung hätte ein solcher Geistlicher abermals reinen Tisch zu machen, d.h. die evangelische Erzählung als einen „messianischen Mythos“ auszuräumen. Der wandernde Stern ist kein anderer als der Stern aus Jakob, von dem im Alten Testament die Rede ist. Die Weisen aus dem Morgenland sind nur für den Stern zurechtgemacht. Das Jesuskind hat unbeachtet von weiteren Kreisen in der Krippe gelegen wie zu jeder Zeit Kinder einfacher Bürgersleute pflegen. Wie am Christfeste den Jungfrauensohn, so hätte am Karfreitag unser Geistlicher vor allem den Opfertod und den Erlöser zu beseitigen. Noch misslicher wird die Aufgabe am Osterfeste. „Hier ist es kaum möglich, in einer christlichen Kirche das Ding beim rechten Namen zu nennen, und tut man das nicht, so ist alles Reden darüber nur Wortmacherei. Endlich am Himmelfahrtstage

von dem Vorgang zu sprechen als einem tatsächlichen, ist gebildeten Menschen gegenüber geradezu eine Beleidigung.“ „Die Reformatoren“, so fährt er dann fort, „haben uns das Recht erkämpft, frei in der Schrift zu forschen. Aber die neuere Wissenschaft hat sich das Recht erobert, frei über die Schrift zu forschen. Das heißt, die Schrift hat aufgehört, höchste religiöse Erkenntnisquelle für uns zu sein.“ Er schließt seine Auffassung mit folgenden Worten: „Wenn wir nicht Ausflüchte suchen wollen, wenn wir nicht drehen und deuteln wollen, wenn wir ja ja und nein nein bleiben lassen wollen, kurz: Wenn wir als ehrliche, aufrichtige Menschen sprechen wollen, so müssen wir bekennen: Wir sind keine Christen mehr.“

Hier, meine lieben Freunde, haben Sie die Wurzel des Unglaubens unserer Tage. Da fragen Sie vielleicht: Haben diese Männer nicht vor Jahrhunderten gelebt? Ja, natürlich. Aber ihre Gedanken sind aufgenommen worden, weitergetragen worden, plattgewalzt worden, ins Volk getragen worden. Und das Ergebnis ist die heutige Lage des Christentums in unserem Land.

Die Vorstellungen dieser genannten Denker sind in das christliche Volk abgesunken, und das Erregende daran ist, dass sie auch in unsere Kirche eingedrungen sind. Bisher war das immer das Vorrecht des Protestantismus, ungläubige Theologen zu besitzen, jetzt haben wir dieses Vorrecht auch für uns übernommen. Ein mündiger Laie hat vor einiger Zeit die Feststellung getroffen: „Ich werde und werde den Verdacht nicht los, dass heute gewaltige und tieferne Aspekte und Dimensionen unseres Glaubens systematisch vorenthalten, ausgespart, umgangen, totgeschwiegen werden und das nicht nur von einigen wenigen übereifrigen Konzilsanhängern, nein, ausnahmslos, methodisch, allgemein, immer und in jeder Situation.“ Damit Sie nicht denken, dass das nur das Urteil eines Laien ist, füge ich eine Äußerung eines großen, eines bedeutenden Theologen an, nämlich des Theologen Joseph Lortz, der unbestritten ein Meister seines Faches war. Und Lortz sprach von dem „Klima einer geistig-geistlichen Verunsicherung in der katholischen Kirche“. Gewisse theologische Thesen hätten in der Öffentlichkeit die Oberhand, die nicht mit den offiziellen Lehraussagen der Kirche in Einklang stehen. „Fehldeutungen oder Unklarheiten über die zentralen Glaubensartikel haben sich auf breiter Front in der Literatur, der Predigt und der Katechese durchgesetzt.“ Und erschließt mit den Worten: „Es besteht eine lebensbedrohende Krise, in die wir mit der Kirche seit einigen Jahren geraten sind.“

Das also, meine lieben Freunde, ist die Lage. Und diese Lage müssen Sie kennen, damit Sie sich dagegen zur Wehr setzen können. Der Grundirrtum der genannten drei Denker Reimarus, Kant und Strauß besteht darin, dass sie von dem falschen Dogma, von dem irrigen Dogma ausgehen: In der gesamten Geschichte der Menschheit kann es nicht und niemals anders zugehen als heute. Was jetzt und hier nicht zu beobachten ist, das ist auch früher, damals und dort, nicht möglich gewesen. Das ist der Grundirrtum dieser genannten Personen. Das Christentum ist aber nun gerade deswegen entstanden, weil etwas Unerhörtes, Einmaliges, noch nie Dagewesenes sich zugetragen hat. Es gäbe kein Christentum, wenn nicht Gott gehandelt hätte in seinem Christus, wenn Jesus nicht Mensch geworden wäre, auf Erden gelehrt, gestorben und auferstanden wäre. Was die Evangelien berichten, ist nicht das Produkt einer überreizten Phantasie, sondern was in den Evangelien steht, das sind wirkliche Tatsachen. Sie lehren uns zuverlässig, was Jesus getan und gelehrt hat. Die Evangelien sind keine Märchen-erzählungen, sondern sie sind Tatsachenberichte. Die gesamte Jesus-Bewegung lässt sich nur erklären, wenn die wunderbaren Geschehnisse, vom Stern der Weisen angefangen bis zur Sonnenfinsternis beim Tode des Menschensohnes, wirklich geschehen sind.

Einer dieser ungläubigen Theologen hat das Wort geprägt: „Ein toter Leib kann nicht lebendig werden.“ Ja, meine lieben Freunde, das sagen die Fleischer auch. Weil das einmal geschehen ist, deswegen gibt es das Christentum. Weil der Leib Jesu, der entseelte Leib, einmal lebendig gemacht worden ist durch die Allmacht des Vaters, deswegen sind wir Christen und bleiben wir Christen. „Ein toter Leib kann nicht lebendig werden.“ Ein Satz von abgründiger Dummheit! Das Christentum ist nur deswegen entstanden, weil die Begebnisse, die uns im Neuen Testament berichtet werden, wirklich geschehen sind. „Wäre das Christentum nur die Erfindung eines Literaten, dann wäre der Erfinder ein größeres Wunder als der Heiland“, hat einmal Jean Jacques Rousseau gesagt. Nein, lassen wir uns, meine lieben Freunde, von den Irrlehrern der Vergangenheit und der Gegenwart nicht irremachen! Halten wir fest an unserem Glauben! Wir haben nicht nur die Evangelien für uns. Wir haben auch die Vernunft für uns. Alle diese Aufstellungen der Ungläubigen lassen sich als widersprüchlich erweisen. Einige Beispiele! Die einen erklären, die Heilungswunder Jesu seien geschehen, ja, aber sie

seien natürlich zu erklären. Jesus habe eben von Lukas, dem Arzt, medizinische Kenntnisse erworben, und so habe er die Kranken geheilt. Andere sagen: Nein, nein, die Heilungswunder sind alle erfunden. Widerspruch. Die Naturwunder: Die einen sagen, die Naturwunder sind geschehen, aber nicht weil Jesus sie gewirkt hat, sondern er hat sie nur beobachtet. Er kannte die Naturkräfte und hat sie deswegen vorausgesagt. Wieder andere: Nein, nein, die Naturwunder sind niemals geschehen. Sie sind Produkte der wuchernden Phantasie der Anhänger Jesu. Die Auferstehung Jesu erklären die einen so, dass sie sagen. Jesus ist nur scheinot gewesen. Als er in die Kühle des Grabes kam, ist er wieder lebendig geworden. Andere dagegen: Nein, die Auferstehung Jesu ist, wie es Reimarus ja vorgegeben hat, eine Erfindung der Jünger. Er ist fünfzig Tage lang der Verwesung überlassen worden, und dann sind die Jünger aufgestanden und haben gesagt: Er ist auferstanden. Ich habe Ihnen an diesen drei Beispiel nur gezeigt, wie widersprüchlich diese ungläubigen Theologen untereinander sind. Was der eine behauptet, das bestreitet der andere. Und deswegen: Lassen Sie sich davon nicht irre machen! Es lassen sich diese Widersprüche aufzeigen und ihre Aufstellungen als völlig grundlos und ohne Gefährdung für unseren Glauben dartun. Wir wollen festhalten an dem, was uns die Apostel übermittelt und was die Kirche uns immer gelehrt hat, dass die Evangelien wirklich berichten, was Jesus gelehrt und getan hat, dass der Vater seinen Sohn gesandt hat und dass wir seine Kraft und seine Herrlichkeit gesehen haben.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Das hohe Gut des wahren Glaubens (5)

(Über den Atheismus)

05.12.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Viele von Ihnen kennen die „Alpensymphonie“ von Richard Strauß. In diesem Tonwerk hat der bayerische Komponist seine Heimat beschrieben, die gewaltigen Berge und die Naturerscheinungen, die mit diesen Bergen verknüpft sind, vom Sonnenaufgang bis zum Gewitter – eine Alpensymphonie. Aber viele von Ihnen werden nicht wissen, dass diese Alpensymphonie zuerst den Titel trug „Der Antichrist“. Der Antichrist. Ja, warum denn? Weil Richard Strauß ein vom Glauben abgefallener Nichtchrist war. Er sagte selbst, er sei ein leidenschaftlicher Antichrist, und er schrieb an Hugo von Hoffmannsthal, er hoffe noch auf bessere Zeiten, vielleicht „wenn einmal das Christentum von der Erde verschwunden ist“. Das ist der ehemals katholische bayerische Komponist Richard Strauß, ein Atheist. Wir wollen heute über den Atheismus sprechen. Atheismus ist die Unwissenheit oder die Leugnung Gottes. Er tritt also in zwei Formen auf, entweder als Unwissenheit Gottes oder als Leugnung Gottes.

Zunächst: Atheismus als Unwissenheit, als Unkenntnis Gottes. Kann es so etwas geben? Ich meine ja. Wer nie etwas von Gott gehört hat, wer keine religiöse Erziehung empfangen hat, wem in der Öffentlichkeit niemals die Augen für Gott geöffnet worden sind, der kann in totaler Unwissenheit von Gott leben. Zwar ist der Mensch gottverwandt, und diese Gottverwandtschaft wird sich auch unweigerlich im Menschen bemerkbar machen. Es gibt Hinweise auf Gott, ja es gibt sogar Beweise für Gott, und wer sich damit beschäftigt, der kann von seiner Unkenntnis geheilt werden. Die Heilige Schrift zeigt uns eindeutig, wie Gott aus der Natur erkannt werden kann. Im Buch der Weisheit heißt es: „Töricht waren von Natur alle Menschen, denen die Gotteserkenntnis fehlte. Sie hatten die Welt in ihrer Vollkommenheit vor Augen, ohne den wahrhaft Seienden erkennen zu können. Beim Anblick der Werke erkannten sie den Meister nicht, sondern hielten das Feuer, den Wind, die Luft, den Kreis der Gestirne, die gewaltige Flut oder die Himmelsleuchten für weltbeherrschende Götter. Wenn sie diese, entzückt über ihre Schönheit, als Götter ansahen, dann hätten sie auch erkennen sollen, wieviel besser ihr Gebieter ist, denn der Urheber der Schönheit hat sie geschaffen. Und wenn sie über ihre Macht und ihre Kraft in Staunen gerieten, dann hätten sie auch erkennen sollen, wieviel mächtiger jener ist, der sie geschaffen hat. Denn von der Größe und Schönheit der Geschöpfe lässt sich auf ihren Schöpfer schließen.“ Das Buch der Weisheit zeigt also, wie man durch schlussfolgerndes Denken von der Welt auf den Weltenherrscher, von der Schöpfung auf den Schöpfer schließen kann. „Wenn sie durch ihren Verstand schon fähig waren, die Welt zu erforschen, warum fanden sie dann nicht eher den Herrn der Welt?“ fragt das Buch der Weisheit.

Der Apostel Paulus hat diese Lehre des Alten Testamentes aufgenommen und in seinem Römerbrief geschrieben: „Denn was man von Gott erkennen kann, das ist ihnen offenbar. Gott hat es ihnen geoffenbart. Seit der Erschaffung der Welt wird seine unsichtbare Wirklichkeit an den Werken der Schöpfung mit der Vernunft wahrgenommen: seine ewige Macht und Gottheit. Daher sind sie unentschuldig.“ Paulus meint also, ohne Schuld kann man nicht Gott verkennen. Ohne Schuld ist es unmöglich, ohne Gotteserkenntnis zu leben. Die Schöpfung, das Gewissen, die Vernunft verweisen auf Gott. Der Mensch, der von Gott kommt und gottverwandt ist, ist in sich ein Hinweis auf Gott. In dem Tagebuch eines gefallenen Soldaten stehen die Sätze: „Gedenke, o Gott, dass wir über dich nicht hinwegkommen können, denn in jeder Menschenseele ist eine Stelle, aus der du nicht vertrieben werden kannst.“ In jeder Menschenseele ist eine Stelle, aus der du nicht vertrieben werden kannst.

Dennoch muss man zugeben, dass es Menschen gibt, die Gott nicht kennen. Zwar spricht die Religionsgeschichte dafür, dass alle Völker irgendeine Kenntnis von Gott haben. Der Grieche Plutarch schreibt einmal: „Du kannst Städte finden ohne Mauern, ohne Münzen, aber du kannst keine Stadt finden ohne Altar und ohne Opfer.“ Ich weiß nicht, ob er das heute noch schreiben könnte, denn es gibt ja ganze Völkerschaften, die entchristlicht sind und wo die Rede von Gott verstummt ist. Dazu kommt, dass die Menschen allzu sehr beschäftigt sind. Sie sind beschäftigt mit den Plagen und mit den Freuden dieses Lebens. Sie denken nur an das Hier und Heute und geben sich damit zufrieden. Sie haben jedes Suchen nach einem jenseitigen Du aufgegeben, und so ist es denkbar, dass es in ihnen eine Leerstelle gibt, nämlich die Stelle, die Gott vorbehalten wäre. Die Unwissenheit und die Gleichgültigkeit in religiösen Dingen sind riesengroß. Vor einiger Zeit reiste ein Priester mit der Eisenbahn, und ihm gegenüber saß eine Dame. Diese Dame erklärte: „Ich bin ungläubig.“ Da fragte sie der Priester: „Haben Sie jemals Karl Adam gelesen?“ „Nein.“ „Haben Sie Romano Guardini gelesen?“ „Nein.“ „Haben Sie Leo Scheffczyk gelesen?“ „Nein.“ „Ja“, sagte er, „dann sind Sie nicht ungläubig, dann sind Sie unwissend.“ So ist es. Die Unwissenheit, die Unkenntnis Gottes ist horrend, weil die Menschen sich nicht um seine Kenntnis bemühen. Dazu kommt, dass die Verderbtheit der Menschen auch ein Hindernis ist, um zu Gott zu finden. Sie sind nicht daran interessiert, den kennen zu lernen, der ihnen Vorschriften macht, wie sie sich im sittlichen Leben verhalten sollen. Und so meiden sie jede Berührung mit Gott, jede Suche nach dem Schöpfer und Herrn der Welt. Die religiöse Unwissenheit, die Unkenntnis Gottes ist also durchaus denkbar. Und sogar das Zweite Vatikanische Konzil scheint mit einer schuldlosen, oder besser mit einer unschuldigen Unkenntnis Gottes zu rechnen; denn in der Konstitution über die Kirche heißt es, dass Gott denen das Heil nicht versagt, die ohne Schuld nicht zur Erkenntnis seines Namens gelangt sind.

Von der Unkenntnis Gottes verschieden ist die Leugnung Gottes. Die Leugnung Gottes – als einen Vertreter habe ich Ihnen Richard Strauß vorgestellt – hat viele philosophische Gedankengebäude entwickelt. Es gibt eine Menge philosophischer Systeme, in denen Gott nicht vorkommt, in denen sogar für Gott kein Raum ist. Es ist denkbar, dass jemand in den Methoden seiner Wissenschaft völlig aufgeht, dass er sich ein in sich geschlossenes Weltbild zurechtgemacht hat, in dem für Gott kein Platz ist. Als Laplace Napoleon seine Weltentstehungstheorie vorlegte, da fragte ihn Napoleon: „Wo haben Sie Gott?“ Laplace entgegnete: „Diese Hypothese brauche ich nicht.“ Es gibt Menschen, die eben nur die Methoden ihrer Wissenschaft gelten lassen und ihre für die Erkenntnis Gottes ungenügende Denkmethode für die einzig denkbare halten und dass sie so zur Leugnung Gottes gelangen.

Vor allem das 18. und 19. Jahrhundert sind voll von philosophischen Gedankengebäuden, die Gott leugnen. In Frankreich erinnere ich an Männer wie Voltaire, Holbach, Lamettrie, Maréchal, die an Frivolität nicht leicht zu übertreffen sind. In Deutschland waren es die Materialisten Büchner, Vogt, Moleschott, Häckel, unter deren Einfluß wahrscheinlich Richard Strauß seinen Glauben verloren hat. Aber dazu kamen dann auch die Links-Hegelianer, nämlich Anselm Feuerbach und Bruno Bauer sowie schließlich Karl Marx. Für Bruno Bauer, ursprünglich evangelischer Theologe, begreift der Mensch im Gottesgedanken sein eigenes Selbstbewusstsein. Der Gottesgedanke ist nichts anderes als das Selbstbewusstsein des Menschen. David Friedrich Strauß sieht im Gottesgedanken die Gattung Mensch ausgedrückt. Jeder Mensch ist in diesem Sinne Gott. Feuerbach findet im Gottesbegriff das Wesen des Menschen ausgedrückt und meint damit die Entfremdung, die der Mensch von sich selbst begehrt. Sigmund Freud sieht im Gottesbegriff die Illusionen ausgedrückt, die sich der Mensch macht, den Vaterkomplex, den Ödipuskomplex, indem er sich ein Wesen, ein allmächtiges Wesen schafft, um von ihm geborgen zu sein. Und schließlich Karl Marx ist der Schöpfer des dialektischen und historischen Materialismus, der jahrzehntlang ganze Länder beherrscht hat. Die Gottlosen-Bewegung in Russland ist erst vor wenigen Jahren zusammengebrochen. Die Gottlosen begrüßten sich: „Es gibt keinen Gott!“ Die Antwort lautete: „Es hat keinen gegeben, und es wird keinen geben!“

Es gibt also ohne Zweifel philosophische Gedankengebäude, die Gott leugnen. Ob auch alle Anhänger dieser Gedankengebäude Gottesleugner sind, lässt sich nicht ohne weiteres ausmachen. Warum nicht? Wenn jemand, meine lieben Freunde, eine unwürdige, eine zurechtgeschneiderte Gottesvorstellung ablehnt, ist er damit noch nicht Atheist; denn es kann dieses Nein zu einer unwürdigen Gottesvorstellung mit einem Ja, mit einem heimlichen Ja zu einem würdigen Gottesbegriff verbunden sein. Der Heide, der heidnische Rhetor Symmachus beklagte sich einmal bei dem Bischof Ambrosius,

dass die christlichen Kaiser die Götter schlecht behandeln. Darauf gab ihm Ambrosius zur Antwort: „Die Victoria – also die Siegesgöttin, der Sieg – die Victoria ist keine Göttin, sondern die Frucht der Tapferkeit der Legionen.“ Wie richtig! Wenn jemand meinte, die Vorstellung, Gott Vater sei ein alter Mann mit einem weißen Bart, diese Vorstellung sei nicht nur ein aufschlußreiches Bild, sondern eine Wiedergabe der Wirklichkeit Gottes, und wer diesen Gottesbegriff ablehnt, dem ist ohne weiteres zuzustimmen, denn das ist eine unwürdige Gottesvorstellung. Wenn wir Gott als alten Mann mit einem weißen Bart darstellen, wollen wir etwas ausdrücken, nämlich dass er Macht, Ursprung und Autorität besitzt. Aber mehr ist damit nicht verbunden. Man darf nicht etwa das Bild mit der Wirklichkeit gleichsetzen. Macht, Ursprung und Autorität soll dieses Bild von Gott als einem alten Mann mit weißem Bart ausdrücken.

Wir können innerhalb der Geschichte schlecht ausmachen, ob jemand schuldhaft sich von Gott entfernt hat oder ob er durch ungenügende Erziehung, durch ungenügende religiöse Erziehung vom Gottesglauben abgekommen ist. Wir wissen zum Beispiel von Richard Strauß, dass er in seinem Abiturzeugnis keine Note in Religion hatte. Er muss also sehr früh vom Glauben abgefallen sein; im Abiturzeugnis keine Religionsnote. Wie immer es sein mag, die Leugnung Gottes dürfte in den meisten Fällen aus einem bestimmten Interesse hervorgehen. Man kann sagen: Niemand leugnet Gott außer dem, der daran interessiert ist, dass es keinen Gott gibt. Und es gibt eben Menschen, die daran interessiert sind, dass er keinen Gott gibt. Eine Kategorie dieser Menschen hat Augustinus benannt, nämlich: Die Welt wäre nicht ungläubig, wenn sie nicht unkeusch wäre. Die Welt wäre nicht ungläubig, wenn sie nicht unkeusch wäre. Also der Aufstand gegen die Gebote der geschlechtlichen Sittlichkeit, die Gott dem Menschen auferlegt, kann ein Grund für die Leugnung Gottes sein. In dem Film „Himmel ohne Sterne“ sagt der Großvater zu Anna Kaminski: „Mein Gott ist tot.“ Mein Gott ist tot. Am 26. März 1993 weilte ich in Erfurt, und da sah ich das Auto eines Kaufmanns. Auf dem Auto war eine Aufschrift, und die lautete: „Wenn dein Gott tot ist – meiner lebt: Jesus!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Das hohe Gut des wahren Glaubens (6)

(Über die Scheidung der Geister)

12.12.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Einen Glauben muss jeder Mensch haben.“ So hört man manche Leute sprechen. „Einen Glauben muss jeder Mensch haben.“ Damit ist gemeint: irgendeinen Glauben. Es kommt also gar nicht darauf an, was einer glaubt, sondern nur, dass er etwas glaubt. Einen Glauben muss jeder Mensch haben. Das Wort klingt tolerant und harmlos, aber es ist gefährlich, denn es besteht die Gefahr, dass aus dieser Haltung die Ansicht entsteht, es komme auf den Inhalt des Glaubens überhaupt nicht an. Wenn man sich nur irgendwie gebunden fühle an Gott, an ein höheres Wesen, dann reiche das aus.

Die Ansicht, die sich in dem Worte ausspricht „Einen Glauben muss jeder Mensch haben“, kann man als Relativismus und Indifferentismus bezeichnen. Relativismus ist jene weltanschauliche Haltung, nach der es keine absolute Wahrheit gibt, sondern wonach sich die Erkenntnisse je nach dem Stand, nach der Situation, nach der geschichtlichen Lage richten. Alles ist relativ, d.h. bezogen auf eine bestimmte Rasse, auf ein bestimmtes Volk, auf eine bestimmte geschichtliche Situation. Der Indifferentismus geht noch weiter, indem er sagt, es ist überhaupt nicht möglich, irgendeine Wahrheit im religiösen Bereich zu erkennen. Man legt sich überhaupt nicht auf eine bestimmte Haltung fest, sondern ist der Meinung, man müsse unentschieden sein und auf jede Stellungnahme verzichten.

Wenn diese Ansicht richtig wäre, einen, irgendeinen Glauben muss jeder Mensch haben, dann wären die Religionsbekenntnisse alle auf einer Ebene; dann wäre es gleichgültig, ob man in Gott den transzendenten, persönlichen Herrn Himmels und der Erde sieht, oder ob man Gott in der Natur findet, wie Richard Strauß es beispielsweise getan hat. Wenn diese Ansicht, die ich eben vortrug, richtig wäre, dann wäre es gleichgültig, ob man in Jesus den menschengewordenen Gottessohn sieht oder eine mythische Gestalt, die die Sage erfunden und verklärt hat. Wenn diese Ansicht zuträfe, dann wäre es gleichgültig, ob man im Papst den Stellvertreter Christi sieht oder einen Mediziner. Wenn die angegebene Meinung sich durchsetzen sollte, dann wäre es auch gleichgültig, ob man in der Hostie den Herrn und Heiland anbetet, oder ob man darin ein bloßes Stück Brot erblickt. Nein, meine Freunde, die Wahrheitsfrage ist nicht nur in der Religion, sondern für das ganze Leben entscheidend. An der Wahrheit hängt buchstäblich alles. Die Wahrheit macht uns frei, und der Irrtum verklärt uns. Deswegen muss uns alles an der Wahrheit liegen.

Wenn es keine absolute Wahrheit gäbe, dann könnte der Siemens-Konzern nicht 180 Lokomotiven nach China verkaufen, wenn dort eine andere Mathematik und Physik gelten würde als in Europa. Es kommt alles darauf an, dass die Gesetze gelten und dass sie überall gelten und dass sie ausnahmslos gelten und dass man sich nach ihnen richten kann, nein, dass man sich nach ihnen richten muss, wenn man nicht Schaden nehmen will. Wer die Gesetze der Physik, die absolut gelten, nicht beachtet, der verbrennt sich oder verbrüht sich oder verletzt sich oder stürzt hin.

Es ist in der Religion nicht anders. Auch in der Religion kommt alles auf die Wahrheit an. Gewiß, es gibt in allen Religionen Spuren der Wahrheit, aber es gibt nur eine Religion mit der Fülle der Wahrheit. Das ist jene Religion, die von Gott selbst gestiftet ist. Die anderen sind Gemächte von Menschen, manchmal beachtenswerte Gemächte von Menschen, aber immerhin Gemächte von Menschen. Nur eine Religion stammt von oben, vom Himmel. Es ist jene, die uns der Herr und Heiland selbst gebracht hat. Alle anderen Religionen kann man von ihrem Stifter trennen. Nicht die Person Buddhas, Mohammeds oder des Moses ist der eigentliche Inhalt der jeweiligen Religion und des Kultes, sondern vielmehr ihre Lehre. Bei diesen Religionen Islam, Judentum, Buddhismus kommt es auf

die Lehre an, nicht auf die Person des Stifters. Man kann die Lehre völlig von der Person des Stifters lösen, und die Religion bleibt erhalten. Ganz anders im Christentum. Das Christentum ist Jesus Christus. Das Christentum beruht auf Jesus Christus, nein, es ist identisch mit Jesus Christus. Die christliche Verkündigung lautet deswegen: Jesus ist der Christus, das heißt der Messias, der Heiland, der Erlöser. Die heidnischen Religionen enthalten religiöse Wahrheit, aber verderbt. Das Judentum ist religiöse Wahrheit, aber erstorben. Das Christentum ist die wahre Religion, lebendig und vollkommen. Wer diese Religionen auf eine Ebene aufträgt, der vergeht sich gegen das Gesetz der Wahrheit. Gott ist einer, und er will, dass seine Wahrheit allen Menschen zugänglich gemacht wird. Er will nicht, dass die Menschen eine verschiedene Sittlichkeit haben in Europa und in Amerika, auf Sri Lanka oder auf Haiti. Er will, dass sie alle sich nach der einen, von seiner Religion gebotenen Wahrheit richten im Leben und im Sterben. Wenn alle Religionen gleich gültig sind, wenn es keine Unterschiede zwischen ihnen gibt, dann läuft das schließlich darauf hinaus, dass man sich für keine entscheiden und dass man keine üben will. Eine solche Ansicht unterscheidet sich kaum von der Gottesleugnung. Denn wer von Gottes Dasein überzeugt ist, der muss einsehen, dass die gottesdienstlichen Einrichtungen, so verschieden und so unterschiedlich und so entgegengesetzt sie sind, dass sie unmöglich gleich wahr, gleich gut und gleich gottwohlgefällig sein können.

Woher kommt diese Ansicht: „Eine Religion muss jeder Mensch haben“? Sie stammt aus der Aufklärung, also aus dem 18. Jahrhundert, und sie ist propagiert worden von einem der führenden Protagonisten der Aufklärung, nämlich von Gotthold Ephraim Lessing. Ich habe vor mir, hier, meine lieben Freunde, das dramatische Gedicht von Lessing „Nathan der Weise“. Das ist ein Drama, das Lessing im Jahre 1783 hat aufführen lassen, das alle Eure Kinder im Gymnasium gelesen haben und das eben zur Zeit in Frankfurt im Schauspielhaus aufgeführt wird: „Nathan der Weise“. In diesem Drama wird den Lesern oder Zuschauern suggeriert, dass es keine Religion gibt, die absolut ist, dass unter den Religionen keine einen unbedingten Vorrang hat, dass keine Religion einzigartig ist, sondern dass vielmehr alle Religionen gleichberechtigt sind. Und das trägt Lessing in diesem Drama vor in der sogenannten Ringparabel. Da geht es um folgendes: Ein Vater hatte einen kostbaren Ring. Aber er hatte drei Söhne, die er in gleicher Weise liebte. Welches von den drei Kindern sollte nun einmal das Kleinod erben? Der Vater wollte keinem weh tun, und so ließ er zwei weitere Ringe anfertigen, die dem echten täuschend ähnlich sahen. Dann gab er jedem Sohn einen Ring, und jeder glaubte, im Besitze des echten, wertvollen Ringes zu sein. Diese Ringparabel trägt der Jude Nathan der Weise dem Sultan Saladin vor. Damit will Lessing beweisen, dass eine Religion so gut wie die andere ist. Ist dieser Beweis gelungen?

Gegen diese Ringparabel ist folgendes ins Feld zu führen. Erstens, in Wirklichkeit war ja nur einer der drei Ringe echt, und zwei waren falsch. Es wird also die Einzigartigkeit einer Religion dadurch nicht aufgehoben, sondern bestätigt. Ein Ring war echt, und zwei waren falsch, also waren die drei Ringe nicht alle gleich gut, und die eine Religion ist nicht gleich gut wie die andere. Es gibt eine echte und zwei unechte Religionen. Das wird durch diese Parabel entgegen der Intention von Lessing ausgedrückt. Zweitens heißt es, alle drei Söhne seien zufrieden gewesen. Warum? Weil jeder meinte, er habe den echten Ring. Aber ihre Zufriedenheit beruhte auf Täuschung. Zwei von ihnen waren vom Vater hintergangen. So wäre es auch mit den verschiedenen Religionen. Ihre Anhänger meinen zwar, sie hätten die richtige Religion, tatsächlich haben sie diese nicht. Sie betrügen sich selbst, sie täuschen sich. Drittens, ein Vater kann seinen Söhnen falsche Ringe geben. Gott aber kann den Menschen nicht falsche Religionen geben. Wenn er das täte, würde er die Welt betrügen. Das auch nur zu denken ist eine scheußliche Gotteslästerung. Gott ist der Herr aller Menschen. Er will, dass alle ihn anbeten, und zwar so anbeten, wie er es gebietet. Er will, dass alle seinen Willen tun, nicht irgendeine Sittlichkeit beobachten, sondern die Sittlichkeit, die er verbindlich gemacht hat. Viertens, jener Vater gibt seinen Söhnen mit dem einen echten auch zwei falsche Ringe, weil eben der eine echte Ring nicht ausreicht für alle drei. Ein Ring ist ein körperliches Ding, und das kann nicht zugleich ganz von dreien besessen werden. Anders ist es mit der Religion. Die Religion ist ein geistiges Gut, das Millionen, ja Milliarden zu gleicher Zeit besitzen können, und jeder ganz. Somit liegt auch kein Grund vor, den Menschen falsche Religionen zu geben, damit jeder zu einer Religion kommt. Es genügt eine echte für die ganze Menschheit. Schließlich fünftens, jene Ringe waren einander durch und durch ähnlich, so dass man sie nicht auseinanderkennen konnte, obwohl sie doch nicht dieselben waren. Einer nur war echt. Aber es



kann nicht zwei Religionen geben, die durch und durch ähnlich, nicht voneinander zu unterscheiden sind und doch nicht dieselben wären. Das ist unmöglich, das ist denkmöglich.

Aus diesen Einwänden, meine lieben Freunde, sehen Sie, dass die Parabel von den drei Ringen, die Lessing vorgetragen hat, zwar oberflächliche Geister zu der Ansicht verführen kann, dass alle Religionen gleich viel oder auch gleich wenig wert seien. Bei näherem Zuschauen sieht man, dass die Ringparabel keineswegs die feste Überzeugung aufhebt, dass eine Religion die echte, die wahre, die gottgewollte ist und dass die anderen von Menschen geschaffene Religionen sind.

„Einen Glauben muss jeder Mensch haben.“ So sagt der Zeitgenosse. Aber man muss suchen, bis man den wahren, den einzig gottgewollten Glauben findet. Man muss sich die Mühe geben, zwischen den Religionen zu unterscheiden. Man muss lernen, studieren und sich mit den Religionen befassen, um zu erkennen, dass die Religionen himmelweit unterschieden sind. Aber die meisten Menschen sind träge, müde, geistig indifferent, und deswegen befassen sie sich nicht mit den Unterschieden. Man soll die Geister scheiden statt sie zu verschmieren. „Scheidung der Geister ist die Rettung der Geister“, hat einmal Julius Langbehn geschrieben. Wahrhaftig, das gilt auch und zuerst für die Religion. Man soll die Geister scheiden, nicht sie verschmieren. Scheidung der Geister ist die Rettung der Geister.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Das hohe Gut des wahren Glaubens (7)

(Über die Verleugnung des Glaubens)

19.12.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In der Geschichte der Kirche, in der Geschichte des Glaubens der Kirchenglieder gibt es helle und dunkle Stunden. Denken wir an den ersten der Apostel. Es war eine helle Stunde, als Petrus vor Cäsarea Philippi Jesus als den Sohn Gottes bekannte. „Was sagen die Leute von mir“, so fragte Jesus seine Jünger. Die Leute hatten verschiedene Ansichten: Elias, Jeremias oder einer der Propheten. „Ihr aber, für wen haltet ihr mich?“ Da antwortete Petrus: „Du bist der Christus – das heißt der Messias –, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Das war fürwahr eine helle Stunde. Aber in dem Leben desselben Mannes gab es auch eine dunkle, eine düstere, eine schwarze Stunde, das war im Vorhof des Hohenpriesters. Da erkannten ihn die Anwesenden als einen der Jünger Jesu, und er leugnete: „Ich kenne diesen Menschen nicht!“ Diesen Menschen, mit dem er gewandert war, der ihn berufen hatte, der ihn ausgezeichnet hatte, der ihn an die Spitze des Apostelkollegiums gestellt hatte – den kannte er nicht!

Glaubensverleugnung ist eine schreckliche Sache, meine lieben Freunde. Und Glaubensverleugnung ist leider Gottes in der Geschichte der Kirche nicht selten vorgekommen. Wir wissen, dass man den Glauben auf verschiedene Weise verleugnen kann. Die erste Weise besteht darin, dass man durch Worte, Zeichen oder Handlungen sich von Christus lossagt und sich als einen Nichtchristen bezeichnet. In der alten Zeit haben viele Christen ihr Christentum verleugnet, die meisten wohl in der Verfolgung des Kaisers Decius in den Jahren 250/251. Massen – Massen! – von Christen haben damals ihrem Glauben abgeschworen, haben den Götzen Opfer gestreut, haben sich an Weihrauchopfern beteiligt oder haben sich wenigstens Bescheinigungen, falsche Bescheinigungen besorgt, dass sie sich zum Götzendienst bekannt hätten. In den übrigen Jahrhunderten der Kirchengeschichte hat es immer wieder solche Abfälle gegeben. In Japan kann man im Museum noch heute die „Tretkreuze“ besichtigen, die damals den Christen unter die Füße gestellt wurden, damit sie darauf treten und so ihren Abfall von Christus kundtun.

Abfall gab es in der Vergangenheit, Abfall gibt es aber auch in der Gegenwart. Wie viele, meine lieben Christen, haben den Glauben verleugnet um einer Ehe willen, um der Karriere willen, um einer Stellung willen! Ich habe einmal als Knabe einem Jungen Nachhilfeunterricht gegeben. Er stammte aus einer Mischehe. 6 Kinder hatte die katholische Frau ihrem protestantischen Mann geboren, aber alle wurden der Kirche veruntreut, alle wurden der Irrlehre zugeführt. Es gab einmal einen Professor der Rechtswissenschaft namens Schulte. Solange er katholisch war, konnte er in Deutschland keine Anstellung finden. Aber als er zum Altkatholizismus abgefallen war, da wurde er in Bonn Professor. In Deutschland wird man eher etwas, wenn man den Glauben verleugnet. In Deutschland ist es besser, Protestant zu sein als Katholik, denn die Katholiken werden hintangestellt und verdächtigt, und über sie redet man alles Schlimme.

Trotz dieser Beispiele der Glaubensverleugnung gibt es auch immer wieder herrliche Vorbilder des Glaubensbekenntnisses. Die russische Kirche hat mit Unterstützung des Staates immer versucht, die Katholiken in ihrem Bereich zum Übertritt zu bewegen. Einmal kam ein solcher staatlicher Beamter in ein Dorf, ging zu dem angesehensten Bauern und forderte ihn auf, überzutreten zum russischen Glauben, zur Orthodoxie. Da kniete der Bauer nieder und erklärte: „Ich schwöre bei meinen grauen Haaren, beim Heil meiner Seele, so wahr ich hoffe, in der Stunde des Todes Christus zu sehen, dass ich nicht ein Jota von meinem Glauben aufgeben werde.“ Das war ein herrliches Beispiel der Glaubenstreue. Solche Beispiele haben wir, zumal in den Missionsländern, immer wieder erlebt. In der ge-

nannten japanischen Verfolgung befanden sich am Hofe der Königin zwei katholische Hofdamen. Die Königin liebte sie, und sie sagte: „Sie können ruhig Ihren Glauben im Herzen bewahren, nur äußerlich dürfen Sie ihn nicht kundtun.“ Da entgegnete eine der Hofdamen: „Königin, wir Christen haben nicht zwei Gesichter, eines der Lüge und eines der Wahrheit. Wenn wir unseren Glauben nicht bekennen, dann verleugnen wir ihn.“ Und so verließen sie den Hof. Man kann den Glauben verleugnen durch Worte, durch Zeichen, durch Handlungen.

Man kann ihn aber auch zweitens verleugnen, indem man am nichtkatholischen Gottesdienst teilnimmt. Im 8. Kapitel des 1. Korintherbriefes spricht der Apostel Paulus von denen, die „Götzenopferfleisch“ essen. Er sagt, an sich ist das Götzenopferfleisch Fleisch wie jedes andere, denn die Götzen gibt es ja gar nicht. Also ist es ganz gleichgültig, ob man es isst oder nicht. Aber es gibt eben Schwache, und die fühlen sich, wenn sie Götzenopferfleisch essen, wieder hingezogen zu den alten Götzen, die sie ja an sich aufgegeben haben. „Und deswegen will ich in Ewigkeit kein Götzenopferfleisch essen, wenn ich dadurch dem schwachen Bruder Anstoß gebe.“ Wir haben Briefe aus dem Wüstensand Ägyptens, in denen Einladungen in den Tempel des Serapis enthalten sind, Einladungen zum Götzenopfermahl, Einladungen, die auch an die Christen gerichtet wurden. Sie sollten dadurch eben wieder zum Heidentum zurückgewonnen werden.

Die Teilnahme an nichtkatholischen Gottesdiensten ist immer eine Gefahr. Die Kirche hat deswegen stets vor der aktiven Teilnahme an Gottesdiensten der Nichtkatholiken gewarnt. Ich lese Ihnen vor, was sie im Ökumenischen Direktorium von 1967 dazu verlautbart hat: „Die gelegentliche Anwesenheit von Katholiken beim liturgischen Gottesdienst der getrennten Christen kann aus einem gültigen Grunde erlaubt sein.“ Die gelegentliche, also die Anwesenheit, die sich aus bestimmten Gelegenheiten ergibt, zum Beispiel wegen einer öffentlichen Amtes oder eines Dienstes, den jemand ausübt, oder wegen der Verwandtschaft oder Freundschaft oder wegen seines Wunsches, seine Kenntnis zu erweitern. Gegen eine solche gelegentliche Anwesenheit ist grundsätzlich nichts einzuwenden. Aber, jetzt fährt dieses Dokument fort: „Es ist den Katholiken nicht erlaubt, sich an den gemeinsamen Antworten, Liedern und Gesten jener Glaubensgemeinschaften zu beteiligen, bei denen sie zu Gast sind, wenn sie dem katholischen Glauben widersprechen.“ Denn die Teilnahme an Gebeten und Liedern, die dem katholischen Glauben widersprechen, wäre eben ein Glaubensverrat, wäre eine Glaubensverleugnung, wäre ein Glaubensabfall. Also gelegentliche (nicht: häufige) Besuche aus gültigen Gründen sind erlaubt, aber es darf dabei nichts geschehen, was gegen den katholischen Glauben ist. Und da zitiere ich jetzt das Zweite Vatikanische Konzil, auf das man sich ja heute immer berufen muss, wenn man etwas beweisen will. Das Zweite Vatikanische Konzil sagt: „Wenn eine Gemeinschaft in gottesdienstlichen Dingen die Einheit der Kirche verletzt, oder wenn sie eine formale Bejahung einer Irrlehre, die Gefahr eines Glaubensabfalles, eines Ärgernisses oder religiöser Gleichgültigkeit in sich birgt, dann ist sie durch göttliches Gesetz verboten.“ Also nicht ein Kirchengesetz, sondern Gott selbst verbietet die Teilnahme am Gottesdienst von Nichtkatholiken, wenn sie die Einheit der Kirche verletzt, wenn sie eine Bejahung einer Irrlehre bedeutet, wenn die Gefahr des Glaubensabfalles gegeben ist, oder wenn die Gefahr eines Ärgernisses vorhanden ist, also Anreiz zur Sünde, oder die Gefahr religiöser Gleichgültigkeit. Die letzte Gefahr ist vielleicht die schlimmste, nämlich die Ansicht, dass alles eins sei und dass es nicht darauf ankomme, welchen Glauben man habe. Ganz strikt hat die Kirche im Namen Gottes verboten, dass sich Katholiken am sogenannten Abendmahl nichtkatholischer Christen beteiligen, denn die Protestanten haben die ursprüngliche und vollständige Wirklichkeit des eucharistischen Mysteriums nicht gewahrt. Sie haben keine Priester. Sie haben Religionsdiener, aber diese sind nicht geweiht, und weil sie nicht geweiht sind, können sie das eucharistische Opfer nicht vollziehen. „Deshalb,“ jetzt zitiere ich die Enzyklika des Papstes vom 17. April 2003, „müssen die katholischen Gläubigen sich von der Teilnahme an einer Kommunion fernhalten, die in ihren Feiern ausgeteilt wird, um nicht einer Zweideutigkeit über die Natur der Eucharistie Vorschub zu leisten und es demzufolge zu unterlassen, die Wahrheit klar zu bezeugen.“ Die Promiskuität, die Vermischtheit im gottesdienstlichen Tun gebiert die Gleichgültigkeit. Wir sollen uns fernhalten von nichtkatholischen Gottesdiensten, wenn immer es möglich ist, und nur wenn ernsthafte Gründe uns dazu veranlassen, dürfen wir gelegentlich daran teilnehmen. Aber es muss jede Gefahr des Ärgernisses oder der Gleichgültigkeit dabei vermieden werden.

Das ist die zweite Weise, wie man den Glauben verleugnen kann: durch Teilnahme am nichtkatholischen Gottesdienst. Im Protestantismus besteht die Ansicht, dass, wer am Abendmahl bei ihnen teilnimmt, damit seinen Übertritt bekundet. Diese Anschauung besteht im Protestantismus. Die Teilnahme am Abendmahl ist Kundgabe des Willens, sich dieser Religionsgemeinschaft anzuschließen. Da sehen wir, welche Gefahr hier lauert und welche Verirrung es ist, wenn ein Priester – ein Priester! – der Diözese Eichstätt auf dem sogenannten Ökumenischen Kirchentag in Berlin das Abendmahl empfing. Inzwischen ist er aus seinem priesterlichen Dienst ausgeschieden – nur konsequent! Der Abfall hat begonnen mit dieser unerlaubten Handlung und sich fortgesetzt in seinem weiteren Leben.

Die dritte Weise, wie man den Glauben verleugnen kann, besteht darin, dass man nicht als Christ lebt. Denn der Christ muss seinen Glauben nicht nur in der Kirche bekennen, sondern in seinem Leben. Er muss den Willen Gottes in seinem Leben tun. Denn wer, so heißt es in der Heiligen Schrift, für die Seinigen, vor allem für die Hausgenossen, nicht sorgt, der hat den Glauben verleugnet und ist schlimmer als ein Ungläubiger. Also man kann den Glauben auch verleugnen, indem man sich im Leben als ein Mensch verhält, der von Christus keine Ahnung hat. Der Christ ist verpflichtet auf den Willen Gottes, und diesen Willen Gottes muss er in seinem Leben von früh bis spät üben. Dem katholischen Christen sind auch besondere Pflichten auferlegt, die ihn als Christen treffen. Er hat die Pflicht, am Sonntag den Gottesdienst zu besuchen. Er hat die Pflicht, regelmäßig seine Sünden zu beichten. Er hat die Pflicht, die Fasten- und die Adventszeit zu beachten. Er muss die Feiertage einhalten. Ja, der katholische Christ soll sich unterscheiden; er soll nicht alles mitmachen; er soll nicht untertauchen in der Menge der Gottlosen und Gleichgültigen und Andersgläubigen; er soll sich bekennen. Noch immer, meine lieben Freunde, bieten die meisten Gaststätten am Freitag Fisch an. Warum weigern sich Christen, weigern sich katholische Christen, von diesem Angebot Gebrauch zu machen? Warum geben sie Ärger den Schwachen, die alles für erlaubt ansehen und auf diese Weise ihr Bekenntnis als katholischer Christ vermeiden? Nein, wir haben die Pflicht, uns als Christen zu bekennen in unserem Leben, natürlich nicht nur in den religiösen Pflichten, sondern auch in den anderen, die manchmal sehr schwer sind. Aber wir haben von Gott das Gebot, dass wir seinen Willen tun und ihn nicht verleugnen dürfen. Wir dürfen uns Gottes und Christi nicht schämen. „Wer sich meiner und meiner Worte schämt, dessen wird sich auch der Menschensohn schämen, wenn er in seiner Hoheit und in der Hoheit seiner Engel kommt.“

So wollen wir also, meine lieben Freunde, uns vor Verleugnung des Glaubens hüten. Es hat Menschen gegeben, die den Glauben verleugnet hatten, die sich aber am Ende des Lebens wieder bekehrt haben. Am 7. November 1793 erschien vor dem Konvent, also vor dem Parlament in Paris der Bischof von Paris namens Gobel – ursprünglich Göbel, er hatte seinen Namen französisiert zu Gobel. Er legte seine priesterlichen Ämter ab und erklärte, dass er sich zum Kult der Freiheit und des Gesetzes bekenne. Gobel hatte damit nach allgemeiner Ansicht nicht nur sein Priestertum verleugnet, sondern seinen Glauben aufgegeben – aus Furcht, aus Menschenfurcht, denn damals wurden viele Priester verhaftet, hingerichtet, ertränkt, in der Loire ertränkt. Gobel durfte sich seines Lebens nicht mehr lange freuen. Am 10. April des nächsten Jahres schon, 1794, wurde er verhaftet und zum Tode verurteilt wegen Atheismus. Wegen Atheismus wurde der Bischof von Paris zum Tode verurteilt. Gobel kam zu sich, er bekehrte sich, er beweinte seinen Abfall. Er richtete einen Brief an einen bekannten Priester. In diesem Briefe schrieb er: „Ich kann mündlich meine Sünden nicht bekennen, denn man läßt keinen Priester zu mir. Aber ich habe Ihnen hier schriftlich mein Sündenbekenntnis aufgezeichnet. Kommen Sie am nächsten Tage, wenn ich zur Hinrichtung geführt werde, zur Pforte des Kerkers und geben Sie mir die Lossprechung. Vergessen Sie aber nicht die Worte „ab omni vinculo excommunicationis“. Er sollte ihn also auch lossprechen nicht nur von den Sünden, sondern auch von der Kirchenstrafe, der Exkommunikation, die er sich wegen seines Abfalls zugezogen hatte. Gobel ist gläubig und reuig gestorben.

Wenn wir sagen können: Wir haben den Glauben nicht verleugnet, dann seien wir froh und danken Gott, dass er uns bewahrt hat. Aber rüsten wir uns auch gegen weitere Versuchungen und Verfolgungen. Die Lage in Europa wird immer brenzlicher. Wir haben gesehen, wie alle Staaten, alle Staaten ohne Ausnahme, auch die katholischen Länder, für die Aufnahme von Verhandlungen mit der Türkei gestimmt haben. Was kommt da auf uns zu, wenn 70 Millionen Mohammedaner in die Europäische

Union drängen! Was kommt da auf uns zu?! Aber das ist den Herren Schröder und Fischer offensichtlich gleichgültig.

Wir aber, meine lieben Freunde, wollen uns rüsten, denn wir wissen nicht, was uns noch bevorsteht. Wir wollen mit Paulus sprechen können, wenn wir einmal zum Sterben kommen: „Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt.“ Es soll uns dann das Wort gelten, das in der Apokalypse steht: „Du hältst fest an meinen Namen und hast den Glauben an mich nicht verleugnet.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Weihnachten – Licht in der Nacht (1)

25.12.2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, in heiliger Weihnachtsfreude Versammelte!

Weihnachten ist heute, das Fest einer geweihten, einer heiligen Nacht. Deswegen wird diese Mitternacht auch durch eine feierliche Messe ausgezeichnet. Unsere Kindheit ist schon von dieser Weihnachtsmette erhellt und beglückt worden wie von einem überirdischen Wunder. Wie oft wir auch die mitternächtlichen Weihnachtsglocken über der Stadt gehört haben, und wie oft wir auch den Gesang der Engel vernommen haben, immer wieder ergreift es uns, wie denn eine höhere Welt uns berührte, das Wunder einer klingenden Stille und einer hell gewordenen Mitternacht.

In der kirchlichen Liturgie wird aus dem Buch des Propheten Isaias mit unbeschreiblicher Freude gesungen: „Lux orta est eis“ – ein Licht ist ihnen aufgegangen, denen, die in Finsternis und Todesschatten sitzen. Ein Licht in der Nacht, das ist der Inbegriff von Weihnachten. Denn es lässt sich nicht verheimlichen, dass wir Erwachsenen, die wir nicht mehr die Unbefangenheit der Kinder in uns tragen, auch an diesen Tagen von schweren Sorgen, Ängsten und Nöten bedrückt sind. Aber doch ist Weihnachten ein frohes Fest, ein froh machendes Fest, ein Fest, das in alle Herzen etwas von Freude senken will. So wollen wir also heute und morgen zwei Dinge betrachten, nämlich das Licht und die Nacht und dass da ein Licht steht in der Nacht.

„Ein Licht ist denen aufgegangen, die in Finsternis und Todesschatten sitzen.“ Ein Licht. Und ein solches Licht, meine lieben Freunde, ist ja schon unsere Weihnachtsstimmung und unser Weihnachtssymbol des gegenseitigen Schenkens. Da ist die Menschheit endlich einmal einig. Jeder ist besorgt, jeder gibt sich Mühe und denkt nach über die Wünsche der Mitmenschen, macht Aufwendungen und sogar große Verschwendungen, und zwar alles aus einem Geiste völliger Freiheit, aus dem bloßen Willen, zu schenken. Wenn auch da und dort ein hässlicher Zwang des Herkommens und der Notwendigkeit der allgemeinen Sitte mitspielen mag, es ist doch gewiß nicht alles hässlich, sondern es geschieht unendlich viel aus wirklichem Wohlwollen, aus reiner Liebe, aus wahrer Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit, was an Weihnachten geschenkt wird. Es war doch so schön, zu sehen in den vergangenen Tagen, wie die vielen Menschen mit Päckchen durch die Straßen eilten. Und dieses Schenken ist zwar nur auf einen einzigen Abend beschränkt, aber es ist doch schon einmal da, und das ist ein Licht. Das ist ein Licht in der Nacht. Und wenn dieses Schenken auch nur ein Symbol ist, ein Zeichen, ein sinnfälliges Zeichen für das, was man eigentlich geben möchte, nämlich das ganze Lebensglück und den Frieden und die Ruhe und die Freude, auch als bloßes Symbol ist doch dieses Schenken von lichter Reinheit, ist es nicht ein leeres und unfruchtbares Zeichen, sondern es wirkt auf unsere Gesinnungen zurück und durch unsere Gesinnungen auch auf unsere Beziehungen. Indem wir ein solches Symbol des Schenkens anwenden, werden wir, für den Augenblick wenigstens, besser. Ein ganz böser und unverbesserlicher Mensch könnte nicht einmal die Geste des Schenkens in schöner Weise machen.

Da ist also schon ein Lichtlein, das am Heiligen Abend über die ganze Erde hin und in allen Häusern und Stuben aufglüht. Aber dieses Lichtlein ist nur die äußerste Welt, der letzte sichtbare Schein eines noch viel stärkeren Lichtes, das am Heiligen Abend, wenn auch nicht in allen Herzen, aber doch in vielen strahlend steht. Unser gegenseitiges Schenken ist ja eigentlich nur die liebevolle Ausstrahlung jenes Lichtes, welches das göttliche Kind in seinen besten Jüngern und Jüngerinnen anzündet. Da uns dieser Knabe geboren, da uns dieses Kind geschenkt ist, werden die besten und gläubigsten Seelen auch von einem heiligen und überströmenden Willen, zu schenken, ergriffen. Da Gott uns sein Liebestes gegeben hat, wollen sie nicht zurückstehen und auch einander das Beste wünschen und schenken. „So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn für sie dahingab.“ Da muss man

auch die Menschen lieben und sich für sie hingeben. Erschienen ist die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes unter uns zunächst in einem Menschenkind, aber von da aus in zahllosen anderen, die von der Menschenliebe dieses Kindes ergriffen und erfasst werden. Ein gläubiger und gütiger Mensch braucht nur dieses Kind zu sehen, dieses Gotteskind, dieses zum Opfer und Dienst geborene Kind, und er wird von Liebe zu ihm ergriffen und vom Eifer, diesem Kinde zu helfen, dieses Kind lächeln zu machen, diesem Kind von Herzen wohl zu tun. Wer das will, der wird eben dadurch schon strahlend, gut und mitteilend, der sprengt in solcher Liebe die Härte und den Geiz des eigenen Herzens. Und wenn er dadurch selbst arm werden müsste wie dieses Kind, er würde in froher Bereitschaft die Armut wählen, um andere reich zu machen.

Ach, sagt Ihr, das sind Märchen, Weihnachtsmärchen. Nein, meine Freunde, keine Märchen, keine Weihnachtsmärchen. Es hat doch Menschen gegeben, und es gibt sie immer noch, die aus Liebe zu diesem Kind das eigene Heim verlassen, die Habe aufgeben und ihre Behaglichkeit wegwerfen, um im Namen dieses Kindes den Menschen zu dienen. Es ist doch unsagbar viel Gutes und Liebes der leidenden Menschheit geschehen von denen, die dieses Kind in der Krippe verehren und die das Geschehen von Bethlehem auf den Altären jeden Tag oder jeden Sonntag neu feiern. Unendlich viel Gutes ist von solchen Menschen der Menschheit erwiesen worden.

Seht Ihr, diese begeisterte Menschenliebe, die sich am Geheimnis der Krippe entzündet, ist nur die ferne Welle, die von dem Krippenkind zu uns kommt, wie die letzte Strandwelle, die von einem Schiff, das weit in der Ferne vorbeifährt, noch an den Strand getragen wird. Es ist der letzte Schein einer beleuchteten Stadt, die ihre Lichter noch weit, weit über den Horizont schickt. Ja, es sind in zahllosen Herzen große Lichter angezündet worden von diesem Kind mit seinem seligmachenden Lächeln, mit seinen ausgestreckten Ärmchen. Die Lichter, die um dieses Kindes willen in zahllosen Menschen brennen, haben jahrhundertlang unzählige Menschen entflammt und über dieser dunklen Erde geleuchtet.

Also, das eigentliche Licht, die Quelle alles Lichtes der Weihnacht ist dieses Kind. Dieses Kind ist das Licht der Welt. „Ein Licht ist uns aufgegangen.“ Wie ein Licht ist dieses Kind aufgegangen, denn es ist die Verkörperung aller Liebe, der Gottesliebe. Es ist der personhafte Liebesbeweis des Erbarmers. „So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn dahingab.“ So sehr. Es ist also die einfache Tatsache, dass Gott die Welt liebt, überboten. Das ist schon etwas Großes, etwas Gewaltiges, etwas Erschütterndes, dass die Gedanken Gottes über der Welt Liebesgedanken sind. Uns, die wir von ungeheurem Weltleid niedergedrückt sind, die wir gleichsam eingeschüchtert sind von den Qualen dieser Erde und kaum noch an die Liebe überhaupt glauben, uns ist es schon ein unbegreiflich süßes Licht, dass es das überhaupt gibt, Gottes Liebe über der Welt, dass ein Erbarmender lebt, dass Gottes Gedanken über der Welt Güte und Liebe sind, nicht Gedanken des Zornes. Wenn wir nur glauben können, dass Gott ein gütiger Gott ist und dass er diese Welt in guten Händen trägt, dann ist schon das Schwere und Dunkle dieses Lebens von einem Licht beleuchtet, dann können wir schon glauben, dass das Dunkle und Schwere einen guten Ausgang nehmen wird, dass auch das, was wir nicht verstehen, einmal uns erklärt werden wird.

Die Weihnachtsbotschaft bedeutet aber nicht bloß, dass Gott die Welt liebt, sondern dass er sie so sehr geliebt hat, dass er seinen eingeborenen Sohn uns geschenkt hat. Gott ist nicht nur ein gütiger Lenker über der Welt, er ist auch ein liebevolles Wesen in der Welt. Er ist ein Bestandteil dieser Welt geworden, ein Geschöpf, ein Mensch, ein Knecht, ein Pilger, ein Bedürftiger, ein Gekreuzigter. Er ist mit ihr verbunden zu gleichem Weg, auf gleicher Stufe. Er hat seine Macht, er hat seine Sache, seine Ehre in diese Welt eingesenkt. Nun ist also keine Rede mehr davon, dass alles auf dieser Erde nur Untergang und Dunkel und Vernichtung ist. Nein, es ist eine Stelle, auf die Gott niedergestiegen ist und die dadurch leuchtend geworden ist.

Meine lieben Freunde, wir haben die Botschaft der Weihnacht oft und oft gehört, und es kann, wie es unter Menschen geht, das häufige Hören uns abtumpfen. „Quoditiana vilescunt“, sagten die Lateiner. Das, was man täglich hat, mit dem man täglich umgeht, das wird allmählich zur Gewohnheit. Aber das darf es nicht werden. Es muss die Botschaft der Weihnacht immer etwas Unerhörtes und Ungeheuerliches bleiben. Sooft wir im Credo der heiligen Messe beten: „Er ist um unseres Heiles willen zur Erde herabgestiegen“, da neigen wir das Haupt und beugen das Knie, und das ist richtig so, denn das ist eine so ungeheure Tatsache, dass man nur in die Knie sinken kann.

Anton Bruckner war Organist in dem Stift Sankt Florian in Österreich. In der Christnacht hatte er gar wundersam die Orgel gespielt. Am Morgen suchte man ihn, denn er war nicht nach Hause gekommen. Man fand Anton Bruckner, wie er vor der Krippe kniete, und man fragte ihn: „Meister, was habt Ihr die ganze Nacht hier getan?“ Bruckner entgegnete: „Ich habe nur immerfort vor mich hingesagt: Er ist ein Mensch geworden, er ist ein Mensch geworden. Und da bin ich vor Staunen nicht fertig geworden.“ Das ist Weihnachtsfreude, das ist Weihnachtslicht, das sind Weihnachtsgedanken. Er ist ein Mensch geworden, und da bin ich vor Stauen nicht fertig geworden.

Amen.



Prof. Dr. Georg May

## Weihnachten - Licht in der Nacht (2)

26.12. 2004

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir haben gestern erkannt, was Weihnachten bedeutet, nämlich ein Licht in der Nacht. Und das Licht, das da angezündet wurde, ist niemand anders als unser Herr und Heiland Jesus Christus. Er ist das Licht der Welt, weil er der Erlöser der Welt ist. Es ist für einige Augenblicke hell geworden auf den Weidegründen von Bethlehem, dort, wo die Herrlichkeit des Herrn die Hirten umleuchtete.

Aber dann wurde es gleich wieder finster, und in dem Stall und an dem Kinde, das in der Krippe lag, war von dem Lichte nichts zu sehen. Es war den Hirten kein Lichtschein als Zeichen gegeben, sondern ein Kind in der Krippe liegend und in Windeln gehüllt. Das ist kein Zeichen der Herrlichkeit, das ist ein Zeichen der Schwäche, der Kleinheit, der Armut und der Ohnmacht. Was ist schwächer als ein Kind, und was ist ärmer als ein Kind der Armut? Wenn es auch heranwachsen wird, der Lichtschein um dieses Kind wird nicht größer. Dieses Kind wird nur zu einem sehr schweren und dunklen Leben heranwachsen. Wenn es dereinst auf der Höhe des Lebens stehen wird, zu der Zeit, wo aus dem Menschen etwas werden muss, wenn überhaupt etwas aus ihm werden soll, dann wird er, der einst in der Krippe von Bethlehem lag, an einem Kreuze aufgehängt sein, verfehmt, ausgestoßen und verurteilt, vernichtet. Das an sich schon hilflose Kind wird im Laufe seines Lebens immer noch hilfloser. Und wenn es ans Ende des Lebens geht, dann ist das Dunkel, das seine ersten Stunden umgeben hat, zu einer vollen Nacht geworden. Denn in seiner Todesstunde gab selbst die Sonne ihren Schein nicht mehr. In der Nacht kommt dieses Licht zur Welt, und in der Nacht erlischt es.

Nein, erloschen ist es nicht. Das Licht blieb am Scheinen, und einige Jahrzehnte nach seinem Tode schrieb ein gläubiger und liebender Mensch: „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit.“ Und in diesen zweitausend Jahren ist doch auch viel von der Herrlichkeit des Herrn zu sehen gewesen. Das Licht ist noch da.

Aber auch die Nacht ist noch da. Und manchmal meinen wir, es wird immer noch dunkler, und wir stimmen in den Ruf, den beim Propheten Isaias einer erhebt, ein: „Wächter, wie weit ist es in der Nacht?“ Wie weit sind wir in unserem Elend, in unserem sittlichen, politischen, religiösen, kirchlichen Elend? Wie weit sind wir in der Nacht fortgeschritten? Sind wir vielleicht bald auf dem Grunde angekommen, so dass es jetzt wieder heller wird? Diese Frage bedrängt uns. Was wird das nächste Jahr, was wird der Winter uns bringen an seelischer Not, an sittlicher Fäulnis, an geistiger Auflösung, an politischer Verwirrung? Der Erlöser ist gekommen, hat gelebt und sein Leben für die Menschheit hingegeben. Er hat das Größte getan, was er tun konnte, sein göttliches Leben für sie hinzugeben. Aber die Erlösung scheint nicht voranzuschreiten. Es scheint die Unerlöstheit der Welt zu wachsen. Die Fülle der Zeit ist gekommen, denn die Geburt dieses Kindes hat uns die Fülle der Zeit gebracht, aber der Advent ist deswegen nicht zu Ende gegangen. Noch immer warten wir. Unser Glaube tastet noch immer im Dunkel, unsere Hoffnung rüstet sich zu endloser Geduld, unsere Liebe verrinnt im Leid, anscheinend hilflos, machtlos und vergeudet. Gott ist gekommen, aber als ein Kind, und ein Kind redet nicht. Und Gott schweigt immer noch. Kinder Gottes sind wir geworden, aber noch immer sind wir unmündige Kinder, und es ist nicht offenbar, was wir noch werden können.

Licht in der Nacht. Es lässt sich nicht leugnen, dass da ein Licht über uns steht, das vom Jesuskind ausgegangen ist, und dieses Licht ist ein wachsendes Licht. Es lässt sich aber auch nicht leugnen, dass die Nacht noch da ist, eine weltausfüllende Nacht, eine riesengroße Nacht. Beides ist richtig – Licht und Nacht. Werden wir nun endlich dazu kommen, zu begreifen, dass es so sein muss, dass Licht und Nacht zusammengehören, dass beides zusammengehören muss und dass gerade darin das Wunder, das Weihnachtswunder besteht, dass da ein Licht steht in der Nacht?

Wir hängen allzu sehr an dem oberflächlichen Gedanken, als ob das Licht sogleich die Nacht auslöschen müsste. Das geschieht doch nirgendwo. Wenn die Sonne bei uns aufgeht, dann geht sie über einem anderen Erdteil unter. Sie schiebt also die Nacht nur vor sich her. So ist es auch im seelischen Leben, ja selbst im übernatürlichen Leben. Licht, das in der Nacht scheint. Und das ist das Wunder, das unaussprechliche Wunder, dass da in der unendlichen Finsternis ein Punkt ist, der nicht zur Nacht wird, dass es in der Nacht ein bleibendes Licht gibt, das sich behauptet, das scheint und strahlt. Das ist das Wunder der Weihnacht. Wenn in der ganzen Welt voller Finsternis nur ein einziger Funkelstern wäre, er wäre mehr als die ganze Finsternis. Wenn in einer dunklen Zelle eine einzige Kerze brennt, dann ist sie mehr als das ganze Dunkel. Das Licht siegt schon dadurch, dass es da ist und dass es bleibt.

So ist auch das Licht von Bethlehem siegreich von Anfang an. Dass dieses Gotteskind, dass dieser Liebling des Vaters, dass dieser Offenbarer Gottes überhaupt gekommen ist und dass er geliebt ist, das ist schon sein Sieg. Und es hat Menschen gegeben, die Hirten, seine Eltern, Frauen, Arme, Kranke, Kinder und Heilige, die haben dieses Licht gesehen und die haben es in ihre Hände genommen und die haben es getragen. Sie haben es weitergetragen in alles Elend, in alle Not, in alle Flüchtigkeit der Zeit hinein. Sie durften dieses Licht tragen, wie seine Mutter es getragen hat. Und wie Simeon, der Greis, dieses Licht getragen hat, so dürfen auch wir dieses Licht tragen und anzünden, dürfen es überall anzünden, in jeder Not, in jedem Unglück, in jedem Zweifel, in jeder Verzweiflung.

Über die ganze Erde ist dieses Licht gedrungen und selbst in unsere Herzen. So dürfen wir jetzt dieses Licht in uns bergen und dürfen es in jede Höhle, in jeden Winkel, in jede Verlassenheit, in jedes Sterben hineinragen, und es erhellt alle diese Dunkelheiten. Das ist der Sieg des Lichtes, das ist das Wunder von Bethlehem, dass die zitternde Kerze mehr ist als die ganze weltausfüllende Nacht. Ja wohl, meine lieben Freunde, dass die Schwäche stark geworden ist, dass die Ohnmacht allmächtig geworden ist, dass das unendlich Kleine allgegenwärtig geworden ist, das wissen wir, seitdem wir das Kind von Bethlehem geschaut haben. Eine einzige brennende Kerze ist mehr als das ganze dunkle Weltall, als die ganze Finsternis ringsum. Und so ist es mit jedem Licht, das wir in der Nacht anzünden. Jede Treue, auch wenn sie nicht verstanden wurde, jede Liebe, auch wenn sie vergeudet wurde, jede Erlösung, auch wenn sie gekreuzigt wurde, jedes Blut, das scheinbar nutzlos und doch tapfer und frei vergossen wurde, jedes Herz, das in Liebe gebrochen wurde, jedes Leben, das in gutem Willen geopfert wurde – das ist das Allerrealste, was es gibt, das ist das Allermächtigste, das Ewige und das Unvergängliche.

So sicher, wie einmal ein Menschenkind Gottes Sohn war, so sicher, wie einmal ein Kind alle Macht besaß im Himmel und auf Erden, wie einmal ein Getöteter alles Leben in sich trug, so sicher ist auch, dass alle Weltnacht ein Weltlicht in sich trägt. Wir sagen oft so verzagt und so mutlos: Seht, da ist Finsternis; seht, da ist Nacht. Ja, aber noch viel wahrer und viel richtiger wäre es, zu sagen: Seht, da ist Licht! Seht, da ist das Kind, da ist die Mutter, da sind die Hirten, da sind Engel, da sind Heilige. Seht, da ist Gott. Ja, es ist Nacht, aber in der Nacht steht ein Licht. In der Armut der Krippe liegt das Heil der Armen und der Reichen. Am Kreuze hängt das Heil. Aus dem Leid fließt ewige Seligkeit, und in den Tränen reift und wächst die Liebe. Im Opfer gewinnt man das Leben; in der Selbsthingabe kommt Stillung und Friede; in der kämpfenden Tat liegt die ewige Ruhe. In der endlichen und vergänglichen Welt lebt und wirkt der unvergängliche Gott.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Zukunft – näher zu Gott

01.01.2005

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir wünschen uns am Neujahrestage ein glückseliges neues Jahr, denn wir sind an einem neuen Tor angekommen, nein, wir haben es schon durchschritten in dieser Nacht, das Tor zu einem neuen Jahr und zu einem neuen Abschnitt unseres Lebens. Wir beglückwünschen uns. Warum eigentlich? Weil wir uns freuen, dass wir wieder ein Jahr angefangen haben? Oder weil wir traurig sind, dass schon wieder ein Jahr zu Ende gegangen ist? Wir alle spüren es, vor allem wir Älteren, wie die Zeit rennt. Wie kostbar ist jede Stunde! Wenn man es einmal richtig bedenkt, dann muss man zu der Erkenntnis kommen, dass wir mit jeder Stunde – von der Geburt an – dem Tode näher kommen. Jede Stunde bringt uns dem Tode näher. Und das ist ein Anlaß, uns zu bedenken und gefasst zu machen. Unaufhaltsam strömen die Jahre dahin; immer nur eine kleine Weile, und dann sind sie vergangen. Ein neues Jahr kommt und geht, und einmal kommt das letzte Jahr. Für manche von uns wird dieses Jahr das letzte sein.

Die rollende Zeit, meine lieben Freunde, ist ein Geheimnis, ein Geheimnis schon für die Philosophie, die darüber nachsinnt, was die Zeit eigentlich ist. Aber auch ein Geheimnis in praktischer Hinsicht, denn die Zeit zerfällt in die Vergangenheit und in die Zukunft, in die Zukunft, die wir noch nicht voraussehen können, und in die Vergangenheit, die wir nicht mehr besitzen.

Wir wollen heute über die Zukunft und morgen über die Vergangenheit nachsinnen. Die Zukunft hat zwei Eigenschaften: sie ist unerforschlich und sie ist schicksalhaft. Sie kommt über uns, ob wir es wollen oder nicht. Die vielen Tausende, die Erholung gesucht haben an den Stränden in Südostasien, meinten sich selbst etwas Gutes zu tun, und dann kam die Flutwelle und riß sie in den Tod. Die Zukunft ist unerforschlich und schicksalhaft. Sie liegt wie ein dunkler Gang vor uns. Vielleicht können wir die ersten Schritte noch sehen oder jedenfalls erahnen, aber dahinter wird es ganz finster. Erwartungsvoll und zuweilen angstvoll bohren sich unsere Blicke in das Dunkel und möchten es durchdringen. Welche Rätsel, welche Schicksale, aber auch welche Wunder mögen da auf uns warten? Vor allem am Anfang des neuen Jahres bewegt uns die freudige oder hoffende Erwartung: Jetzt, in diesem Jahre muss es geschehen, das Wunder, muss die Wende kommen, das Große, das wir erhoffen. Wie oft, meine lieben Freunde, haben mir gute Menschen gesagt: „Ja, in diesem Jahre kommt es. In diesem Jahre greift Gott ein. In diesem Jahre führt er die Wende in Kirche und Welt herbei.“ Und das Jahr ist vorbeigegangen, und die Wende wurde nicht herbeigeführt, und es ist nicht gekommen, wie man uns gesagt hat. Zugleich aber zittern wird ob dessen, was in der Zukunft kommen kann. Wir zittern in Bangigkeit, denn wir fürchten, dass wieder neues Leid über uns kommen könnte, eine neue große Heimsuchung, und dass es schon auf uns lauert, das Furchtbare, und dass wir nicht daran vorbeikommen können, dass wir es nicht sehen, vielleicht nicht einmal ahnen können. Jedes Menschenherz hat so eine Ahnung, eine bange Ahnung, hat ein Zittern, hat ein Vorgefühl von Leid und Abschied und Trennung, von Bitterkeit und Untergang. In diesen frohen und bangen Erwartungen liegt aber auch der Reiz der Zukunft. Einerseits drückt uns die Furcht nieder, das Schicksal, der Schauer des Schicksals möge uns wieder erfassen, andererseits wieder erhebt uns auch die Hoffnung und die Erwartung, dass uns etwas an Glück beschieden sein könnte.

Läßt sich das Dunkel nicht erhellen? Sind wir nicht in der Lage, in das Dunkel hineinzuschauen, die Zukunft aufzuhellen? Meine lieben Freunde, wäre es gut, wenn wir das könnten? Würde es uns Nutzen bringen? Ist es nicht so viel besser, wenn das Zukünftige uns verborgen ist? Würde nicht die Angst uns lähmen und uns verbrennen? Würden nicht viele Lebensantriebe verloren gehen, wenn wir wüssten, was uns bestimmt ist? Wenn der starke Reiz aufhörte, der aus dem Dunkel auf uns zugeht?

Ich meine, es ist ein Meisterstück Gottes, dass er uns die Zukunft verborgen hat. Er hat uns über die Zukunft nur soviel mitgeteilt, wie wir wissen müssen, so dass wir mit ganzer Seele darauf warten können und hoffen dürfen, dass wir wissen: Es gibt eine Vollendung, und unser Ziel liegt im Kommenden. Wir sind vorwärts gerichtet auf die aufgehende Sonne. Gerade soviel ist uns geoffenbart, dass unser Herz uns nicht verzehren muss in abergläubischer Furcht, dass wir nicht beben vor Schrecken und Angst vor einem augenlosen und grausamen Schicksal. Wir wissen, es gibt ein sehendes Auge, ein Vaterauge, das über uns wacht. Wir wissen, es gibt eine Hand, eine Vaterhand, die uns auch im kommenden Jahre führen wird. Diese Hand hat alle Wege in die Zukunft gebahnt und ist uns zu führen bereit.

Andererseits hat die Offenbarung uns alles verborgen, was wir nicht wissen müssen, was zu wissen uns nicht frommt. Sie hat uns alles verborgen, was unsere Hoffnung untergraben könnte, was unsere Tatkraft lähmen könnte, was unsere Lebensfreude zerstören könnte, was nur unsere Neugierde reizen würde. Das letzte und endgültige Ziel ist uns gezeigt, aber was dazwischen liegt, das brauchen wir in den Einzelheiten nicht zu wissen, das würde uns nur verwirren und entmutigen. Der Heiland hat gesagt: „Jedem Tag genügt seine Plage.“ Ich habe immer die Menschen tief bedauert, die infolge einer unglücklichen Anlage oder Einstellung die Plage der Gegenwart mit der Angst vor der Zukunft verbinden und so niemals Ruhe finden und immer von Angst gepeinigt und gepeitscht sind. Nein, jeder Tag hat seine Plage, und die reicht, die genügt. Wir brauchen sie nicht zu häufen und zusammenzufassen mit der Plage, die morgen über uns kommen kann. Wir sollen nicht niedergedrückt werden durch die Voraussicht auf die kommenden Dinge.

Freilich, es gibt auch ein gewisses natürliches Mittel, um ein wenig von der Zukunft zu erkennen. Wir brauchen nur die Charaktere der Menschen anzuschauen, dann wissen wir ungefähr, wie sie sich in der Zukunft verhalten werden, obwohl es auch da Überraschungen gibt, leidvolle und freudige. Wir brauchen nur unser Berufsleben anzusehen, und dann wissen wir in etwa, wie die Zukunft aussehen wird. Wir wissen, was wir in Zukunft zu arbeiten, zu tun, zu leisten haben. Der Beruf weist uns den Weg. Wir kennen auch unsere Gesundheit und wissen, wie sie sich entwickeln wird, ahnen wenigstens, wie sie sich entwickeln wird. Wir wissen, wie eine Krankheit fortschreitet, und so können wir auch hier einen Blick in die Zukunft tun. Freilich ist das, was wir auf diese natürliche Weise von der Zukunft erkennen können, dürftig, vieldeutig und unsicher. Ein direktes Schauen in die Zukunft ist uns nicht möglich.

Nun gibt es Menschen, die sich einen Blick in die Zukunft ertrotzen, erobern, erzwingen oder erschleichen wollen. Immer wieder heißt es: Da ist einer, der kennt sich aus, da sind weissagende Stimmen, da sind weissagende Bücher, da sind weissagende Sterne, da sind weissagende Tische, da sind weissagende Frauen. O, meine Freunde, gehen wir nicht hinaus! Es sind alles falsche Propheten! Nur Gott und von Gott erleuchtete Menschen können uns die Zukunft enthüllen, und die sind selten. Sie tun es nur, wo es zu unserem Heile und zu unserer wirklichen Lebensförderung nötig ist. Alles andere sind Schleichwege, Irrwege und Umwege, die die Menschen nur in Enttäuschung oder Verzweiflung führen.

Welches ist der Grund, dass wir die Zukunft nicht erkennen können? Warum ist uns der Blick nicht vergönnt? Weil er ontologisch unmöglich ist, denn die Zukunft existiert ja noch gar nicht. Es ist nicht so, dass die Zukunft irgendwo bereitliegt, um dann auf uns herabzufallen. Nein, die Tatsache ist, dass es noch gar keine wirkliche Zukunft gibt, die Zukunft ist noch nicht wirklich geworden. Unser Blick kann nur so weit reichen, wie sie Gegenwart reicht, die kommende Zeit ist leer, ist noch keine wirkliche Zeit. Es gibt also kein Geschöpfliches, das über den gegenwärtigen Augenblick hinausreicht, das schon in der nächsten Stunde lebt, das heute schon den morgigen Tag lebt. Aber ein Wesen gibt es, das über den gegenwärtigen Augenblick hinausreicht, ein Wesen, dem schon der heutige Abends gegenwärtig ist, ein Wesen, dem der morgige Tag, ja das ganze heute begonnene Jahr und alle kommenden Jahre ebenso gegenwärtig sind wie die vergangenen Zeiten, nämlich Gott. Er ist außerhalb der Zeit, er ist über der Zeit. Er wird nicht erst, wie wir, sondern er ist. Er ist das „Nunc stans“, wie die Theologen des Mittelalters sagen, das „stehende Jetzt“. Ihm ist alles gegenwärtig, was war, was ist und was sein wird.

Aber Gott gibt uns keinen Teil an diesem Wissen. Für uns ist es ein ständiges Hineinwachsen in die Zukunft, die Gegenwart, die sich immer verlängert, bis zu unserem letzten Tage. Wir kennen nur die

einzigste Wirklichkeit, und das ist die Gegenwart, durch die wir hindurchschreiten in die Zukunft. Gott allein trägt alles Kommende; er ist die Brücke, über die wir schreiten, er ist das Himmelszelt, in das wir hineinwachsen, er ist das Strombett, in das wir uns ergießen. Unsere kommenden Jahre und Jahrtausende haben wir nur in ihm, und wir können sie nur in ihn hineinlegen. Und deswegen müssen wir ihm vertrauen. Er ist das einzige Wesen, das unsere Zukunft kennt und trägt, das einzige Wesen, das jetzt unsere kommenden Weg nicht nur sieht, sondern auch auf ihnen schon geht, das jetzt schon unter dem Himmel all unserer kommenden Jahre wohnt.

Meine lieben Freunde, am 14./15. April 1912 ging vor Neufundland in Kanada der große Luxusdampfer Titanic zugrunde. Er war mit einem Eisberg zusammengestoßen, und der Eisberg hatte ihn, den angeblich unsinkbaren Dampfer, aufgerissen. Das Wasser strömte hinein, und die große Masse der Passagiere und der Besatzung ging elendig zugrunde. Auf dem sinkenden Schiff aber spielte die Bordkapelle das Lied: „Nearer, my God, to Thee, nearer to Thee.“ Näher, mein Gott, zu dir, näher zu dir. Denn ein Verlangen ist erwacht in mir, zu schauen dein Angesicht in ungetrübtem Licht, wie es dein Wort verspricht. Näher zu dir, zu deinem Lichte hin, steht nun mein Sinn, und jeder Schritt zu dir ist mir Gewinn. Ich suche allein nur dich und folge willentlich der Hand, mit der du mich führst zu dir. Mir ist zwar unbekannt mein Lebenspfad, doch weiß ich, deine Hand die Leitung hat. Ob mich die Nacht bedeckt, ob mich der Satan schreckt, mich deine Rechte deckt, bin ich bei dir: Nearer, my God, to Thee, nearer to Thee.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Vergangenheit – Reue und Vergebung

02.01.2005

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten gestern begonnen, über die Zeit nachzusinnen und die beiden großen Rätsel der Zeit vorgestellt, nämlich die Zukunft und die Vergangenheit. Gestern sprachen wir über die Zukunft und über ihre Unerforschlichkeit und ihre Schicksalhaftigkeit. Heute wollen wir uns der Vergangenheit zuwenden. Und auch sie ist ein Rätsel, ein großes Rätsel. Ich fand einmal meine eigene leibliche Mutter in Tränen aufgelöst. Ich fragte: „Mutter, warum weinst du?“ „Weil ich schon so alt bin“, sagte sie. Das Alter war für sie ein Anlaß zu weinen: „Weil ich schon so alt bin.“ Das Leben ist vorübergegangen, und das kann einen traurig stimmen, wie schnell es vorübergegangen ist, wie die Jahre geeilt sind, wie flüchtig die Zeit ist.

Wenn wir einen Rückblick halten auf das, was im Leben war, dann können uns auch die Tränen kommen. Meine Großmutter sagte einmal zu mir: „Ich möchte das Leben noch einmal beginnen, aber mit dem Verstand, den ich jetzt habe.“ Denn der Unverstand hat eben manches im Leben angerichtet. „Mit dem Verstand, den ich jetzt habe.“

Wir schauen zurück in die Vergangenheit. Alles, was uns einmal bewegt hat an Freude und Leid, an Arbeit und Erfolg, an Kampf und an Tat, alles ist dahingerauscht. Eine kleine Weile können wir uns noch am Vergangenen erquicken in der Erinnerung, so wie man am Abend zurückschaut auf das Leben des vergangenen Tages. Aber dann wird alles gleichgültig, unwirklich und gespenstisch, als wäre es nie gewesen. Und wenn wir gar weiter zurückdenken in der Vergangenheit, an unsere Jugend, an den Idealismus und den Enthusiasmus der Jugend, aber auch an die Verfehlungen und Schwächen der Jugend, dann können wir wahrhaftig mit Besinnlichkeit und mit Traurigkeit erfüllt werden, dass alles vorüber ist, vorüber, vorüber.

Ist tatsächlich alles vorüber, meine lieben Freunde? Ist es nicht in Wirklichkeit so, dass nichts ganz vorübergeht, was irgendeinmal wirklich und real war, dass nichts ins Nichts zurückfällt? Vor allem unser geistiges Sein und unser geistiges Wesen, das verschwindet niemals ganz aus unserem Dasein. Unser Sein baut sich auf in der Zeit, allmählich, wie eine Pflanze sich aufbaut. So ist die Zeit, in der wir leben, nichts anderes als die allmähliche Entfaltung unseres Daseins. Die ganze Wirklichkeit, die wir einmal durchlebt haben, die sich durch die Zeitspanne unseres bisherigen Lebens aufgesammelt hat, ist noch in irgendeinem Sinne da. Alles, was bisher real war, geht niemals ganz verloren; es bleibt für alle Ewigkeit.

Das ist nun eine erschreckende und freilich auch beglückende Tatsache. Alles, was zum Aufbau unseres Wesens beitrug, was wir geschafft und gestrebt, was wir getan und gelitten haben, was wir erforscht und geliebt haben, das bleibt. Es besteht noch in der Zeit. Vor allem die Substanz unserer Seele bleibt erhalten, die innersten und persönlichsten Äußerungen und Entscheidungen dieser Seele, die ganz echten Regungen unseres Willens, ob sie nun edel oder erbärmlich waren, jenes innerste Ja- und Nein-Sagen, in dem wir die sittliche Tat vollbringen – nichts ist verschwunden aus dem Dasein. Was wir je Gutes gewollt, was wir je selbstlos geliebt und tapfer ertragen haben, das bleibt in alle Ewigkeit. Aber auch das Böse, alle Selbstsucht, alle Untreue, aller Eigennutz, alle Lüge, alle Feigheit, das je in uns war, auch das Böse bleibt in gewissem Sinn, denn es hängt ja an etwas Wirklichem, und deswegen, mag auch die Schuld vergeben werden, die Taten können niemals ausgelöscht werden. Die Wirklichkeit, an der das Böse hängt, bleibt. Was je in uns böse war, hat auch irgendeine Spur in uns hinterlassen, hat uns gezeichnet, hat uns gebrandmarkt. Wir wären andere Menschen, wenn wir das Böse nicht getan hätten. Wäre so manche dunkle Stunde in uns nicht gewesen, so manche schwarze Tat, so manches erbärmliche Wollen, wäre das nicht gewesen, dann wären wir ein anderer, als wir

wirklich sind. Es wäre in uns ein Reichtum, den wir jetzt nicht haben, weil wir ihn in der Sünde verspielt haben. Viele Menschen leiden entsetzlich unter dem, was in der Vergangenheit war, was sie in der Kindheit, in der Jugend, in der Ehe erlebt haben. Es bedrückt sie, es wandert mit ihnen, es bedrängt sie, und sie werden damit nicht fertig. Immer wieder stößt es auf, das Böse, was in ihrem Leben war, was sie in sich selbst erlebt haben oder an ihren Eltern oder an ihren Vorfahren. Manche werden ein Leben lang nicht damit fertig.

Doch gibt es zwei Mittel, um das Böse der Vergangenheit in etwa zu bewältigen. Das Böse, das wir selbst getan haben, bewältigen wir in der Reue. Es ist eine der tröstlichsten Wahrheiten des Christentums, dass es eben eine Erlösungsreligion ist, dass wir in der Reue zwar nicht die Taten ungeschehen machen können, aber dass wir durch die Reue die Schuld von uns abwerfen können. Es ist tatsächlich so, was Gott durch seine Propheten gesprochen hat: „Wären deine Sünden rot wie Scharlach, sie sollen weiß werden wie der Schnee.“ Die Taten der Vergangenheit in unserem eigenen Leben können wir nicht ungeschehen machen, aber ihre Schuld können wir durch die Reue tilgen. Und was die anderen uns angetan haben, unsere Vorfahren, unsere Eltern vielleicht, unsere Nachbarn und Freunde und Arbeitskollegen – Bismarck sagte einmal: „Ein Kollege ist ein Wesen, vor dem man sich vorsehen muss!“ – alles, was sie uns angetan haben, das können wir zwar auch nicht ungeschehen machen, aber wir können den Stachel aus diesem Geschehen ziehen, indem wir verzeihen. Indem wir verzeihen! Wir können es nicht vergessen, aber wir können es vergeben.

Das sind die beiden Weisen, meine lieben Freunde, wie wir mit den Schatten der Vergangenheit in etwa zurecht kommen können. Aber noch einmal: Was je in unser Leben eingetreten ist, das bleibt in irgendeinem Sinne; es bleibt und wirkt. Das ist auch der Grund dafür, warum wir vorsichtig wandeln müssen, warum wir immer denken müssen: Was wir heute tun, was wir heute denken, was wir heute wollen, das wirkt sich auch in die Zukunft für mich aus. Vergangenheit und Zukunft sind miteinander verflochten. Es gibt einen Einfluß der Vergangenheit auf die Zukunft. Wir bauen in jedem Augenblick, den wir leben, die Zukunft. Was wir tun in Liebe und Treue, das bleibt in uns als wirkender Keim, das wandert in uns durch das neue Jahr. Das ist ein Samenkorn, das wir heute legen, das im kommenden Jahr wachsen soll, und je, was in unserer Seele ist an Gewinn oder Verlust, an Licht oder Finsternis, das wandert mit uns und wird ein Keim, der im kommenden Jahr wachsen wird.

Da sehen wir, wie kostbar die Zeit ist, wie kostbar jede Handlung ist, wie unauslöschlich alles ist, was wir getan und was wir gelitten haben. Dass wir also vorsichtig wandeln müssen und die Zeit auskaufen müssen. Der heilige Pfarrer von Ars hat einmal gesagt: „Hätten die Verdammten die Zeit, die wir manchmal so unnützlich vertun, welchen heilsamen Gebrauch würden sie davon machen! Hätten sie nur eine halbe Stunde Zeit, diese halbe Stunde entvölkerte die Hölle!“ So ist es tatsächlich. Es ist die Zeit kostbar, eigentlich der kostbarste Besitz, den wir überhaupt haben. „Der Augenblick wird kommen,“ schreibt einmal die „Nachfolge Christi“, „wo du nur einen einzigen Tag oder eine Stunde dir wünschen wirst, um dich zu bessern. Aber ich weiß nicht, ob du sie erlangen wirst.“ Jetzt noch haben wir die Zeit, jetzt noch wollen wir sie benutzen. Jetzt wollen wir daran denken, daß alles, was wir denken und tun, dass das unsere Persönlichkeit formt und mit uns in die Zukunft geht. Wir bauen tatsächlich buchstäblich unsere Zukunft, unser Leben und unser Wesen. Der Bau unseres eigenen Selbst, der Bau unserer Seele, das ist das Entscheidende, was wir zu leisten haben. Und wie weit wir damit fertig sind, das wird sich am letzten Tage unseres Lebens zeigen.

In einem Psalm heißt es einmal, als Bitte an Gott gerichtet: „Rufe mich nicht ab in der Mitte meiner Tage!“ Es kommt aber nicht auf die Zahl der Tage an. Auch die Frühvollendeten können Werke vieler Jahre schaffen. Denke wir an Wolfgang Amadeus Mozart, der mit 35 Jahren in die Ewigkeit ging und der doch Unsterbliches geschaffen hat! Nein, der Sinn dieses Betens: „Rufe mich nicht ab in der Mitte meiner Jahre“ ist ein anderer. Er bedeutet: Rufe mich nicht ab in der Mitte meiner Werke! Rufe mich nicht ab, wenn ich mein Wesen und mein Werk erst halb getan habe! Rufe mich nicht ab, wenn noch alles wüst und leer in mir ist! Rufe mich nicht ab, solange meine Jahre noch vergeudet sind! Aber wenn einmal meine Zeit erfüllt ist, wenn einmal die Reife da ist, dann, o Herr, dann laß mich heimkommen und meine Garben tragen in die Scheuern des ewigen Lebens!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Herrlichkeit des Herrn erscheint

09.01.2005

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Vor wenigen Tagen begingen wir das Fest der Erscheinung des Herrn, Epiphanie. Damit ist gemeint das Sichtbarwerden, das Offenbarwerden seiner Herrlichkeit. Wir haben die verschiedenen Begebnisse erwähnt, in denen und an denen die Menschen die Herrlichkeit Gottes erkennen konnten. Und wir haben gesagt, dass alle Knie sich beugen müssen ob der Herrlichkeit Gottes, die in Jesus offenbar geworden ist.

Es bleibt uns eine zweite Frage zu stellen. Die erste Frage lautete, ob Gott uns erscheint, und die Antwort sind diese Begebnisse, von denen wir gesprochen haben. Aber jetzt kommt die zweite Frage, und die lautet, ob wir ihn erschauen, ob wir seine Erscheinung wahrnehmen, ob wir die Herrlichkeit des Herrn auch sehen, wie sie Johannes gesehen hat: „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen“, so sagt er, „voll der Gnade und Wahrheit.“ Auch Petrus hat bekannt: „Wir haben geglaubt und erkannt, dass du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Und sogar der heidnische Hauptmann unter dem Kreuze hat das Bekenntnis abgelegt: „Wahrhaftig, dieser Mann war Gottes Sohn!“ Aber was ist mit dem Judas? Warum hat Judas nicht sein Knie gebeugt vor dem, vor dem sich alle Knie beugen müssen? Und was ist mit den Hohenpriestern und Schriftgelehrten, die ihn als einen Missetäter und Betrüger bezeichneten? Was ist mit den Volksmassen, die riefen: „Hinweg mit ihm! Ans Kreuz mit ihm!“? Haben die alle seine Herrlichkeit nicht gesehen?

Und wir, meine lieben Freunde, wenn wir uns fragen: Was halten wir vom Menschensohn? Können auch wir sagen: Wir haben geglaubt und erkannt, dass du bist der Sohn Gottes? Und wenn wir den Glauben besitzen, was sagt unser Leben? Was sagt unser Erleben? Was sagen unsere Sinne? Werden sie antworten: Wir haben seine Herrlichkeit gesehen? Ist er auch uns sichtbar geworden, so dass wir eine wirkliche Epiphanie Gottes erleben konnten? Das Sichtbarwerden Gottes in dieser Welt, meine lieben Freunde, ist nicht so, dass wir die Gottheit schleierlos schauen dürfen. Wem der Sohn Gottes in sichtbarer Gestalt begegnete, der konnte doch immer noch nicht sagen, dass er die Gottheit selbst geschaut hatte. Er sah den Menschen Jesus von Nazareth. Er hat einen Leib gesehen, von dem der Sohn Gottes sagt: „Das ist mein Leib.“ Er hat Augen gesehen von wunderbarem Glanz, und Gott hat ihn aus diesen Augen angeschaut, aber es waren doch immerhin Menschaugen. Er hat eine mächtige und milde und schaffende Hand gespürt, und es war die Hand des Allmächtigen. Aber es war nicht die Gottheit selbst, die er angerührt hat. Thomas durfte seine Hand in die Seitenwunde des Herrn legen, aber er hat doch nicht ins Innere der Gottheit selbst gegriffen.

Es sind also immer noch Schleier da. Es ist das Menschliche, es ist das Irdische, es ist das Geschaffene, es ist ein Leib, es ist eine Seele, es sind Geschöpfe Gottes. Aber das Ungeschaffene, das Göttliche, das kann man nicht sehen, nicht greifen und nicht berühren. Gott hat sich geoffenbart auch in allem, was Jesus tat, in seinen Wundern und Zeichen, in seinen Machttaten, in seinen Totenerweckungen, er offenbart sich in seiner Kirche, die ja nichts anderes ist als der fortlebende Christus, aber das alles unter menschlicher Gestalt. Gottes Herrlichkeit und Gnade ist in der Kirche, aber unter Schleiern verborgen, unter den Schleiern des Menschlichen und des Allzumenschlichen.

So sind auch die Epiphanien Gottes in unserem Innern. Gott spricht in unserer Seele, wenn wir nur hören wollen. Aber es klingt wie eine Stimme aus unserem eigenen Herzen. Gott leuchtet aus der Heiligkeit und aus der Güte eines Menschen, aber es ist doch immer dieser Mensch mit seiner Art und mit seinem Wesen, dem wir da begegnen. Und so ist es erst recht bei den Wundern Gottes in der Natur. Das Meer rauscht, aber es ist doch immer nur ein Schwall gewaltiger Wasser. Die Sterne funkeln, aber es ist doch nicht das Licht Gottes, es ist eine Fülle von glänzenden Gasen, die wir da sehen. Die



Welt ist tief und unergründlich, und so tief wir auch graben, wir kommen niemals auf ihren göttlichen Grund. Niemals bleibt in unseren Experimenten und Berechnungen, in unseren Röhren und in unseren Messinstrumenten das Göttliche selbst als das letzte Ergebnis des Destillierens. Es sind immer nur Spiegelbilder und Rätselschriften.

Ist das zum Verzagen oder gar zum Verzweifeln, meine lieben Freunde? Nein, es kann gar nicht anders sein. Es muss so sein. Denn all unser Erkennen berührt ja niemals die Wirklichkeit selbst, sondern immer nur ein Erzeugnis unserer eigenen Seele, die Farben, die Töne, die Begriffe und die Systeme, hinter denen erst das Wirkliche steht. Kein Geringerer als Romano Guardini hat diese Tatsache in die schönen Worte gefasst: „Mein Endlichkeit selbst, ich selbst bin der Schleier, der Gott verbirgt.“ Mein Endlichkeit selbst, ich selbst bin der Schleier, der Gott verbirgt. Es müsste schon Gott unmittelbar in unsere Seele treten, damit wir ihn selbst erschauen und erleben können. Das wird ja einmal sein, das wird ja einmal an uns geschehen, es ist uns ja verheißen, und wir dürfen darauf hoffen, und wir dürfen darauf bauen. Aber das geschieht erst drüben und nicht hienieden. Hienieden bleibt unabänderlich, was Johannes der Evangelist feststellt: „Niemand hat Gott gesehen.“ Selbst wenn wir den eingeborenen Sohn Gottes schauen, die Schleier des Menschlichen, des Geschöpflichen werden uns nicht abgenommen. Der Dichter Rilke sagt: „Gott ist unser Nachbar geworden.“ Ja, das ist er, aber durch eine Wand von uns getrennt. So dünn die Wand auch sein mag, Gott ist durch eine Wand von uns getrennt.

Darum bleibt auch die Möglichkeit, dass Gott in dieser Welt übersehen werden kann. Es bleibt die Möglichkeit, zu zweifeln und zu verzweifeln. Es bleibt die Möglichkeit, Gottes Herrlichkeit zu verneinen und zu verleugnen, die Möglichkeit, zu sagen, wie der Tor es in seinem Herzen sagt: Es ist kein Gott. So sagt der Tor. Einen Tor nennt das Buch der Weisheit einen Menschen, der Gott leugnet, weil es ihm an Vollendung des Wesens und des Charakters fehlt. Um Gott zu erkennen, braucht es nicht nur Verstand, sondern es gehört dazu auch eine gewisse Reife des Charakters, eine Güte des Herzens, eine Bereitschaft des Willens, eine Empfänglichkeit und Aufgeschlossenheit der Seele, eine Sammlung und Vertiefung des inneren Menschen. Wer ganz ausgegossen lebt, wer nur auf der Oberfläche sich bewegt, wer nicht in die Tiefe schaut und nicht in die Weite blickt, der ist in Gefahr, Gott zu übersehen. Je mehr der Mensch aber er selber wird, je wertvoller und je reicher er an Charakter und Wesen und Kraft und Geist wird, um so leichter und deutlicher, um so leuchtender sieht er die Epiphanien Gottes in der Natur, in der Geschichte, in der Kirche. Es ist dann, als ob alle Dinge durchscheinend würden für Gott. Wir können das vergleichen, meine lieben Freunde, mit einem Blick in den Sternenhimmel. Man muss lange und aufmerksam zum Himmel schauen, wenn man die Sterne und die Sternbilder zusammenfügen will. Erst dem, der Geduld hat und den Horizont mit seinen Augen abwandert, erschließen sich die Herrlichkeiten des Sternenhimmels. Wer ein solcher Mensch ist, wer in dieser Weise zur Vollendung seines Wesens strebt, auch wenn er sie auf Erden nicht erlangt, einem solchen Menschen kommt Gott entgegen. Ihm schenkt er seine eigenen Epiphanien, die er anderen nicht gewährt. Es kann geschehen, dass er einem solchen aufmerksamen Menschen fast hörbar zu Herzen redet. Es kann geschehen, dass er einem solchen gesammelten und innerlichen Menschen auch sichtbar die Lebensgeschicke fügt und knüpft. Es kann geschehen, dass er einem solchen empfänglichen Menschen auch in greifbarer Wirklichkeit die Bittgebete erhört. Und es kann geschehen, dass er einem solchen ganz ergebenen und vertrauenden Menschen seine tatsächlichen Erweise wunderbarer Nähe gewährt. Während andere, weniger sehende Menschen klagend durch die Welt gehen und sagen: Wo ist mein Gott? Wo ist unser Gott?, da schmiegen sich diese wahrhaften Seher nicht nur an Gott, sondern auch an die Welt und an die Schöpfung und an Christus und an die Kirche. Ja, sie schmiegen sich auch an das Leid und an den Tod, und sie sagen, wie es ein Kind sagt, das sich an Vater und Mutter schmiegt und flüstert: Ich habe ihn gefunden, den meine Seele liebt. Ich halte ihn und lasse ihn nicht mehr los.

Amen.